Theodor Fontane.

Irrungen, Wirrungen.

Roman.

Leipzig.
Verlag von F. W. Steffens.

Verlag von J. W. Steffens in Leipzig.

Aus dem Leben eines Taugenichts.

Novelle

von

Joseph von Eichendorff.

elegant broschirt. Preis 1 Mark.
elegant gebunden. Preis 1 Mark 50 Pfge.

Das nervöse Jahrhundert.

von

Professor Paul Mantegazza.

broschirt. Preis 2 Mark.
elegant gebunden. Preis 3 Mark.

In der Loge „Archimedes zum flammenden Stern."

Roman

von

E. von Naundorf.

broschirt. Preis 3 Mark.
elegant gebunden. Preis 4 Mark.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig.

Irrungen, Wirrungen.

Irrungen, Wirrungen.

Roman

von

Theodor Fontane.

Leipzig.
Verlag von F. W. Steffens.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

Alle Rechte vorbehalten.

Erstes Kapitel.

An dem Schnittpunkte von Kurfürstendamm und Kurfürstenstraße, schräg gegenüber dem „Zoologischen“, befand sich in der Mitte der 70er Jahre noch eine große, feldeinwärts sich erstreckende Gärtnerei, deren kleines, dreifenstriges, in einem Vorgärtchen um etwa hundert Schritte zurückgelegenes Wohnhaus, trotz aller Kleinheit und Zurückgezogenheit, von der vorübergehenden Straße her sehr wohl erkannt werden konnte. Was aber sonst noch zu dem Gesammtgewese der Gärtnerei gehörte, ja die recht eigentliche Hauptsache derselben ausmachte, war durch eben dies kleine Wohnhaus wie durch eine Kulisse versteckt und nur ein roth und grün gestrichenes Holzthürmchen mit einem halb weggebrochenen Zifferblatt unter der Thurmspitze (von Uhr selbst keine Rede) ließ vermuthen, daß hinter dieser Kulisse noch etwas anderes verborgen sein müsse, welche Vermuthung denn auch in einer von Zeit zu Zeit aufsteigenden, das Thürmchen umschwärmenden Tauben-

schaar und mehr noch in einem gelegentlichen Hundegeblaff ihre Bestätigung fand. Wo dieser Hund eigentlich steckte, das entzog sich freilich der Wahrnehmung, trotzdem die hart an der linken Ecke gelegene, von früh bis spät aufstehende Hausthür einen Blick auf ein Stückchen Hofraum gestattete. Ueberhaupt schien sich nichts mit Absicht verbergen zu wollen, und doch mußte jeder, der zu Beginn unserer Erzählung des Weges kam, sich an dem Anblick des dreifenstrigen Häuschens und einiger im Vorgarten stehenden Obstbäume genügen lassen.

* * *

Es war die Woche nach Pfingsten, die Zeit der langen Tage, deren blendendes Licht mitunter kein Ende nehmen wollte. Heut aber stand die Sonne schon hinter dem Wilmersdorfer Kirchthurm und statt der Strahlen, die sie den ganzen Tag über herabgeschickt hatte, lagen bereits abendliche Schatten in dem Vorgarten, dessen halbmärchenhafte Stille nur noch von der Stille des von der alten Frau Nimptsch und ihrer Pflegetochter Lene miethweise bewohnten Häuschens übertroffen wurde. Frau Nimptsch selbst aber saß wie gewöhnlich an dem großen, kaum fußhohen Herd ihres die ganze Hausfront einnehmenden Vorderzimmers und sah, hockend und vorgebeugt, auf einen rußigen alten Theekessel,

dessen Deckel, trotzdem der Wrasen auch vorn aus der Tülle quoll, beständig hin und her klapperte. Dabei hielt die Alte beide Hände gegen die Gluth und war so versunken in ihre Betrachtungen und Träumereien, daß sie nicht hörte, wie die nach dem Flur hinausführende Thür aufging und eine robuste Frauensperson ziemlich geräuschvoll eintrat. Erst als diese letztre sich geräuspert und ihre Freundin und Nachbarin, eben unsre Frau Nimptsch, mit einer gewissen Herzlichkeit bei Namen genannt hatte, wandte sich diese nach rückwärts und sagte nun auch ihrerseits freundlich und mit einem Anfluge von Schelmerei: „Na, das is recht, liebe Frau Dörr, daß Sie 'mal wieder 'rüberkommen. Und noch dazu von's „Schloß". Denn ein Schloß is es und bleibt es. Hat ja 'nen Thurm. Un nu setzen Sie sich .. Ihren lieben Mann hab' ich eben weggehen sehen. Und muß auch. Is ja heute sein Kegelabend."

Die so freundlich als Frau Dörr Begrüßte war nicht blos eine robuste, sondern vor allem auch eine sehr stattlich aussehende Frau, die, neben dem Eindruck des Gütigen und Zuverlässigen, zugleich den einer besonderen Beschränktheit machte. Die Nimptsch indessen nahm sichtlich keinen Anstoß daran und wiederholte nur: „Ja, sein Kegelabend. Aber, was ich sagen wollte, liebe Frau Dörr, mit Dörren seinen

Hut, das geht nicht mehr. Der is ja schon fuchsblank und eigentlich schimpfierlich. Sie müssen ihn ihm wegnehmen und einen andern hinstellen. Vielleicht merkt er es nich.. Und nu rücken Sie 'ran hier, liebe Frau Dörr, oder lieber da drüben auf die Hutsche.. Lene, na Sie wissen ja, is ausgeflogen un hat mich mal wieder in Stich gelassen."

„Er war woll hier?"

„Freilich war er. Und Beide sind nu ein Bischen auf Wilmersdorf zu; den Fußweg lang, da kommt keiner. Aber jeden Augenblick können sie wieder hier sein."

„Na, da will ich doch lieber gehn."

„O nich doch, liebe Frau Dörr. Er bleibt ja nich. Und wenn er auch bliebe, Sie wissen ja, der is nicht so."

„Weiß, weiß. Und wie steht es denn?"

„Ja, wie soll es stehn? Ich glaube, sie denkt so was, wenn sie's auch nich wahr haben will, und bildet sich was ein."

„O Du meine Güte," sagte Frau Dörr, während sie, statt der ihr angebotenen Fußbank, einen etwas höheren Schemel heranschob: „O Du meine Güte, denn is es schlimm. Immer wenn das Einbilden anfängt, fängt auch das Schlimme an. Das is wie Amen in der Kirche. Sehen Sie, liebe Frau Nimptsch, mit mir war es ja eigentlich ebenso, man

blos nichts von Einbildung. Und blos darum war es auch wieder ganz anders."

Frau Nimptsch verstand augenscheinlich nicht recht, was die Dörr meinte, weshalb diese fortfuhr: „Und weil ich mir nie was in'n Kopp setzte, darum ging es immer ganz glatt und gut und ich habe nu Dörren. Na, viel is es nich, aber es is doch 'was Anständiges und man kann sich überall sehen lassen. Und drum bin ich auch in die Kirche mit ihm gefahren und nich blos Standesamt. Bei Standesamt reden sie immer noch." Die Nimptsch nickte.

Frau Dörr aber wiederholte: „Ja, in die Kirche, in die Matthäikirche un bei Büchsel'n. Aber was ich eigentlich sagen wollte, sehen Sie, liebe Frau Nimptsch, ich war ja woll eigentlich größer und anziehlicher als die Lene, un wenn ich auch nicht hübscher war (denn so was kann man nie recht wissen un die Geschmäcker sind so verschieden), so war ich doch so mehr im Vollen un das mögen manche. Ja, so viel is richtig. Aber wenn ich auch so zu sagen fester war un mehr im Gewicht fiel un so was hatte, nu ja, ich hatte so was, so war ich doch immer man ganz einfach un beinah simpel un was nu er war, mein Graf, mit seine fuffzig auf'm Puckel, na, der war auch man ganz simpel und blos immer kreuzfidel un unanständig.

„Und da reichen ja keine hundert Mal, daß ich ihm gesagt habe: „Ne, ne, Graf, das geht nicht, so was verbitt' ich mir" . . . Und immer die Alten sind so. Und ich sage blos, liebe Frau Nimptsch, Sie können sich so was gar nich denken. Gräßlich war es. Und wenn ich mir nu der Lene ihren Baron ansehe, denn schämt es mir immer noch, wenn ich denke wie meiner war. Und nu gar erst die Lene selber. Jott, ein Engel is sie woll grade auch nich, aber propper und fleißig un kann alles und is für Ordnung un für's Reelle. Und sehen Sie, liebe Frau Nimptsch, das is grade das Traurige. Was da so 'rumfliegt, heute hier un morgen da, na, das kommt nicht um, das fällt wie die Katz' immer wieder auf die vier Beine, aber so'n gutes Kind, das alles ernsthaft nimmt und alles aus Liebe thut, ja, das ist schlimm . . . Oder vielleicht is es auch nich so schlimm; Sie haben sie ja blos angenommen un is nich Ihr eigen Fleisch und Blut un vielleicht is es eine Prinzessin oder so was."

Frau Nimptsch schüttelte bei dieser Vermuthung den Kopf und schien antworten zu wollen. Aber die Dörr war schon aufgestanden und sagte, während sie den Gartensteig hinunter sah: „Gott, da kommen sie. Und blos in Zivil, un Rock un Hose ganz egal. Aber man sieht es doch! Und nu sagt er ihr was ins Ohr und sie lacht so vor sich hin. Aber

ganz roth is sie geworden ... Und nu geht er. Und nu ... wahrhaftig, ich glaube, er dreht noch mal um. Nei, nei, er grüßt blos noch mal und sie wirft ihm Kußfinger zu ... Ja, das glaub' ich: so was laß ich mir gefallen ... Nei, so war meiner nich."

Frau Dörr sprach noch weiter, bis Lene kam und die beiden Frauen begrüßte.

Zweites Kapitel.

Andern Vormittags schien die schon ziemlich hochstehende Sonne auf den Hof der Dörr'schen Gärtnerei und beleuchtete hier eine Welt von Baulichkeiten, unter denen auch das „Schloß" war, von dem Frau Nimptsch am Abend vorher mit einem Anfluge von Spott und Schelmerei gesprochen hatte. Ja, dies „Schloß"! In der Dämmerung hätt' es bei seinen großen Umrissen wirklich für etwas Derartiges gelten können, heut aber, in unerbittlich heller Beleuchtung daliegend, sah man nur zu deutlich, daß der ganze bis hoch hinauf mit gothischen Fenstern bemalte Bau nichts als ein jämmerlicher Holzkasten war, in dessen beide Giebelwände man ein Stück Fachwerk mit Stroh- und Lehmfüllung eingesetzt hatte, welchem vergleichsweise soliden Einsatze zwei Giebelstuben entsprachen. Alles andere war bloße Steindiele, von der aus ein Gewirr von Leitern zunächst auf einen Boden und von diesem höher hinauf in das als Taubenhaus dienende Thürmchen

führte. Früher, in Vor-Dörr'scher Zeit, hatte der ganze riesige Holzkasten als bloße Remise zur Aufbewahrung von Bohnenstangen und Gießkannen, vielleicht auch als Kartoffelkeller gedient, seit aber, vor so und so viel Jahren, die Gärtnerei von ihrem gegenwärtigen Besitzer gekauft worden war, war das eigentliche Wohnhaus an Frau Nimptsch vermiethet und der gothisch bemalte Kasten, unter Einfügung der schon erwähnten zwei Giebelstuben, zum Aufenthalt für den damals verwittweten Dörr hergerichtet worden, eine höchst primitive Herrichtung, an der seine bald danach erfolgende Wiederverheirathung nichts geändert hatte. Sommers war diese beinah fensterlose Remise mit ihren Steinfliesen und ihrer Kühle kein übler Aufenthalt, um die Winterzeit aber hätte Dörr und Frau, sammt einem aus erster Ehe stammenden zwanzigjährigen, etwas geistesschwachen Sohn, einfach erfrieren müssen, wenn nicht die beiden großen, an der andern Seite des Hofes gelegenen Treibhäuser gewesen wären. In diesen verbrachten alle drei Dörrs die Zeit von November bis März ausschließlich, aber auch in der besseren und sogar in der heißen Jahreszeit spielte sich das Leben der Familie, wenn man nicht gerade vor der Sonne Zuflucht suchte, zu großem Theile vor und in diesen Treibhäusern ab, weil hier alles am bequemsten lag: hier standen die Treppchen und Estraden, auf denen

die jeden Morgen aus den Treibhäusern hervor geholten Blumen ihre frische Luft schöpfen durften, hier war der Stall mit Kuh und Ziege, hier die Hütte mit dem Ziehhund und von hier aus erstreckte sich auch das wohl fünfzig Schritte lange Doppel-Mistbeet, mit einem schmalen Gange dazwischen, bis an den großen, weiter zurückgelegenen Gemüsegarten. In diesem sah es nicht sonderlich ordentlich aus, einmal weil Dörr keinen Sinn für Ordnung, außerdem aber eine so große Hühnerpassion hatte, daß er diesen seinen Lieblingen, ohne Rücksicht auf den Schaden, den sie stifteten, überall umherzupicken gestattete Groß freilich war dieser Schaden nie, da seiner Gärtnerei, die Spargelanlagen abgerechnet, alles Feinere fehlte. Dörr hielt das Gewöhnlichste zugleich für das Vortheilhafteste, zog deshalb Majoran und andere Wurstkräuter, besonders aber Porré, hinsichtlich dessen er der Ansicht lebte, daß der richtige Berliner überhaupt nur drei Dinge brauche: eine Weiße, einen Gilka und Porré. „Bei Porré," schloß er dann regelmäßig, „ist noch keiner zu kurz gekommen." Er war überhaupt ein Original, von ganz selbstständigen Anschauungen und einer entschiedenen Gleichgiltigkeit gegen das, was über ihn gesagt wurde. Dem entsprach denn auch seine zweite Heirath, eine Neigungsheirath, bei der die Vorstellung von einer besondren Schönheit seiner Frau

mitgewirkt und ihr früheres Verhältniß zu dem Grafen, statt ihr schädlich zu sein, gerad umgekehrt den Ausschlag zum Guten hin gegeben und einfach den Vollbeweis ihrer Unwiderstehlichkeit erbracht hatte. Wenn sich dabei mit gutem Grunde von Ueberschätzung sprechen ließ, so doch freilich nicht von Seiten Dörr's in Person, für den die Natur, so weit Aeußerlichkeiten in Betracht kamen, ganz ungewöhnlich wenig gethan hatte. Mager, mittelgroß und mit fünf grauen Haarsträhnen über Kopf und Stirn, wär' er eine vollkommene Trivial-Erscheinung gewesen, wenn ihm nicht eine zwischen Augenwinkel und linker Schläfe sitzende braune Pocke 'was Apartes gegeben hätte. Weshalb denn auch seine Frau nicht mit Unrecht und in der ihr eigenen ungenierten Weise zu sagen pflegte: „Schrumplig is er man, aber von links her hat er so was Borsdorfriges."

Damit war er gut getroffen und hätte nach diesem Signalement überall erkannt werden müssen, wenn er nicht tagaus tagein eine mit einem großen Schirm ausgestattete Leinwandmütze getragen hätte, die, tief ins Gesicht gezogen, sowohl das Alltägliche wie das Besondere seiner Physiognomie verbarg.

Und so, die Mütze sammt Schirm ins Gesicht gezogen, stand er auch heute wieder, am Tage nach dem zwischen Frau Dörr und Frau Nimptsch ge-

führten Zwiegespräche, vor einer an das vordere Treibhaus sich anlehnenden Blumen-Estrade, verschiedene Goldlack- und Geranium-Töpfe bei Seite schiebend, die morgen mit auf den Wochenmarkt sollten. Es waren sämmtlich solche, die nicht im Topf gezogen, sondern nur eingesetzt waren, und mit einer besonderen Genugthuung und Freude ließ er sie vor sich aufmarschiren, schon im Voraus über die „Madams" lachend, die morgen kommen, ihre herkömmlichen fünf Pfennig abhandeln und schließlich doch die Betrogenen sein würden. Es zählte das zu seinen größten Vergnügungen und war eigentlich das Hauptgeistesleben, das er führte. „Das bischen Geschimpfe ... Wenn ich's nur mal mit anhören könnte."

So sprach er noch vor sich hin, als er, vom Garten her, das Gebell eines kleinen Köters und dazwischen das verzweifelte Krähen eines Hahns hörte, ja, wenn nicht alles täuschte, *seines* Hahns, seines Lieblings mit dem Silbergefieder. Und sein Auge nach dem Garten hin richtend, sah er in der That, daß ein Haufen Hühner auseinander gestoben, der Hahn aber auf einen Birnbaum geflogen war, von dem aus er gegen den unten kläffenden Hund unausgesetzt um Hilfe rief.

„Himmeldonnerwetter," schrie Dörr in Wuth, „das is wieder Bollmann seiner ... Wieder durch

den Zaun ... I, da soll doch" ... Und den Geraniumtopf, den er eben musterte, rasch aus der Hand setzend, lief er auf die Hundehütte zu, griff nach dem Kettenzwickel und machte den großen Ziehhund los, der nun sofort auch wie ein Rasender auf den Garten zuschoß. Eh dieser jedoch den Birnbaum erreichen konnte, gab „Vollmann seiner" bereits Fersengeld und verschwand unter dem Zaun weg ins Freie, — der fuchsgelbe Ziehhund zunächst noch in großen Sätzen nach. Aber das Zaunloch, das für den Affenpinscher grad ausgereicht hatte, verweigerte ihm den Durchgang und zwang ihn, von seiner Verfolgung Abstand zu nehmen.

Nicht besser erging es Dörr selber, der inzwischen mit einer Harke herangekommen war und mit seinem Hunde Blicke wechselte. „Ja, Sultan, diesmal war es nichts." Und dabei trottete Sultan wieder auf seine Hütte zu, langsam und verlegen, wie wenn er einen kleinen Vorwurf herausgehört hätte. Dörr selbst aber sah dem draußen in einer Ackerfurche hinjagenden Affenpinscher nach und sagte nach einer Weile: „Hol' mich der Deubel, wenn ich mir nich 'ne Windbüchse anschaffe, bei Mehles oder sonst wo. Un denn pust' ich das Biest so stille weg, und kräht nich Huhn nich Hahn danach. Nich mal meiner."

Von dieser ihm von Seiten Dörr's zugemutheten Ruhe schien der letztere jedoch vorläufig nichts wissen

zu wollen, machte vielmehr von seiner Stimme nach wie vor den ausgiebigsten Gebrauch. Und dabei warf er den Silberhals so stolz, als ob er den Hühnern zeigen wolle, daß seine Flucht in den Birnbaum hinein ein wohlüberlegter Coup oder eine bloße Laune gewesen sei.

Dörr aber sagte: „Jott, so'n Hahn. Denkt nu auch Wunder was er is. Un seine Courage is doch auch man so so."

Und damit ging er wieder auf seine Blumen-Estrade zu.

Drittes Kapitel.

Der ganze Hergang war auch von Frau Dörr, die gerade beim Spargelstechen war, beobachtet, aber nur wenig beachtet worden, weil sich Aehnliches jeden dritten Tag wiederholte. Sie fuhr denn auch in ihrer Arbeit fort und gab das Suchen erst auf, als auch die schärfste Musterung der Beete keine „weißen Köppe“ mehr ergeben wollte. Nun erst hing sie den Korb an ihren Arm, legte das Stechmesser hinein und ging langsam und ein paar verirrte Küken vor sich her treibend, erst auf den Mittelweg des Gartens und dann auf den Hof und die Blumen-Estrade zu, wo Dörr seine Markt-Arbeit wieder aufgenommen hatte.

„Na, Suselchen,“ empfing er seine beſſ're Hälfte, „da biſt Du ja. Haſt Du woll geſeh'n? Vollmann ſeiner war wieder da. Höre, der muß dran glauben un denn brat' ich ihn aus; ein bischen Fett wird er ja woll haben un Sultan kann denn die Grieben kriegen ... Und Hundefett, höre Suſel ...“ und

er wollte sich augenscheinlich in eine seit einiger Zeit von ihm bevorzugte Gichtbehandlungsmethode vertiefen. In diesem Augenblick aber des Spargelkorbes am Arme seiner Frau gewahr werdend, unterbrach er sich und sagte: „Na, nu zeige mal her. Hat's denn gefleckt?“

„I nu,“ sagte Frau Dörr und hielt ihm den kaum halbgefüllten Korb hin, dessen Inhalt er kopfschüttelnd durch die Finger gleiten ließ. Denn es waren meist dünne Stangen und viel Bruch dazwischen.

„Höre, Susel, es bleibt dabei, Du hast keine Spargel-Augen.“

„O, ich habe schon. Man blos hexen kann ich nich.“

„Na, wir wollen nich streiten, Susel; mehr wird es doch nich. Aber zum Verhungern is es.“

„I, es denkt nich dran. Laß doch das ewige Gerede, Dörr; sie stecken ja drin un ob sie nu heute rauskommen oder morgen, is ja ganz egal. Eine düchtige Husche, so wie die vor Pfingsten, und Du sollst mal sehn. Und Regen giebt es. Die Wassertonne riecht schon wieder un die große Kreuzspinn is in die Ecke gekrochen. Aber Du willst jeden Dag alles haben; das kannst Du nich verlangen.“

Dörr lachte. „Na, binde man alles gut zu-

sammen. Und den kleinen Murks auch. Und Du kannst ja denn auch was ablassen."

„Ach, rede doch nicht so", unterbrach ihn die sich über seinen Geiz beständig ärgernde Frau, zog ihn aber, was er immer als Zärtlichkeit nahm, auch heute wieder am Ohrzipfel und ging auf das „Schloß" zu, wo sie sich's auf dem Steinfliesen-Flur bequem machen und die Spargelbündel binden wollte. Kaum aber, daß sie den hier immer bereit stehenden Schemel bis an die Schwelle vorgerückt hatte, so hörte sie, wie schräg gegenüber in dem von der Frau Nimptsch bewohnten dreifenstrigen Häuschen ein Hinterfenster mit einem kräftigen Ruck aufgestoßen und gleich darauf eingehakt wurde. Zugleich sah sie Lene, die mit einer weiten, lila-gemusterten Jacke über den Friesrock und einem Häubchen auf dem aschblonden Haar, freundlich zu ihr hinüber grüßte.

Frau Dörr erwiderte den Gruß mit gleicher Freundlichkeit und sagte dann: „Immer Fenster auf; das ist recht, Lenechen. Und fängt auch schon an heiß zu werden. Es giebt heute noch was."

„Ja. Und Mutter hat von der Hitze schon ihr Kopfweh und da will ich doch lieber in der Hinterstube plätten. Is auch hübscher hier; vorne sieht man ja keinen Menschen."

„Hast Recht," antwortete die Dörr. „Na, da

werd' ich man ein bischen ans Fenster rücken. Wenn man so spricht, geht einen alles besser von der Hand."

„Ach, das is lieb und gut von Ihnen, Frau Dörr. Aber hier am Fenster is ja grade die pralle Sonne."

„Schad't nichts, Lene. Da bring ich meinen Marchtschirm mit, altes Ding und lauter Flicken. Aber thut immer noch seine Schuldigkeit."

Und ehe 5 Minuten um waren, hatte die gute Frau Dörr ihren Schemel bis an das Fenster geschleppt und saß nun unter ihrer Schirm-Stellage so behaglich und selbstbewußt, als ob es auf dem Gensdarmen-Markt gewesen wäre. Drinnen aber hatte Lene das Plättbrett auf zwei dicht ans Fenster gerückte Stühle gelegt und stand nun so nah, daß man sich mit Leichtigkeit die Hand reichen konnte. Dabei ging das Plätteisen emsig hin und her. Und auch Frau Dörr war fleißig beim Aussuchen und Zusammenbinden und wenn sie dann und wann von ihrer Arbeit aus ins Fenster hinein sah, sah sie, wie nach hinten zu der kleine Plättofen glühte der für neue heiße Bolzen zu sorgen hatte.

„Du könntest mir mal 'nen Teller geben, Lene, Teller oder Schüssel." Und als Lene gleich danach brachte, was Frau Dörr gewünscht hatte, that diese

den Bruchspargel hinein, den sie während des Sortierens in ihrer Schürze behalten hatte. „Da, Lene, das giebt 'ne Spargelsuppe. Un is so gut wie das andre. Denn daß es immer die Köppe sein müssen, is ja dummes Zeug. Ebenso wie mit'n Blumenkohl; immer Blume, Blume, die reine Einbildung. Der Strunk is eigentlich das Beste, da sitzt die Kraft drin. Und die Kraft is immer die Hauptsache."

„Gott, Sie sind immer so gut, Frau Dörr. Aber was wird nur Ihr Alter sagen?"

„Der? Ach, Leneken, was d e r sagt, is ganz egal. Der red't doch. Er will immer, daß ich den Murks mit einbinde, wie wenn's richtige Stangen wären; aber solche Bedrügerei mag ich nich, auch wenn Bruch- und Stückenzeug grade so gut schmeckt wie's Ganze. Was einer bezahlt, das muß er haben, un ich ärgre mir blos, daß so'n Mensch, dem es so zuwächst, so'n alter Geizkragen is. Aber so sind die Gärtners alle, rapschen und rapschen un können nie genug kriegen."

„Ja," lachte Lene, „geizig is er und ein bischen wunderlich. — Aber eigentlich doch ein guter Mann."

„Ja, Leneken, er wäre so weit ganz gut un auch die Geizerei wäre nich so schlimm un is immer noch besser als die Verbringerei, wenn er man nich

so zärtlich wäre. Du glaubst es nich, immer is er da. Un nu sieh ihn Dir an. Es is doch eigentlich man ein Jammer mit ihm un dabei richtige 56 un vielleicht is es noch ein Jahr mehr. Denn lügen thut er auch, wenn's ihm gerade paßt. Un da hilft auch nichts, gar nichts. Ich erzähl' ihm immer von Schlag und Schlag und zeig' ihm welche, die so humpeln und einen schiefen Mund haben, aber er lacht blos immer und glaubt es nich. Es kommt aber doch so. Ja, Leneken, ich glaub' es ganz gewiß, daß es so kommt. Und vielleicht balde. Na, verschrieben hat er mir alles un so sag' ich weiter nichts. Wie einer sich legt, so liegt er. Aber was reden wir von Schlag und Dörr un daß er blos O-Beine hat. Jott, mein Lenechen, da giebt es ganz andere Leute, die sind so grade gewachsen wie 'ne Tanne. Nich wahr, Lene?"

Lene wurde hierbei noch röther, als sie schon war, und sagte: „Der Bolzen ist kalt geworden." Und vom Plättbrett zurücktretend, ging sie bis an den eisernen Ofen und schüttete den Bolzen in die Kohlen zurück, um einen neuen heraus zu nehmen. Alles war das Werk eines Augenblicks. Und nun ließ sie mit einem geschickten Ruck den neuen glühenden Bolzen vom Feuerhaken in das Plätteisen niedergleiten, klappte das Thürchen wieder ein und sah nun erst, daß Frau Dörr noch immer auf

Antwort wartete. Sicherheits halber aber stellte die gute Frau die Frage noch mal und setzte gleich hinzu: „Kommt er denn heute?“

„Ja. Wenigstens hat er es versprochen.“

„Nu sage mal, Lene,“ fuhr Frau Dörr fort, „wie kam es denn eigentlich? Mutter Nimptsch sagt nie was, un wenn sie was sagt, denn is es auch man immer so so, nich hüh un nich hott. Und immer blos halb un so confuse. Nu, sage Du mal. Is es denn wahr, daß es in Stralau war?“

„Ja, Frau Dörr, in Stralau war es, den zweiten Ostertag, aber schon so warm, als ob Pfingsten wär', und weil Lina Gansauge gern Kahn fahren wollte, nahmen wir einen Kahn und Rudolf, den Sie ja wohl auch kennen, und der ein Bruder von Lina ist, setzte sich ans Steuer.“

„Jott, Rudolf. Rudolf is ja noch ein Junge.“

„Freilich. Aber er meinte, daß er's verstünde, und sagte blos immer: „Mächens, ihr müßt still sitzen; ihr schunkelt so,“ denn er spricht so furchtbar berlinsch. Aber wir dachten gar nicht dran, weil wir gleich sahen, daß es mit seiner ganzen Steuerei nicht weit her sei. Zuletzt aber vergaßen wir's wieder und ließen uns treiben und neckten uns mit denen, die vorbei kamen und uns mit Wasser bespritzten. Und in dem einen Boote, das mit unsrem dieselbe Richtung hatte, saßen ein paar sehr feine

Herren, die beständig grüßten, und in unsrem Uebermuthe grüßten wir wieder und Lina wehte sogar mit dem Taschentuch und that als ob sie die Herren kenne, was aber gar nicht der Fall war, und wollte sich blos zeigen, weil sie noch so sehr jung ist. Und während wir noch so lachten und scherzten und mit dem Ruder blos so spielten, sahen wir mit einem Male, daß von Treptow her das Dampfschiff auf uns zukam und wie Sie sich denken können, liebe Frau Dörr, waren wir auf den Tod erschrocken und riefen in unserer Angst Rudolfen zu, daß er uns heraussteuern solle. Der Junge war aber aus Rand und Band und steuerte blos so, daß wir uns beständig im Kreise drehten. Und nun schrieen wir und wären sicherlich überfahren worden, wenn nicht in eben diesem Augenblicke das andre Boot mit den zwei Herren sich unsrer Noth erbarmt hätte. Mit ein paar Schlägen war es neben uns und während der eine mit einem Bootshaken uns fest und scharf heranzog und an das eigne Boot ankoppelte, ruderte der andre sich und uns aus dem Strudel heraus und nur einmal war es noch, als ob die große, vom Dampfschiff her auf uns zukommende Welle uns umwerfen wolle. Der Capitain drohte denn auch wirklich mit dem Finger (ich sah es inmitten all meiner Angst), aber auch das ging vorüber und eine Minute später waren wir bis an Stralau

heran und die beiden Herren, denen wir unsre Rettung verdankten, sprangen ans Ufer und reichten uns die Hand und waren uns als richtige Cavaliere beim Aussteigen behülflich. Und da standen wir denn nun auf der Landungsbrücke bei Tübbecke's und waren sehr verlegen und Lina weinte jämmerlich vor sich hin und blos Rudolf, der überhaupt ein störrischer und großmäuliger Bengel is und immer gegen's Militär, blos Rudolf sah ganz bockig vor sich hin, als ob er sagen wollte: „Dummes Zeug, ich hätt' euch auch 'raus gesteuert."

„Ja, so is er, ein großmäuliger Bengel; ich kenn' ihn. Aber nu die beiden Herren. Das ist doch die Hauptsache. . ."

„Nun die bemühten sich erst noch um uns und blieben dann an dem andren Tisch und sahen immer zu uns 'rüber. Und als wir so gegen 7, und es schummerte schon, nach Hause wollten, kam der Eine und fragte „ob er und sein Kamerad uns ihre Begleitung anbieten dürften?" Und da lacht' ich übermüthig und sagte, „sie hätten uns ja gerettet und einem Retter dürfe man nichts abschlagen. Uebrigens sollten sie sich's noch 'mal überlegen, denn wir wohnten so gut wie am andern Ende der Welt. Und sei eigentlich eine Reise." Worauf er verbindlich antwortete: „desto besser." Und mittlerweile war auch der andre herangekommen . Ach,

liebe Frau Dörr, es mag wohl nicht recht gewesen sein, gleich so frei weg zu sprechen, aber der Eine gefiel mir und sich zieren und zimperlich thun, das hab' ich nie gekonnt Und so gingen wir denn den weiten Weg, erst an der Spree und dann an dem Kanal hin."

„Und Rudolf?"

„Der ging hinterher, als ob er gar nicht zugehöre, sah aber alles und paßte gut auf. Was auch recht war; denn die Lina is ja erst achtzehn und noch ein gutes, unschuldiges Kind!"

„Meinst Du?"

„Gewiß, Frau Dörr. Sie brauchen sie ja blos anzusehn. So was sieht man gleich."

„Ja, mehrstens. Aber mitunter auch nich. Und da haben sie euch denn nach Hause gebracht?"

„Ja, Frau Dörr."

„Und nachher?"

„Ja, nachher. Nun Sie wissen ja, wie's nachher kam. Er kam dann den andern Tag und fragte nach. Und seitdem ist er oft gekommen und ich freue mich immer, wenn er kommt. Gott, man freut sich doch, wenn man mal was erlebt. Es ist oft so einsam hier draußen. Und Sie wissen ja, Frau Dörr, Mutter hat nichts dagegen und sagt immer: Kind, es schadt nichts. Eh man sich's versieht, is man alt."

„Ja, ja," sagte die Dörr, „so was hab' ich die Nimptschen auch schon sagen hören. Und hat auch ganz recht. Das heißt, wie man's nehmen will und nach'm Katechismus is doch eigentlich immer noch besser und so zu sagen überhaupt das Beste. Das kannst Du mir schon glauben. Aber ich weiß woll, es geht nich immer und mancher will auch nich. Und wenn einer nich will, na, denn will er nich un denn muß es auch so gehn und geht auch mehrstens, man blos, daß man ehrlich is un anständig und Wort hält. Un natürlich, was denn kommt, das muß man aushalten un darf sich nicht wundern. Un wenn man all so was weiß und sich immer wieder zu Gemüthe führt, na, denn is es nich so schlimm. Un schlimm is eigentlich man blos das Einbilden."

„Ach, liebe Frau Dörr," lachte Lene, „was Sie nur denken. Einbilden! Ich bilde mir garnichts ein. Wenn ich einen liebe, dann lieb' ich ihn. Und das ist mir genug. Und will weiter garnichts von ihm, nichts, garnichts, und daß mir mein Herze so schlägt und ich die Stunden zähle bis er kommt, und nicht abwarten kann, bis er wieder da ist, das macht mich glücklich, das ist mir genug."

„Ja," schmunzelte die Dörr vor sich hin, „das is das Richtige, so muß es sein. Aber is es denn wahr, Lene, daß er Botho heißt? So kann doch

einer eigentlich nich heißen; das is ja gar kein christlicher Name."

„Doch, Frau Dörr." Und Lene machte Miene, die Thatsache, daß es solchen Namen gäbe, des Weiteren zu bestätigen. Aber ehe sie dazu kommen konnte, schlug Sultan an und im selben Augenblicke hörte man deutlich vom Hausflur her, daß wer eingetreten sei. Wirklich erschien auch der Briefträger und brachte zwei Bestellkarten für Dörr und einen Brief für Lene.

„Gott, Hahnke," rief die Dörr dem in großen Schweißperlen vor ihr Stehenden zu, „Sie drippen ja man so. Is es denn so'ne schwebende Hitze? Un erst halb zehn. Na so viel seh' ich woll, Briefträger is auch kein Vergnügen."

Und die gute Frau wollte gehn, um ein Glas frische Milch zu holen. Aber Hahnke dankte. „Habe keine Zeit, Frau Dörr. Ein ander Mal." Und damit ging er.

Lene hatte mittlerweile den Brief erbrochen.

„Na, was schreibt er?"

„Er kommt heute nicht, aber morgen. Ach, es ist so lange bis morgen. Ein Glück, daß ich Arbeit habe; je mehr Arbeit, desto besser. Und ich werde heut Nachmittag in Ihren Garten kommen und graben helfen. — Aber Dörr darf nicht dabei sein." —

„I Gott bewahre."

Und danach trennte man sich und Lene ging in das Vorderzimmer, um der Alten das von der Frau Dörr erhaltene Spargelgericht zu bringen.

Viertes Kapitel.

Und nun war der andre Abend da, zu dem Baron Botho sich angemeldet hatte. Lene ging im Vorgarten auf und ab, drinnen aber, in der großen Vorderstube, saß wie gewöhnlich Frau Nimptsch am Herd, um den herum sich auch heute wieder die vollzählig erschienene Familie Dörr gruppirt hatte. Frau Dörr strickte mit großen Holznadeln an einer blauen, für ihren Mann bestimmten Wolljacke, die, vorläufig noch ohne rechte Form, nach Art eines großen Vließes auf ihrem Schooße lag. Neben ihr, die Beine bequem übereinander geschlagen, rauchte Dörr aus einer Thonpfeife, während der Sohn in einem dicht am Fenster stehenden Großvaterstuhle saß und seinen Rothkopf an die Stuhlwange lehnte. Jeden Morgen bei Hahnenschrei aus dem Bett, war er auch heute wieder vor Müdigkeit eingeschlafen. Gesprochen wurde wenig, und so hörte man denn

nichts, als das Klappern der Holznadeln und das Knabbern des Eichhörnchens, das mitunter aus seinem Schilderhäuschen herauskam und sich neugierig umsah. Nur das Herdfeuer und der Wiederschein des Abendroths gaben etwas Licht.

Frau Dörr saß so, daß sie den Gartensteg hinaufsehen und trotz der Dämmerung erkennen konnte, wer draußen, am Heckenzaun entlang, des Weges kam.

„Ah, da kommt er," sagte sie. „Nu, Dörr, laß mal Deine Pfeife ausgehen. Du bist heute wieder wie'n Schornstein un rauchst und schmookst den ganzen Tag. Un son'n Knallerballer wie Deiner, der is nich für jeden."

Dörr ließ sich solche Rede wenig anfechten und ehe seine Frau mehr sagen oder ihre Wahrsprüche wiederholen konnte, trat der Baron ein. Er war sichtlich angeheitert, kam er doch von einer Maibowle, die Gegenstand einer Klubwette gewesen war, und sagte, während er Frau Nimptsch die Hand reichte: „Guten Tag, Mutterchen. Hoffentlich gut bei Weg'. Ah, und Frau Dörr; und Herr Dörr, mein alter Freund und Gönner. Hören Sie, Dörr, was sagen Sie zu dem Wetter? Eigens für Sie bestellt und für mich mit. Meine Wiesen zu Hause, die vier Jahre von fünf immer unter Wasser stehen und nichts bringen als Ranunkeln, die können solch Wetter brauchen. Und Lene kann's auch brauchen.

daß sie mehr draußen ist; sie wird mir sonst zu blaß."

Lene hatte derweilen einen Holzstuhl neben die Alte gerückt, weil sie wußte, daß Baron Botho hier am liebsten saß; Frau Dörr aber, in der eine starke Vorstellung davon lebte, daß ein Baron auf einem Ehrenplatz sitzen müsse, war inzwischen aufgestanden und rief, immer das blaue Vließ nachschleppend, ihrem Pflegesohn zu: „Will er woll auf! Ne, ich sage. Wo's nich drin steckt, da kommt es auch nich." Der arme Junge fuhr blöd und verschlafen in die Höh und wollte den Platz räumen, der Baron litt es aber nicht. „Ums Himmelswillen, liebe Frau Dörr, lassen Sie doch den Jungen. Ich sitz' am liebsten auf einem Schemel, wie mein Freund Dörr hier."

Und damit schob er den Holzstuhl, den Lene noch immer in Bereitschaft hatte, neben die Alte und sagte, während er sich setzte: „Hier neben Frau Nimptsch; das ist der beste Platz. Ich kenne keinen Herd, auf den ich so gern sähe; immer Feuer, immer Wärme. Ja, Mutterchen, es ist so; hier ist es am besten."

„Ach, du mein Gott," sagte die Alte. „Hier am besten! Hier bei 'ner alten Wasch- und Plättefrau."

„Freilich. Und warum nicht? Jeder Stand hat seine Ehre. Waschfrau auch. Wissen Sie denn,

Mutterchen, daß es hier in Berlin einen berühmten Dichter gegeben hat, der ein Gedicht auf seine alte Waschfrau gemacht hat?"

„Is es möglich?"

„Freilich ist es möglich. Es ist sogar gewiß. Und wissen Sie, was er zum Schluß gesagt hat? Da hat er gesagt, er möchte so leben und sterben wie die alte Waschfrau. Ja, das hat er gesagt."

„Is es möglich?" simperte die Alte noch einmal vor sich hin.

„Und wissen Sie, Mutterchen, um auch das nicht zu vergessen, daß er ganz Recht gehabt hat und daß ich ganz dasselbe sage? Ja, Sie lachen so vor sich hin. Aber sehen Sie sich mal um hier, wie leben Sie? Wie Gott in Frankreich. Erst haben Sie das Haus und diesen Herd und dann den Garten und dann Frau Dörr. Und dann haben Sie die Lene. Nicht wahr? Aber wo steckt sie nur?"

Er wollte noch weiter sprechen, aber im selben Augenblicke kam Lene mit einem Kaffeebrett zurück, auf dem eine Karaffe mit Wasser sammt Apfelwein stand, Apfelwein, für den der Baron, weil er ihm wunderbare Heilkraft zuschrieb, eine sonst schwer begreifliche Vorliebe hatte.

„Ach Lene, wie Du mich verwöhnst. Aber Du darfst es mir nicht so feierlich präsentiren, das ist ja wie wenn ich im Klub wäre. Du mußt es mir

aus der Hand bringen, da schmeckt es am besten. Und nun gieb mir Deine Patsche, daß ich sie streicheln kann. Nein, nein, die Linke, die kommt von Herzen. Und nun setze Dich da hin, zwischen Herr und Frau Dörr, dann hab' ich Dich gegenüber und kann Dich immer ansehn. Ich habe mich den ganzen Tag auf diese Stunde gefreut."

Lene lachte.

„Du glaubst es wohl nicht? Ich kann es Dir aber beweisen, Lene, denn ich habe Dir von der großen Herren- und Damen-Fête, die wir gestern hatten, 'was mitgebracht. Und wenn man 'was zum Mitbringen hat, dann freut man sich auch auf die, die's kriegen sollen. Nicht wahr, lieber Dörr?"

Dörr schmunzelte, Frau Dörr aber sagte: „Jott, der. Der un mitbringen. Dörr is blos für rapschen und sparen. So sind die Gärtners. Aber neugierig bin ich doch, was der Herr Baron mitgebracht haben."

„Nun, da will ich nicht lange warten lassen, sonst denkt meine liebe Frau Dörr am Ende, daß es ein goldener Pantoffel ist oder sonst was aus dem Märchen. Es ist aber blos das."

Und dabei gab er Lenen eine Tüte, daraus, wenn nicht alles täuschte, das gefranzte Papier einiger Knallbonbons hervorguckte.

Wirklich, es waren Knallbonbons und die Tüte ging reihum.

„Aber nun müssen wir auch ziehen, Lene; halt' fest und Augen zu."

Frau Dörr war entzückt, als es einen Knall gab, und noch mehr, als Lene's Zeigefinger blutete. „Das thut nich weh, Lene, das kenn' ich; das is, wie wenn sich 'ne Braut in'n Finger sticht. Ich kannte mal eine, die war so versessen drauf, die stach sich immer zu un lutschte und lutschte, wie wenn es Wunder 'was wäre."

Lene wurde roth. Aber Frau Dörr sah es nicht und fuhr fort: „Und nu den Vers lesen, Herr Baron."

Und dieser las denn auch:

> In Liebe selbstvergessen sein,
> Freut Gott und die lieben Engelein.

„Jott," sagte Frau Dörr und faltete die Hände. „Das is ja wie aus'n Gesangbuch. Is es denn immer so fromm?"

„I bewahre," sagte Botho. „Nicht immer. Kommen Sie, liebe Frau Dörr, wir wollen auch 'mal ziehn und sehn, was dabei herauskommt."

Und nun zog er wieder und las:

> Wo Amors Pfeil recht tief getroffen,
> Da stehen Himmel und Hölle offen.

„Nun, Frau Dörr, was sagen Sie dazu? das klingt schon anders; nicht wahr?"

„Ja," sagte Frau Dörr, „anders klingt es. Aber es gefällt mir nicht recht ... Wenn ich einen Knallbonbon ziehe ..."

„Nun?"

„Da darf nichts von Hölle vorkommen, da will ich nich hören, daß es so was giebt."

„Ich auch nicht," lachte Lene. „Frau Dörr hat ganz Recht; sie hat überhaupt immer Recht. Aber das ist wahr, wenn man solchen Vers liest, da hat man immer gleich was zum Anfangen, ich meine zum Anfangen mit der Unterhaltung, denn anfangen is immer das Schwerste, gerade wie beim Briefschreiben, und ich kann mir eigentlich keine Vorstellung machen, wie man mit so viel fremden Damen (und ihr kennt euch doch nicht alle) so gleich mir nichts Dir nichts ein Gespräch anfangen kann."

„Ach, meine liebe Lene," sagte Botho, „das ist nicht so schwer, wie Du denkst. Es ist sogar ganz leicht. Und wenn Du willst, will ich Dir gleich eine Tisch-Unterhaltung vormachen."

Frau Dörr und Frau Nimptsch drückten ihre Freude darüber aus und auch Lene nickte zustimmend.

„Nun," fuhr Baron Botho fort, „denke Dir also, Du wärst eine kleine Gräfin. Und eben hab'

ich Dich zu Tische geführt und Platz genommen und nun sind wir beim ersten Löffel Suppe."

„Gut. Gut. Aber nun?"

„Und nun sag' ich: Irr' ich nicht, meine gnädigste Komtesse, so sah ich Sie gestern in der Flora, Sie und Ihre Frau Mama. Nicht zu verwundern. Das Wetter lockt ja jetzt täglich heraus und man könnte schon von Reisewetter sprechen. Haben Sie Pläne, Sommerpläne, meine gnädigste Gräfin? Und nun antwortest Du, daß leider noch nichts feststünde, weil der Papa durchaus nach dem Bayrischen wolle, daß aber die sächsische Schweiz mit dem Königstein und der Bastei Dein Herzenswunsch wäre."

„Das ist es auch wirklich," lachte Lene.

„Nun sieh, das trifft sich gut. Und so fahr' ich denn fort: „Ja, gnädigste Komtesse, da begegnen sich unsere Geschmacksrichtungen. Ich ziehe die sächsische Schweiz ebenfalls jedem anderen Theile der Welt vor, namentlich auch der eigentlichen Schweiz. Man kann nicht immer große Natur schwelgen, nicht immer klettern und außer Athem sein. Aber sächsische Schweiz! Himmlisch, ideal. Da hab' ich Dresden; in einer Viertel- oder halben Stunde bin ich da, da seh' ich Bilder, Theater, Großen Garten, Zwinger, Grünes Gewölbe. Versäumen Sie nicht, sich die Kanne mit den thörichten Jungfrauen zeigen zu lassen, und vor allem den Kirschkern, auf dem

das ganze Vaterunser steht. Alles blos durch die Loupe zu sehen."

„Und so sprecht Ihr!"

„Ganz so, mein Schatz. Und wenn ich mit meiner Nachbarin zur Linken, also mit Komtesse Lene fertig bin, so wend' ich mich zu meiner Nachbarin zur Rechten, also zu Frau Baronin Dörr ..."

Die Dörr schlug vor Entzücken mit der Hand aufs Knie, daß es einen lauten Puff gab ...

„Zu Frau Baronin Dörr also. Und spreche nun worüber? Nun, sagen wir über Morcheln."

„Aber mein Gott, Morcheln. Ueber Morcheln, Herr Baron, das geht doch nicht."

„O warum nicht, warum soll es nicht gehen, liebe Frau Dörr? Das ist ein sehr ernstes und lehrreiches Gespräch und hat für manche mehr Bedeutung, als Sie glauben. Ich besuchte mal einen Freund in Polen, Regiments- und Kriegskameraden, der ein großes Schloß bewohnte, roth und mit zwei dicken Thürmen, und so furchtbar alt, wie's eigentlich gar nicht mehr vorkommt. Und das letzte Zimmer war sein Wohnzimmer; denn er war unverheirathet, weil er ein Weiberfeind war ..."

„Ist es möglich?"

„Und überall waren morsche, durchgetretene Dielen und immer, wo ein paar Dielen fehlten, da war

ein Morchelbeet und an all den Morchelbeeten ging ich vorbei, bis ich zuletzt in sein Zimmer kam."

„Ist es möglich?" wiederholte die Dörr und setzte hinzu: „Morcheln. Aber man kann doch nicht immer von Morcheln sprechen."

„Nein, nicht immer. Aber oft oder wenigstens manchmal und eigentlich ist es ganz gleich, wovon man spricht. Wenn es nicht Morcheln sind, sind es Champignons und wenn es nicht das rothe polnische Schloß ist, dann ist es Schlößchen Tegel oder Saatwinkel, oder Valentinswerder. Oder Italien oder Paris, oder die Stadtbahn, oder ob die Panke zugeschüttet werden soll. Es ist alles ganz gleich. Ueber jedes kann man ja was sagen und ob's einem gefällt oder nicht. Und „ja" ist gerade so viel wie „nein"."

„Aber," sagte Lene, „wenn es alles so redensartlich ist, da wundert es mich, daß ihr solche Gesellschaften mitmacht."

„O man sieht doch schöne Damen und Toiletten und mitunter auch Blicke, die, wenn man gut aufpaßt, einem eine ganze Geschichte verrathen. Und jedenfalls dauert es nicht lange, so daß man immer noch Zeit hat, im Klub alles nachzuholen. Und im Klub ist es wirklich reizend, da hören die Redensarten auf und die Wirklichkeiten fangen an. Ich

habe gestern Pitt seine Gradiţer Rappstute abgenommen."

„Wer ist Pitt?"

„Ach, das sind so Namen, die wir nebenher führen, und wir nennen uns so, wenn wir unter uns sind Der Kronprinz sagt auch Vicky, wenn er Victoria meint. Es ist ein wahres Glück, daß es solche Liebes- und Zärtlichkeitsnamen giebt. Aber horch, eben fängt drüben das Concert an. Können wir nicht die Fenster aufmachen, daß wir's besser hören? Du wippst ja schon mit der Fußspitze hin und her. Wie wär' es, wenn wir anträten und einen Contre versuchten oder eine Fr..nçaise? Wir sind drei Paare: Vater Dörr und meine gute Frau Nimptsch und dann Frau Dörr und ich (ich bitte um die Ehre) und dann kommt Lene mit Hans."

Frau Dörr war sofort einverstanden, Dörr und Frau Nimptsch aber lehnten ab, diese weil sie zu alt sei, jener weil er so was Feines nicht kenne.

„Gut, Vater Dörr. Aber dann müssen Sie den Takt schlagen; Lene gieb ihm das Kaffeebrett und einen Löffel. Und nun antreten, meine Damen. Frau Dörr, Ihren Arm. Und nun Hans, aufwachen, flink, flink."

Und wirklich, beide Paare stellten sich auf und Frau Dörr wuchs ordentlich noch an Stattlichkeit, als ihr Partner in einem feierlichen Tanzmeister-

Französisch anhob: „en avant deux, Pas de basque.“ Der sommersprossige, leider noch immer verschlafene Gärtnerjunge sah sich maschinenmäßig und ganz nach Art einer Puppe hin und her geschoben, die drei andern aber tanzten wie Leute, die's verstehen, und entzückten den alten Dörr derart, daß er sich von seinem Schemel erhob und statt mit dem Löffel mit seinem Knöchel an das Kaffeebrett schlug. Auch der alten Frau Nimptsch kam die Lust früherer Tage wieder und weil sie nichts Besseres thun konnte, wühlte sie mit dem Feuerhaken so lang in der Kohlengluth umher, bis die Flamme hoch aufschlug.

So ging es bis die Musik drüben schwieg; Botho führte Frau Dörr wieder an ihren Platz und nur Lene stand noch da, weil der ungeschickte Gärtnerjunge nicht wußte, was er mit ihr machen sollte. Das aber paßte Botho gerade, der, als die Musik drüben wieder anhob, mit Lene zu walzen und ihr zuzuflüstern begann, wie reizend sie sei, reizender denn je.

Sie waren alle warm geworden, am meisten die gerade jetzt am offenen Fenster stehende Frau Dörr. „Jott, mir schuddert so,“ sagte sie mit einem Male, weshalb Botho verbindlich aufsprang, um die Fenster zu schließen. Aber Frau Dörr wollte davon nichts wissen und behauptete: „was die feinen Leute wären,

die wären alle für frische Luft und manche wären so für's Frische, daß ihnen im Winter das Deckbett an den Mund fröre. Denn Athem wäre dasselbe wie Brasen, grade wie der, der aus der Tülle käm'. Also die Fenster müßten aufbleiben, davon ließe sie nicht. Aber wenn Lenechen so für's Innerliche was hätte, so 'was für Herz und Seele ..."

„Gewiß, liebe Frau Dörr; alles was Sie wollen. Ich kann einen Thee machen oder einen Punsch, oder noch besser, ich habe ja noch das Kirschwasser, das Sie Mutter Nimptschen und mir letzten Weihnachten zu der großen Mandelstolle geschenkt haben ..."

Und ehe sich Frau Dörr zwischen Punsch und Thee entscheiden konnte, war auch die Kirschwasser-Flasche schon da, mit Gläsern, großen und kleinen, in die sich nun jeder nach Gutdünken hinein that. Und nun ging Lene, den rußigen Herdkessel in der Hand, reihum und goß das kochsprudelnde Wasser ein. „Nicht zu viel, Leneken, nicht zu viel. Immer auf's Ganze. Wasser nimmt die Kraft." Und im Nu füllte sich der Raum mit dem aufsteigenden Kirschmandel-Arom.

„Ah, das hast Du gut gemacht," sagte Botho, während er aus dem Glase nippte. „Weiß es Gott, ich habe gestern nichts gehabt und heute im Klub erst recht nicht, was mir so geschmeckt hätte. Hoch Lene! Das eigentliche Verdienst in der Sache hat

aber doch unsere Freundin, Frau Dörr, „weil's ihr so geschuddert hat", und so bring' ich denn gleich noch eine zweite Gesundheit aus: Frau Dörr, sie lebe hoch."

„Sie lebe hoch," riefen alle durcheinander und der alte Dörr schlug wieder mit seinem Knöchel ans Bett.

Alle fanden, daß es ein feines Getränk sei, viel feiner als Punschextrakt, der im Sommer immer nach bittrer Zitrone schmecke, weil es meistens alte Flaschen seien, die schon, von Fastnacht an, im Ladenfenster in der grellen Sonne gestanden hätten. Kirschwasser aber, das sei was Gesundes und nie verdorben und ehe man sich mit dem Bittermandelgift vergifte, da müßte man doch schon was Ordentliches einnehmen, wenigstens eine Flasche.

Diese Bemerkung machte Frau Dörr und der Alte, der es nicht darauf ankommen lassen wollte, vielleicht weil er diese hervorragendste Passion seiner Frau kannte, drang auf Aufbruch: „Morgen sei auch noch ein Tag."

Botho und Lene redeten zu, doch noch zu bleiben. Aber die gute Frau Dörr, die wohl wußte, „daß man zu Zeiten nachgeben müsse, wenn man die Herrschaft behalten wolle", sagte nur: „Laß, Leneken, ich kenn' ihn; er geht nu mal mit die Hühner zu Bett." „Nun," sagte Botho, „wenn es beschlossen

ist, ist es beschlossen. Aber dann begleiten wir die Familie Dörr bis an ihr Haus."

Und damit brachen alle auf und ließen nur die alte Frau Nimptsch zurück, die den Abgehenden freundlich und kopfnickend nachsah und dann aufstand und sich in den Großvaterstuhl setzte.

Fünftes Kapitel.

Vor dem „Schloß“ mit dem grün und roth gestrichenen Thurme machten Botho und Lene Halt und baten Dörr in aller Förmlichkeit um Erlaubniß, noch in den Garten gehn und eine halbe Stunde darin promeniren zu dürfen. Der Abend sei so schön. Vater Dörr brummelte, daß er sein Eigenthum in keinem bessren Schutz lassen könne, worauf das junge Paar unter artigen Verbeugungen Abschied nahm und auf den Garten zuschritt. Alles war schon zur Ruh und nur Sultan, an dem sie vorbei mußten, richtete sich hoch auf und winselte so lange, bis ihn Lene gestreichelt hatte. Dann erst kroch er wieder in seine Hütte zurück.

Drinnen im Garten war alles Duft und Frische, denn, den ganzen Hauptweg hinauf, zwischen den Johannis- und Stachelbeersträuchern, standen Levkojen und Reseda, deren feiner Duft sich mit dem kräftigeren der Thymianbeete mischte. Nichts regte

sich in den Bäumen, und nur Leuchtkäfer schwirrten durch die Luft.

Lene hatte sich in Botho's Arm gehängt und schritt mit ihm auf das Ende des Gartens zu, wo, zwischen zwei Silberpappeln, eine Bank stand.

„Wollen wir uns setzen?"

„Nein," sagte Lene, „nicht jetzt," und bog in einen Seitenweg ein, dessen hochstehende Himbeerbüsche fast über den Gartenzaun hinaus wuchsen. „Ich gehe so gern an Deinem Arm. Erzähle mir etwas. Aber etwas recht Hübsches. Oder frage."

„Gut. Ist es Dir recht, wenn ich mit den Dörr's anfange?"

„Meinetwegen."

„Ein sonderbares Paar. Und dabei, glaub' ich, glücklich. Er muß thun was sie will und ist doch um vieles klüger."

„Ja," sagte Lene, „klüger ist er, aber auch geizig und hartherzig und das macht ihn gefügig, weil er beständig ein schlechtes Gewissen hat. Sie sieht ihm scharf auf die Finger und leidet es nicht, wenn er jemand übervortheilen will. Und das ist es, wovor er Furcht hat und was ihn nachgiebig macht."

„Und weiter nichts?"

„Vielleicht auch noch Liebe, so sonderbar es klingt. Das heißt Liebe von seiner Seite. Denn trotz seiner

56 oder mehr ist er noch wie vernarrt in seine Frau und blos weil sie so groß ist. Beide haben mir die wunderlichsten Geständnisse darüber gemacht. Ich bekenne Dir offen, mein Geschmack wäre sie nicht."

„Da hast Du aber Unrecht, Lene; sie macht eine Figur."

„Ja," lachte Lene, „sie macht eine Figur, aber sie hat keine. Siehst Du denn gar nicht, daß ihr die Hüften eine Hand breit zu hoch sitzen? Aber so was seht ihr nicht und „Figur" und „stattlich" ist immer euer drittes Wort, ohne daß sich wer drum kümmert, wo denn die Stattlichkeit eigentlich herkommt."

So plaudernd und neckend blieb sie stehn und bückte sich, um auf einem langen und schmalen Erdbeerbeete, das sich in Front von Zaun und Hecke hinzog, nach einer Früh-Erdbeere zu suchen. Endlich hatte sie, was sie wollte, nahm das Stengelchen eines wahren Prachtexemplares zwischen die Lippen und trat vor ihn hin und sah ihn an.

Er war auch nicht säumig, pflückte die Beere von ihrem Munde fort und umarmte sie und küßte sie.

„Meine süße Lene, das hast Du recht gemacht. Aber höre nur, wie Sultan blafft; er will bei Dir sein; soll ich ihn losmachen?"

„Nein, wenn er hier ist, hab' ich Dich nur noch halb. Und sprichst Du dann gar noch von der stattlichen Frau Dörr, so hab' ich Dich so gut wie garnicht mehr."

„Gut," lachte Botho, „Sultan mag bleiben, wo er ist. Ich bin es zufrieden. Aber von Frau Dörr muß ich noch weiter sprechen. Ist sie wirklich so gut?"

„Ja, das ist sie, trotzdem sie sonderbare Dinge sagt, Dinge, die wie Zweideutigkeiten klingen und es auch sein mögen. Aber sie weiß nichts davon und in ihrem Thun und Wandel ist nicht das Geringste, was an ihre Vergangenheit erinnern könnte."

„Hat sie denn eine?"

„Ja. Wenigstens stand sie jahrelang in einem Verhältniß und „ging mit ihm" wie sie sich auszudrücken pflegt. Und darüber ist wohl kein Zweifel, daß über dies Verhältniß und natürlich auch über die gute Frau Dörr selbst viel, sehr viel geredet worden ist. Und sie wird auch Anstoß über Anstoß gegeben haben Nur sie selber hat sich in ihrer Einfalt nie Gedanken darüber gemacht und noch weniger Vorwürfe. Sie spricht davon wie von einem unbequemen Dienst, den sie getreulich und ehrlich erfüllt hat, blos aus Pflichtgefühl. Du lachst und es klingt auch sonderbar genug. Aber es läßt sich

nicht anders sagen. Und nun lassen wir die Frau Dörr und setzen uns lieber und sehen in die Mondsichel."

Wirklich, der Mond stand drüben über dem Elephantenhause, das in dem niederströmenden Silberlichte noch phantastischer aussah, als gewöhnlich. Lene wies darauf hin, zog die Mantelkapuze fester zusammen und barg sich an seine Brust.

So vergingen ihr Minuten, schweigend und glücklich, und erst als sie sich wie von einem Traume, der sich doch nicht festhalten ließ, wieder aufrichtete, sagte sie: „Woran hast Du gedacht? Aber Du mußt mir die Wahrheit sagen."

„Woran ich dachte, Lene? Ja, fast schäm' ich mich, es zu sagen. Ich hatte sentimentale Gedanken und dachte nach Haus hin an unsren Küchengarten in Schloß Zehden, der genau so daliegt wie dieser Dörr'sche, dieselben Salatbeete mit Kirschbäumen dazwischen und ich möchte wetten auch ebenso viele Meisenkästen. Und auch die Spargelbeete liefen so hin. Und dazwischen ging ich mit meiner Mutter und wenn sie guter Laune war, gab sie mir das Messer und erlaubte, daß ich ihr half. Aber weh mir, wenn ich ungeschickt war und die Spargelstange zu lang oder zu kurz abstach. Meine Mutter hatte eine rasche Hand."

„Glaub's. Und mir ist immer, als ob ich Furcht vor ihr haben müßte.“

„Furcht? Wie das? Warum, Lene?“

Lene lachte herzlich und doch war eine Spur von Gezwungenheit darin. „Du mußt nicht gleich denken, daß ich vorhabe, mich bei der Gnädigen melden zu lassen, und darfst es nicht anders nehmen, als ob ich gesagt hätte, ich fürchte mich vor der Kaiserin. Würdest Du deshalb denken, daß ich zu Hofe wollte? Nein, ängstige Dich nicht; ich verklage Dich nicht.“

„Nein, das thust Du nicht. Dazu bist Du viel zu stolz und eigentlich eine kleine Demokratin und ringst Dir jedes freundliche Wort nur so von der Seele. Hab' ich Recht? Aber wie's auch sei, mache Dir auf gut Glück hin ein Bild von meiner Mutter. Wie sieht sie aus?“

„Genau so wie Du: groß und schlank und blauäugig und blond.“

„Arme Lene (und das Lachen war diesmal auf seiner Seite), da hast Du fehl geschossen. Meine Mutter ist eine kleine Frau mit lebhaften schwarzen Augen und einer großen Nase.“

„Glaub' es nicht. Das ist nicht möglich.“

„Und ist doch so. Du mußt nämlich bedenken, daß ich auch einen Vater habe. Aber das fällt euch nie ein. Ihr denkt immer, ihr seid die Hauptsache.

Und nun sage mir noch etwas über den Charakter meiner Mutter. Aber rathe besser."

„Ich denke mir sie sehr besorgt um das Glück ihrer Kinder."

„Getroffen. . ."

„ . . . Und daß all' ihre Kinder reiche, das heißt sehr reiche Partieen machen. Und ich weiß auch, wen sie für Dich in Bereitschaft hält."

„Eine Unglückliche, die Du. . ."

„Wie Du mich verkennst. Glaube mir, daß ich Dich habe, diese Stunde habe, das ist mein Glück. Was daraus wird, das kümmert mich nicht. Eines Tages bist Du weggeflogen. . ."

Er schüttelte den Kopf.

„Schüttle nicht den Kopf; es ist so, wie ich sage. Du liebst mich und bist mir treu, wenigstens bin ich in meiner Liebe kindisch und eitel genug, es mir einzubilden. Aber wegfliegen wirst Du, das seh' ich klar und gewiß. Du wirst es müssen. Es heißt immer, die Liebe mache blind, aber sie macht auch hell und fernsichtig."

„Ach, Lene, Du weißt gar nicht, wie lieb ich Dich habe."

„Doch, ich weiß es. Und weiß auch, daß Du Deine Lene für 'was Besondres hältst und jeden Tag denkst, „wenn sie doch eine Gräfin wäre". Damit ist es nun aber zu spät, das bring' ich nicht

mehr zu Wege. Du liebst mich und bist schwach. Daran ist nichts zu ändern. Alle schönen Männer sind schwach und der Stärkre beherrscht sie... Und der Stärkre... ja, wer ist dieser Stärkre? Nun entweder ist's Deine Mutter, oder das Gerede der Menschen, oder die Verhältnisse. Oder vielleicht alles drei... Aber sieh nur."

Und sie wies nach dem Zoologischen hinüber, aus dessen Baum- und Blätterdunkel eben eine Rakete zischend in die Luft fuhr und mit einem Puff in zahllose Schwärmer zerstob. Eine zweite folgte der ersten und so ging es weiter, als ob sie sich jagen und überholen wollten, bis es mit einem Male vorbei war und die Gebüsche drüben in einem grünen und rothen Lichte zu glühen anfingen. Ein paar Vögel in ihren Käfigen kreischten dazwischen und dann fiel nach einer langen Pause die Musik wieder ein.

„Weißt Du, Botho, wenn ich Dich nun so nehmen und mit Dir die Läster-Allee drüben auf- und abschreiten könnte, so sicher wie hier zwischen den Buchsbaumrabatten und könnte jedem sagen: „ja wundert euch nur, er ist er und ich bin ich, und er liebt mich und ich liebe ihn", — ja Botho, was glaubst Du wohl, was ich dafür gäbe? Aber rathe nicht, Du räthst es doch nicht. Ihr kennt ja nur

Euch und euren Klub und euer Leben. Ach, das arme bischen Leben."

„Sprich nicht so, Lene."

„Warum nicht? Man muß allem ehrlich ins Gesicht sehn und sich nichts weiß machen lassen und vor allem sich selber nichts weiß machen. Aber es wird kalt und drüben ist es auch vorbei. Das ist das Schlußstück, das sie jetzt spielen. Komm, wir wollen uns drin an den Herd setzen, das Feuer wird noch nicht aus sein und die Alte ist längst zu Bett."

So gingen sie, während sie sich leicht an seine Schulter lehnte, den Gartensteig wieder hinauf. Im „Schloß" brannte kein Licht mehr und nur Sultan, den Kopf aus seiner Hütte vorstreckend, sah ihnen nach. Aber er rührte sich nicht und hatte blos mürrische Gedanken.

Sechstes Kapitel.

Es war die Woche darnach und die Kastanien hatten bereits abgeblüht; auch in der Bellevuestraße. Hier hatte Baron Botho v. Rienäcker eine zwischen einem Front- und einem Gartenbalkon gelegene Parterre-Wohnung inne: Arbeitszimmer, Eßzimmer, Schlafzimmer, die sich sämmtlich durch eine geschmackvolle, seine Mittel ziemlich erheblich übersteigende Einrichtung auszeichneten. In dem Eßzimmer befanden sich zwei Hertel'sche Stillleben und dazwischen eine Bärenhatz, werthvolle Kopie nach Rubens, während in dem Arbeitszimmer ein Andreas Achenbach'scher Seesturm, umgeben von einigen kleineren Bildern desselben Meisters, paradirte. Der Seesturm war ihm bei Gelegenheit einer Verloosung zugefallen und an diesem schönen und werthvollen Besitze hatte er sich zum Kunstkenner und speziell zum Achenbach-Enthusiasten herangebildet. Er scherzte

gern darüber und pflegte zu versichern, „daß ihm sein Lotterieglück, weil es ihn zu beständig neuen Ankäufen verführt habe, theuer zu stehn gekommen sei,“ hinzusetzend, „daß es vielleicht mit jedem Glücke dasselbe sei.“

Vor dem Sopha, dessen Plüsch mit einem persischen Teppich überdeckt war, stand auf einem Malachit-Tischchen das Kaffeegeschirr, während auf dem Sopha selbst allerlei politische Zeitungen umher lagen, unter ihnen auch solche, deren Vorkommen an dieser Stelle ziemlich verwunderlich war und nur aus dem Baron Botho'schen Lieblingssatze „Schnack gehe vor Politik“ erklärt werden konnte. Geschichten, die den Stempel der Erfindung an der Stirn trugen, sogenannte „Perlen“, amüsirten ihn am meisten. Ein Kanarienvogel, dessen Bauer während der Frühstückszeit allemal offen stand, flog auch heute wieder auf Hand und Schulter seines ihn nur zu sehr verwöhnenden Herrn, der, anstatt ungeduldig zu werden, das Blatt jedesmal bei Seite that, um den kleinen Liebling zu streicheln. Unterließ er es aber, so drängte sich das Thierchen an Hals und Bart des Lesenden und piepte so lang und eigensinnig, bis ihm der Wille gethan war. „Alle Lieblinge sind gleich,“ sagte Baron Rienäcker, „und fordern Gehorsam und Unterwerfung.“

In diesem Augenblicke ging die Korridorklingel

und der Diener trat ein, um die draußen abgegebenen Briefe zu bringen. Der eine, graues Kouvert in Quadrat, war offen und mit einer Dreipfennigmarke frankirt. „Hamburger Lotterieloos oder neue Zigarren,“ sagte Rienäcker und warf Kouvert und Inhalt, ohne weiter nachzusehen, bei Seite. „Aber das hier . . . Ah, von Lene. Nun den verspare ich mir bis zuletzt, wenn ihm dieser dritte, gesiegelte, nicht den Rang streitig macht. Osten'sches Wappen. Also von Onkel Kurt Anton; Poststempel „Berlin“, will sagen: schon da. Was wird er nur wollen? Zehn gegen eins, ich soll mit ihm frühstücken oder einen Sattel kaufen oder ihn zu Renz begleiten, vielleicht auch zu Kroll; am wahrscheinlichsten das eine thun und das andere nicht lassen.“

Und er schnitt das Kouvert, auf dem er auch Onkel Osten's Handschrift erkannt hatte, mit einem auf dem Fensterbrett liegenden Messerchen auf und nahm den Brief heraus. Der aber lautete:

„Hotel Brandenburg, Nummer 15. Mein lieber Botho. Vor einer Stunde bin ich hier unter eurer alten Berliner Devise „vor Taschendieben wird gewarnt“, auf dem Ostbahnhofe glücklich eingetroffen und habe mich in Hotel Brandenburg einquartiert, will sagen an alter Stelle; was ein richtiger Konservativer ist, ist es auch in kleinen Dingen. Ich bleibe nur zwei Tage, denn eure Luft drückt mich.

Es ist ein stickiges Nest. Alles andre mündlich. Ich erwarte Dich 1 Uhr bei Hiller. Dann wollen wir einen Sattel kaufen. Und dann Abends zu Renz. Sei pünktlich. Dein alter Onkel Kurt Anton."

Rienäcker lachte. „Dacht' ich's doch! Und doch eine Neuerung. Früher war es Borchardt, jetzt Hiller. Ei, ei, Onkelchen, was ein richtiger Konservativer ist, ist es auch in kleinen Dingen ... Und nun meine liebe Lene ... Was Onkel Kurt Anton wohl sagen würde, wenn er wüßte, in welcher Begleitung sein Brief und seine Befehle hier eingetroffen sind."

Und während er so sprach, erbrach er Lene's Billet und las.

„Es sind nun schon volle fünf Tage, daß ich Dich nicht gesehen habe. Soll es eine volle Woche werden? Und ich dachte, Du müßtest den andern Tag wiederkommen, so glücklich war ich den Abend. Und Du warst so lieb und gut. Mutter neckt mich schon und sagt: „er kommt nicht wieder." Ach, wie mir das immer einen Stich ins Herz giebt, weil es ja mal so kommen muß und weil ich fühle, daß es jeden Tag kommen kann. Daran wurd' ich gestern wieder erinnert. Denn wenn ich Dir eben schrieb, ich hätte Dich fünf Tage lang nicht gesehen, so hab' ich nicht die Wahrheit gesagt, ich habe Dich

gesehn, gestern, aber heimlich, verstohlen, auf dem Korso. Denke Dir, ich war auch da, natürlich weit zurück in einer Seiten-Allee und habe Dich eine Stunde lang auf- und abreiten sehn. Ach, ich freute mich über die Maßen, denn Du warst der stattlichste (beinah so stattlich wie Frau Dörr, die sich Dir empfehlen läßt) und ich hatte solchen Stolz Dich zu sehn, daß ich nicht einmal eifersüchtig wurde. Nur einmal kam es. Wer war denn die schöne Blondine, mit den zwei Schimmeln, die ganz in einer Blumengirrlande gingen? Und die Blumen so dicht, ganz ohne Blatt und Stiehl. So was Schönes hab' ich all mein Lebtag nicht gesehn. Als Kind hätt' ich gedacht, es müss' eine Prinzessin sein, aber jetzt weiß ich, daß Prinzessinnen nicht immer die schönsten sind. Ja, sie war schön und gefiehl Dir, ich sah es wohl, und Du gefiehlst ihr auch. Aber die Mutter, die neben der schönen Blondine saß, der gefiehlst Du noch besser. Und das ärgerte mich. Einer ganz jungen gönne ich Dich, wenn's durchaus sein muß. Aber einer alten! Und nun gar einer Mama? Nein, nein, die hat ihr Theil. Jedenfalls, mein einziger Botho, siehst Du, daß Du mich wieder gut machen und beruhigen mußt. Ich erwarte Dich morgen oder übermorgen. Und wenn Du nicht Abend kannst, so komme bei Tag und wenn es nur eine Minute wäre. Ich

habe solche Angst um Dich, das heißt eigentlich um mich. Du verstheest mich schon. Deine Lene."

„Deine Lene", sprach er, die Briefunterschrift wiederholend, noch einmal vor sich hin und eine Unruhe bemächtigte sich seiner, weil ihm allerwiderstreitendste Gefühle durch's Herz gingen: Liebe, Sorge, Furcht. Dann durchlas er den Brief noch einmal. An zwei, drei Stellen konnt' er sich nicht versagen, ein Strichelchen mit dem silbernen Crayon zu machen, aber nicht aus Schulmeisterei, sondern aus eitel Freude. „Wie gut sie schreibt! Kalligraphisch gewiß und orthographisch beinah... Stiehl statt Stiel... Ja, warum nicht? Stiehl war eigentlich ein gefürchteter Schulrath, aber, Gott sei Dank, ich bin keiner. Und „emphehlen". Soll ich wegen f und h mit ihr zürnen? Großer Gott, wer kann „empfehlen" richtig schreiben? Die ganz jungen Comtessen nicht immer und die ganz alten nie. Also was schadt's! Wahrhaftig, der Brief ist wie Lene selber, gut, treu, zuverlässig und die Fehler machen ihn nur noch reizender."

Er lehnte sich in den Stuhl zurück und legte die Hand über Stirn und Augen: „Arme Lene, was soll werden! Es wär' uns beiden besser gewesen, der Ostermontag wäre dies Mal ausgefallen. Wozu giebt es auch zwei Feiertage? Wozu Treptow und Stralau und Wasserfahrten? Und nun

der Onkel! Entweder kommt er wieder als Abgesandter von meiner Mutter oder er hat Pläne für mich aus sich selbst, aus eigner Initiative. Nun, ich werde ja sehen. Eine diplomatische Verstellungsschule hat er nicht durchgemacht, und wenn er zehn Eide geschworen hat zu schweigen, es kommt doch heraus. Ich will's schon erfahren, trotzdem ich in der Kunst der Intrigue gleich nach ihm selber komme."

Dabei zog er ein Fach seines Schreibtisches auf, darin, von einem rothen Bändchen umwunden, schon andere Briefe Lenens lagen. Und nun klingelte er nach dem Diener, der ihm beim Ankleiden behilflich sein sollte. „So, Johann, das wäre gethan . . . Und nun vergiß nicht, die Jalousieen herunter zu lassen. Und wenn wer kommt und nach mir fragt, bis 12 bin ich in der Kaserne, nach 1 bei Hiller und am Abend bei Renz. Und zieh auch die Jalousieen zu rechter Zeit wieder auf, daß ich nicht wieder einen Brütofen vorfinde. Und laß die Lampe vorn brennen. Aber nicht in meinem Schlafzimmer; die Mücken sind wie toll in diesem Jahr. Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Baron."

Und unter diesem Gespräche, das schon halb im Korridor geführt worden war, trat Rienäcker in den Hausflur, ziepte draußen im Vorgarten die 13jährige, sich gerad' über den Wagen ihres kleinen

Bruders beugende Portiertochter von hinten her am Zopf und empfing einen wüthenden, aber im Erkennungsmoment ebenso rasch in Zärtlichkeit übergehenden Blick als Antwort darauf.

Und nun erst trat er durch die Gitterthür auf die Straße. Hier sah er, unter der grünen Kastanienlaube hin, abwechselnd auf das Thor und dann wieder nach dem Thiergarten zu, wo sich, wie auf einem Camera obscura-Glase, die Menschen und Fuhrwerke geräuschlos hin und her bewegten. „Wie schön. Es ist doch wohl eine der besten Welten."

Siebentes Kapitel.

Um Zwölf war der Dienst in der Kaserne gethan und Botho v. Rienäcker ging die Linden hinunter aufs Thor zu, lediglich in der Absicht, die Stunde bis zum Rendezvous bei Hiller, so gut sich's thun ließ, auszufüllen. Zwei, drei Bilderläden waren ihm dabei sehr willkommen. Bei Lepke standen ein paar Oswald Achenbach's im Schaufenster, darunter eine palermitanische Straße, schmutzig und sonnig, und von einer geradezu frappirenden Wahrheit des Lebens und Kolorits. „Es giebt doch Dinge, worüber man nie ins Reine kommt. So mit den Achenbach's. Bis vor Kurzem hab' ich auf Andreas geschworen; aber wenn ich so was sehe wie das hier, so weiß ich nicht, ob ihm der Oswald nicht gleichkommt oder ihn überholt. Jedenfalls ist er bunter und mannigfacher. All dergleichen aber ist mir blos zu denken erlaubt; vor den Leuten es aussprechen,

hieße meinen „Seesturm" ohne Noth auf den halben Preis herabsetzen."

Unter solchen Betrachtungen stand er eine Zeitlang vor dem Lepke'schen Schaufenster und ging dann, über den Pariser Platz hin, auf das Thor und die schräg links führende Thiergarten-Allee zu, bis er vor der Wolf'schen Löwengruppe Halt machte. Hier sah er nach der Uhr. „Halb eins. Also Zeit." Und so wandt' er sich wieder, um auf demselben Wege nach den „Linden" hin zurückzukehren. Vor dem Redern'schen Palais sah er Leutnant v. Wedell von den Garde-Dragonern auf sich zukommen.

„Wohin, Wedell?"

„In den Club. Und Sie?"

„Zu Hiller."

„Etwas früh."

„Ja. Aber was hilft's? Ich soll mit einem alten Onkel von mir frühstücken, neumärkisch Blut und just in dem Winkel zu Hause, wo Bentsch, Rentsch, Stentsch liegen, — lauter Reimwörter auf Mensch, selbstverständlich ohne weitre Konsequenz oder Verpflichtung. Uebrigens hat er, ich meine den Onkel, mal in Ihrem Regiment gestanden. Freilich lange her, erste vierziger Jahre. Baron Osten."

„Der Wietzendorfer?"

„Eben der.“

„O den kenn' ich, d. h. dem Namen nach. Etwas Verwandtschaft. Meine Großmutter war eine Osten. Ist doch derselbe, der mit Bismarck auf dem Kriegsfuß steht?“

„Derselbe. Wissen Sie was, Wedell, kommen Sie mit. Der Club läuft Ihnen nicht weg und Pitt und Serge auch nicht; Sie finden sie um Drei gerad so gut wie um Eins. Der Alte schwärmt noch immer für Dragonerblau mit Gold und ist Neumärker genug, um sich über jeden Wedell zu freuen.“

„Gut, Rienäcker. Aber auf Ihre Verantwortung.“

„Mit Vergnügen.“

Unter solchem Gespräche waren sie bei Hiller angelangt, wo der alte Baron bereits an der Glasthür stand und ausschaute, denn es war eine Minute nach Eins. Er unterließ aber jede Bemerkung und war augenscheinlich erfreut, als Botho vorstellte: „Leutnant v. Wedell.“

„Ihr Herr Neffe . . .“

„Nichts von Entschuldigungen, Herr v. Wedell, Alles, was Wedell heißt, ist mir willkommen und wenn es diesen Rock trägt, doppelt und dreifach. Kommen Sie, meine Herren, wir wollen uns aus diesem Stuhl- und Tisch-Defilé heraus ziehen und

so gut es geht nach rückwärts hin konzentriren. Sonst nicht Preußensache; hier aber rathsam."

Und damit ging er, um gute Plätze zu finden, voraus und wählte nach Einblick in verschiedene kleine Kabinets schließlich ein mäßig großes, mit einem lederfarbnen Stoff austapeziertes Zimmer, das trotz eines breiten und dreigetheilten Fensters wenig Licht hatte, weil es auf einen engen und dunklen Hof sah. Von einem hier zu vier gedeckten Tisch wurde im Nu das vierte Couvert entfernt und während die beiden Offiziere Pallasch und Säbel in die Fensterecke stellten, wandte sich der alte Baron an den Oberkellner, der in einiger Entfernung gefolgt war, und befahl einen Hummer und einen weißen Burgunder. „Aber welchen, Botho?"

„Sagen wir Chablis."

„Gut, Chablis. Und frisches Wasser. Aber nicht aus der Leitung; lieber so, daß die Karaffe beschlägt. Und nun, meine Herren, bitte Platz zu nehmen: lieber Wedell hier, Botho Du da. Wenn nur diese Gluth, diese verfrühte Hundstagshitze nicht wäre. Luft, meine Herren, Luft. Ihr schönes Berlin, das immer schöner wird (so versichern einen wenigstens alle, die nichts Besseres kennen), Ihr schönes Berlin hat alles, aber keine Luft." Und dabei riß er die großen Fensterflügel auf und setzte sich so, daß er die breite Mittelöffnung gerade vor sich hatte.

Der Hummer war noch nicht gekommen, aber der Chablis stand schon da. Voll Unruhe nahm der alte Osten eins der Brötchen aus dem Korb und schnitt es mit ebenso viel Hast wie Virtuosität in Schrägstücke, blos um etwas zu thun zu haben. Dann ließ er das Messer wieder fallen und reichte Wedell die Hand. „Ihnen unendlich verbunden, Herr v. Wedell, und brillanter Einfall von Botho, Sie dem Club auf ein' paar Stunden abspänstig gemacht zu haben. Ich nehm' es als eine gute Vorbedeutung, gleich bei meinem ersten Ausgang in Berlin einen Wedell begrüßen zu dürfen."

Und nun begann er einzuschenken, weil er seiner Unruhe nicht länger Herr bleiben konnte, befahl eine Cliquot kalt zu stellen und fuhr dann fort: „Eigentlich, lieber Wedell, sind wir verwandt; es giebt keine Wedell's, mit denen wir nicht verwandt wären, und wenn's auch blos durch einen Scheffel Erbsen wäre; neumärkisch Blut ist in allen. Und wenn ich nun gar mein altes Dragonerblau wiedersehe, da schlägt mir das Herz bis in den Hals hinein. Ja, Herr v. Wedell, alte Liebe rostet nicht. Aber da kommt der Hummer ... Bitte, hier die große Scheere. Die Scheeren sind immer das Beste ... Aber, was ich sagen wollte, alte Liebe rostet nicht und der Schneid auch nicht. Und ich setze hinzu, Gott sei Dank. Damals hatten wir noch den alten Dobeneck.

Himmelwetter, war das ein Mann! Ein Mann wie ein Kind. Aber wenn es mal schlecht ging und nicht klappen wollte, wenn er einen dann ansah, den hätt' ich sehen wollen, der den Blick ausgehalten hätte. Richtiger alter Ostpreuße noch von Anno 13 und 14 her. Wir fürchteten ihn, aber wir liebten ihn auch. Denn er war wie ein Vater. Und, wissen Sie, Herr v. Wedell, wer mein Rittmeister war...?"

In diesem Augenblicke kam auch der Champagner.

„Mein Rittmeister war Manteuffel, derselbe, dem wir alles verdanken, der uns die Armee gemacht hat und mit der Armee den Sieg."

Herr v. Wedell verbeugte sich, während Botho leicht hin sagte: „Gewiß, man kann es sagen."

Aber das war nicht klug und weise von Botho, wie sich gleich herausstellen sollte, denn der ohnehin an Kongestionen leidende alte Baron wurde roth über den ganzen kahlen Kopf weg und das bischen krause Haar an seinen Schläfen schien noch krauser werden zu wollen. „Ich verstehe Dich nicht, Botho; was soll dies ‚Man kann es sagen', das heißt so viel wie ‚man kann es auch nicht sagen'. Und ich weiß auch, worauf das alles hinaus will. Es will andeuten, daß ein gewisser Kürassieroffizier aus der Reserve, der im Uebrigen mit nichts in Reserve gehalten hat, am wenigsten mit revolutionären Maßnahmen, es will andeuten, sag' ich, daß ein gewisser

Halberstädter mit schwefelgelbem Kragen eigentlich auch St. Privat allerpersönlichst gestürmt und um Sedan herum den großen Zirkel gezogen habe. Botho, damit darfst Du mir nicht kommen. Er war ein Referendar und hat auf der Potsdamer Regierung gearbeitet, sogar unter dem alten Meding, der nie gut auf ihn zu sprechen war, ich weiß das, und hat eigentlich nichts gelernt als Depeschen schreiben. Soviel will ich ihm lassen, das versteht er, oder mit andern Worten, er ist ein Federfuchser. Aber nicht die Federfuchser haben Preußen groß gemacht. War der bei Fehrbellin ein Federfuchser? War der bei Leuthen ein Federfuchser? War Blücher ein Federfuchser oder York? Hier sitzt die preußische Feder. Ich kann diesen Cultus nicht leiden."

„Aber lieber Onkel ..."

„Aber, aber, ich dulde kein aber. Glaube mir, Botho, zu solcher Frage, dazu gehören Jahre; derlei Dinge versteh' ich besser. Wie steht es denn? Er stößt die Leiter um, drauf er emporgestiegen, und verbietet sogar die Kreuzzeitung und rund heraus, er ruinirt uns; er denkt klein von uns, er sagt uns Sottisen und wenn ihm der Sinn danach steht, verklagt er uns auf Diebstahl oder Unterschlagung und schickt uns auf die Festung. Ach, was sag' ich auf die Festung. Festung ist für anständige Leute, nein, ins Landarmenhaus schickt er uns, um Wolle

zu zupfen ... Aber Luft, meine Herren, Luft. Sie haben keine Luft hier. Verdammtes Nest."

Und er erhob sich und riß zu dem bereits offenstehenden Mittelflügel auch noch die beiden Nebenflügel auf, so daß von dem Zuge, der ging, die Gardinen und das Tischtuch ins Wehen kamen. Dann sich wieder setzend, nahm er ein Stück Eis aus dem Champagnerkühler und fuhr sich damit über die Stirn.

„Ah," fuhr er fort, „das Stück Eis hier, das ist das Beste vom ganzen Frühstück ... Und nun sagen Sie, Herr v. Wedell, hab' ich Recht oder nicht? Botho, Hand aufs Herz, hab' ich Recht? Ist es nicht so, daß man sich als ein Märkischer von Adel aus reiner Edelmannsempörung einen Hochverrathsprozeß auf den Leib reden möchte? Solchen Mann ... aus unsrer besten Familie ... vornehmer als die Bismarck's und so viele für Thron und Hohenzollernthum gefallen, daß man eine ganze Leibkompagnie daraus formiren könnte, Leibkompagnie mit Blechmützen und der Boitzenburger kommandirt sie. Ja, meine Herren. Und solcher Familie solchen Affront. Und warum? Unterschlagung, Indiskretion, Bruch von Amtsgeheimniß. Ich bitte Sie, fehlt nur noch Kindsmord und Vergehen gegen die Sittlichkeit und wahrhaftig es bleibt verwunderlich genug, daß nicht auch das noch herausgedrückt worden ist.

Aber die Herren schweigen. Ich bitte Sie, sprechen Sie. Glauben Sie mir, daß ich andre Meinungen hören und ertragen kann; ich bin nicht wie er; sprechen Sie, Herr v. Wedell, sprechen Sie."

Wedell, in immer wachsender Verlegenheit, suchte nach einem Ausgleichs- und Beruhigungsworte: „Gewiß, Herr Baron, es ist, wie Sie sagen. Aber, Pardon, ich habe damals, als die Sache zum Austrag kam, vielfach aussprechen hören, und die Worte sind mir im Gedächtniß geblieben, daß der Schwächere darauf verzichten müsse, dem Stärkeren die Wege kreuzen zu wollen, das verbiete sich in Leben wie Politik, es sei nun mal so: Macht gehe vor Recht."

„Und kein Widerspruch dagegen, kein Appell?"

„Doch, Herr Baron. Unter Umständen auch ein Appell. Und um nichts zu verschweigen, ich kenne solche Fälle gerechtfertigter Opposition. Was die Schwäche nicht darf, das darf die Reinheit, die Reinheit der Ueberzeugung, die Lauterkeit der Gesinnung. Die hat das Recht der Auflehnung, sie hat sogar die Pflicht dazu. Wer aber hat diese Lauterkeit? Hatte sie ... Doch ich schweige, weil ich weder Sie, Herr Baron, noch die Familie, von der wir sprechen, verletzen möchte. Sie wissen aber, auch ohne daß ich es sage, daß er, der das Wagniß wagte, diese Lauterkeit der Gesinnung nicht hatte.

Der blos Schwächere darf nichts, nur der Reine darf alles."

„Nur der Reine darf alles," wiederholte der alte Baron mit einem so schlauen Gesicht, daß es zweifelhaft blieb, ob er mehr von der Wahrheit oder der Anfechtbarkeit dieser These durchdrungen sei. Der Reine darf alles. Kapitaler Satz, den ich mir mit nach Hause nehme. Der wird meinem Pastor gefallen, der letzten Herbst den Kampf mit mir aufgenommen und ein Stück von meinem Acker zurückgefordert hat. Nicht seinetwegen, i Gott bewahre, blos um des Prinzips und seines Nachfolgers willen, dem er nichts vergeben dürfe. Schlauer Fuchs. Aber der Reine darf alles."

„Du wirst schon nachgeben in der Pfarrackerfrage," sagte Botho. „Kenn' ich doch Schönemann noch von Sellenthin's her."

„Ja, da war er noch Hauslehrer und kannte nichts Besseres, als die Schulstunden abkürzen und die Spielstunden in die Länge ziehen. Und konnte Reifen spielen wie ein junger Marquis; wahrhaftig, es war ein Vergnügen, ihm zuzusehen. Aber nun ist er sieben Jahre im Amt und Du würdest den Schönemann, der der gnädigen Frau den Hof machte, nicht wieder erkennen. Eins aber muß ich ihm lassen, er hat beide Frölens gut erzogen und am besten Deine Käthe ..."

Botho sah den Onkel verlegen an, fast als ob er ihn um Diskretion bitten wolle. Der alte Baron aber, überfroh, das heikle Thema so glücklich beim Schopfe gefaßt zu haben, fuhr in überströmender und immer wachsender guter Laune fort: „Ach laß doch, Botho. Diskretion. Unsinn. Wedell ist Landsmann und wird von der Geschichte so gut wissen, wie jeder andere. Weshalb schweigen über solche Dinge. Du bist doch so gut wie gebunden. Und weiß es Gott, Junge, wenn ich so die Frölens Revue passiren lasse, 'ne bessre findest Du nicht. Zähne wie Perlen und lacht immer, daß man die ganze Schnur sieht. Eine Flachsblondine zum Küssen und wenn ich dreißig Jahre jünger wäre, höre ..."

Wedell, der Botho's Verlegenheit bemerkte, wollte ihm zu Hilfe kommen und sagte: „Die Sellenthin'schen Damen sind alle sehr anmuthig, Mutter wie Töchter; ich war vorigen Sommer mit ihnen in Norderney, charmant, aber ich würde der zweiten den Vorzug geben . ."

„Desto besser, Wedell. Da kommt ihr euch nicht in die Quer und wir können gleich eine Doppelhochzeit feiern. Und Schönemann kann trauen, wenn Kluckhuhn, der wie alle Alten empfindlich ist, es zugiebt, und ich will ihm nicht nur das Fuhrwerk stellen, ich will ihm auch das Stück Pfarracker ohne Weiteres cediren, wenn ich solche Hochzeit

zwischen heut und einem Jahr erlebe. Sie sind reich, lieber Wedell, und mit Ihnen pressirt es am Ende nicht. Aber sehen Sie sich unsern Freund Botho an. Daß er so wohlgenährt aussieht, das verdankt er nicht seiner Sandbüchse, die, die paar Wiesen abgerechnet, eigentlich nichts als eine Kiefernschonung ist, und noch weniger seinem Muränensee. „Muränensee“, das klingt wundervoll und man könnte beinah sagen poetisch. Aber das ist auch alles. Man kann von Muränen nicht leben. Ich weiß, Du hörst nicht gerne davon, aber da wir mal dabei sind, so muß es heraus. Wie liegt es denn? Dein Großvater hat die Haide 'runterschlagen lassen und Dein Vater selig — ein kapitaler Mann, aber ich habe keinen Menschen je so schlecht L'hombre spielen sehn und so hoch dazu — Dein Vater selig, sag' ich, hat die fünfhundert Morgen Bruchacker an die Jeseritzer Bauern parzellirt und was von gutem Boden übrig geblieben ist, ist nicht viel, und die dreißigtausend Thaler sind auch längst wieder fort. Wärst Du allein, so möcht' es gehn, aber Du mußt theilen mit Deinem Bruder und vorläufig hat die Mama, meine Frau Schwester Liebden, das Ganze noch in Händen, eine prächtige Frau, klug und gescheidt, aber auch nicht auf die sparsame Seite gefallen. Botho, wozu stehst Du bei den Kaiserkürassieren und wozu hast Du eine reiche Cousine,

die blos darauf wartet, daß Du kommst und in einem regelrechten Antrage das besiegelst und wahrmachst, was die Eltern schon verabredet haben, als ihr noch Kinder wart. Wozu noch überlegen? Höre, wenn ich morgen auf der Rückreise bei Deiner Mama mit vorfahren und ihr die Nachricht bringen könnte: „Liebe Josephine, Botho will, alles abgemacht," höre Junge, das wäre 'mal was, das einem alten Onkel, der's gut mit Dir meint, eine Freude machen könnte. Reden Sie zu, Wedell. Es ist Zeit, daß er aus der Garçonschaft herauskommt. Er verthut sonst sein bischen Vermögen oder verplämpert sich wohl gar mit einer kleinen Bourgeoise. Hab' ich Recht? Natürlich. Abgemacht. Und darauf müssen wir noch anstoßen. Aber nicht mit diesem Rest..." Und er drückte auf die Klingel.

„Ein Heidsieck. Beste Marke."

Achtes Kapitel.

Im Club befanden sich um eben diese Zeit zwei junge Kavaliere, der eine, von den Gardes du Corps, schlank, groß und glatt, der andere, von den Pasewalkern abkommandiert, etwas kleiner, mit Vollbart und nur vorschriftsmäßig freiem Kinn. Der weiße Damast des Tisches, dran sie gefrühstückt hatten, war zurückgeschlagen und an der freigewordenen Hälfte saßen Beide beim Piquet.

„Sechs Blatt mit 'ner Quart."

„Gut."

„Und Du?"

„Vierzehn As, drei Könige, drei Damen .... Und Du machst keinen Stich." Und er legte das Spiel auf den Tisch und schob im nächsten Augenblicke die Karten zusammen, während der Andere mischte.

„Weißt Du schon, Ella verheirathet sich."

„Schade."

„Warum schade?"

„Sie kann dann nicht mehr durch den Reifen springen.“

„Unsinn. Je mehr sie sich verheirathen, desto schlanker werden sie.“

„Doch mit Ausnahme. Viele Namen aus der Zirkus-Aristokratie blühen schon in der dritten und vierten Generation, was denn doch einigermaßen auf Wechselzustände von schlank und nicht-schlank, oder, wenn Du willst, auf Neumond und erstes Viertel ꝛc. hinweist.“

„Irrthum. Error in calculo. Du vergißt Adoption. Alle diese Zirkusleute sind heimliche Gichtelianer und vererben nach Plan und Abmachung ihr Vermögen, ihr Ansehen und ihren Namen. Es scheinen dieselben und sind doch andere geworden. Immer frisches Blut. Heb' ab.. Uebrigens hab' ich noch eine zweite Nachricht. Afzelius kommt in den Generalstab.“

„Welcher?“

„Der von den Ulanen.“

„Unmöglich.“

„Moltke hält große Stücke auf ihn und er soll eine vorzügliche Arbeit gemacht haben.“

„Imponirt mir nicht. Alles Bibliotheks- und Abschreibesache. Wer nur ein Bischen findig ist, kann Bücher leisten wie Humboldt oder Ranke.“

„Quart. Vierzehn As.“

„Quint vom König."

Und während die Stiche gemacht wurden, hörte man in dem Billardzimmer nebenan das Klappen der Bälle und das Fallen der kleinen Boulekegel.

* * *

Nur sechs oder acht Herren waren alles in allem in den zwei hintern Clubzimmern, die mit ihrer Schmalseite nach einem sonnigen und ziemlich langweiligen Garten hinaussahen, versammelt, alle schweigsam, alle mehr oder weniger in ihr Whist oder Domino vertieft, nicht zum wenigsten die zwei piquetspielenden Herren, die sich eben über Ella und Aszelius unterhalten hatten. Es ging doch, weshalb beide von ihrem Spiel erst wieder aufsahen, als sie, durch eine offne Rundbogen-Nische, von dem nebenher laufenden Zimmer her eines neuen Ankömmlings gewahr wurden. Es war Wedell.

„Aber Wedell, wenn Sie nicht eine Welt von Neuigkeiten mitbringen, so belegen wir Sie mit dem großen Bann."

„Pardon, Serge, es war keine bestimmte Verabredung."

„Aber doch beinah. Uebrigens finden Sie mich persönlich in nachgiebigster Stimmung. Wie sie sich mit Pitt auseinander setzen wollen, der eben 150 Points verloren, ist Ihre Sache."

Dabei schoben beide die Karten bei Seit' und der von dem herzukommenden Wedell als Serge Begrüßte zog seine Remontoir-Uhr und sagte: „3 Uhr 15. Also Kaffee. Irgend ein Philosoph, und es muß einer der größten gewesen sein, hat einmal gesagt, das sei das Beste am Kaffee, daß er in jede Situation und Tagesstunde hineinpasse. Wahrhaftig, Wort eines Weisen. Aber wo nehmen wir ihn? Ich denke wir setzen uns draußen auf die Terrasse, mitten in die Sonne. Je mehr man das Wetter brüskirt, desto besser fährt man. Also, Pehlecke, drei Tassen. Ich kann das Umfallen der Boulekegel nicht mehr mit anhören, es macht mich nervös; draußen haben wir freilich auch Lärm, aber doch anders und hören statt des spitzen Klappertons das Poltern und Donnern unserer unterirdischen Kegelbahn, wobei wir uns einbilden können, am Vesuv oder Aetna zu sitzen. Und warum auch nicht? Alle Genüsse sind schließlich Einbildung und wer die beste Phantasie hat, hat den größten Genuß. Nur das Unwirkliche macht den Werth und ist eigentlich das einzig Reale."

„Serge," sagte der andere, der beim Piquetspielen als Pitt angeredet worden war, „wenn Du mit Deinen berühmten großen Sätzen so fortfährst, so bestrafst Du Wedell härter als er verdient. Außerdem hast Du Rücksicht auf mich zu nehmen,

weil ich verloren habe. So, hier wollen wir bleiben, den lawn im Rücken, diesen Epheu neben uns und eine kahle Wand en vue. Himmlischer Aufenthalt für Seiner Majestät Garde! Was wohl der alte Fürst Pückler zu diesem Klubgarten gesagt haben würde. Pehlecke . . . so, hier den Tisch her, jetzt geht's. Und zum Schluß eine Cuba von Ihrem gelagertsten Lager. Und nun, Wedell, wenn Ihnen verziehen werden soll, schütteln Sie Ihr Gewand, bis ein neuer Krieg herausfällt oder irgend eine andere große Nachricht. Sie sind ja durch Puttkamers mit unserem lieben Herrgott verwandt. Mit welchem, brauch' ich nicht erst hinzuzusetzen. Was kocht er wieder?"

„Pitt," sagte Wedell, „ich beschwöre Sie, nur keine Bismarckfragen. Denn erstlich wissen Sie, daß ich nichts weiß, weil Vettern im 17. Grad nicht gerade zu den Intimen und Vertrauten des Fürsten gehören, zum zweiten aber komme ich, statt vom Fürsten, recte von einem Bolzenschießen her, das sich mit einigen Treffern und vielen, vielen Nicht-Treffern gegen niemand anders als gegen Seine Durchlaucht richtete."

„Und wer war dieser kühne Schütze?"

„Der alte Baron Osten, Rienäcker's Onkel. Charmanter alter Herr und Bon-Garçon. Aber freilich auch Pfiffikus."

„Wie alle Märker.“

„Bin auch einer.“

„Tant mieux. Da wissen Sie's von sich selbst. Aber heraus mit der Sprache. Was sagte der Alte?“

„Vielerlei. Das Politische kaum der Rede werth, aber ein Anderes desto wichtiger: Rienäcker steht vor einer scharfen Ecke.“

„Und vor welcher?“

„Er soll heirathen.“

„Und das nennen Sie eine scharfe Ecke? Ich bitte Sie, Wedell, Rienäcker steht vor einer viel schärferen: er hat 9000 jährlich und giebt 12 000 aus und das ist immer die schärfste aller Ecken, jedenfalls schärfer als die Heiraths-Ecke. Heirathen ist für Rienäcker keine Gefahr, sondern die Rettung. Uebrigens hab' ich es kommen sehen. Und wer ist es denn?“

„Eine Cousine!“

„Natürlich. Retterin und Cousine sind heutzutage fast identisch. Und ich wette, daß sie Paula heißt. Alle Cousinen heißen jetzt Paula.“

„Diese nicht.“

„Sondern?“

„Käthe.“

„Käthe? Ah, da weiß ich's. Käthe Sellenthin. Hm, nicht übel, glänzende Parthie. Der alte Sellen-

thin, es ist doch der mit dem Pflaster überm Auge, hat sechs Güter und die Vorwerke mit eingerechnet, sind es sogar dreizehn. Geht zu gleichen Theilen und das dreizehnte kriegt Käthe noch als Zuschlag. Gratulire. . ."

„Sie kennen sie?"

„Gewiß. Wundervolle Flachsblondine mit Vergißmeinnicht-Augen, aber trotzdem nicht sentimental, weniger Mond als Sonne. Sie war hier bei der Zülow in Pension und wurde mit 14 schon umkurt und umworben."

„In der Pension?"

„Nicht direkt und nicht Alltags, aber doch Sonntags, wenn sie beim alten Osten zu Tische war, demselben, von dem Sie jetzt herkommen. Käthe, Käthe Sellenthin . . sie war damals wie 'ne Bachstelze und wir nannten sie so und war der reizendste Backfisch, den Sie sich denken können. Ich seh' noch ihren Haar-Tutt, den wir immer den Wocken nannten. Und den soll Rienäcker nun abspinnen. Nun warum nicht? Es wird ihm so schwer nicht werden."

„Am Ende doch schwerer, als mancher denkt," antwortete Wedell. „Und so gewiß er der Aufbesserung seiner Finanzen bedarf, so bin ich doch nicht sicher, daß er sich für die blonde Spezial-Landsmännin ohne Weiteres entscheiden wird. Rienäcker

ist nämlich seit einiger Zeit in einen andren Farbenton und zwar ins Aschfarbene gefallen und wenn es wahr ist, was mir Balafré neulich sagte, so hat er sich's ganz ernsthaft überlegt, ob er nicht seine Weißzeug-Dame zur weißen Dame erheben soll. Schloß Avenel oder Schloß Zehden macht ihm keinen Unterschied, Schloß ist Schloß und Sie wissen, Rienäcker, der überhaupt in manchem seinen eignen Weg geht, war immer fürs Natürliche."

„Ja," lachte Pitt. „Das war er. Aber Balafré schneidet auf und erfindet sich interessante Geschichten. Sie sind nüchtern, Wedell, und werden doch solch' erfundenes Zeug nicht glauben wollen."

„Nein, Erfundenes nicht," sagte Wedell. „Aber ich glaube, was ich weiß. Rienäcker, trotz seiner sechs Fuß, oder vielleicht auch gerade deßhalb, ist schwach und bestimmbar und von einer seltenen Weichheit und Herzensgüte."

„Das ist er. Aber die Verhältnisse werden ihn zwingen und er wird sich lösen und frei machen, schlimmstenfalls wie der Fuchs aus dem Eisen. Es thut weh und ein Stückchen Leben bleibt dran hängen. Aber das Hauptstück ist doch wieder heraus, wieder frei. Vive Käthe. Und Rienäcker! Wie sagt das Sprichwort: „Mit dem Klugen ist Gott."

Neuntes Kapitel.

Botho schrieb denselben Abend noch an Lene, daß er am andern Tage kommen würde, vielleicht schon früher als gewöhnlich. Und er hielt Wort und war eine Stunde vor Sonnenuntergang da. Natürlich fand er auch Frau Dörr. Es war eine prächtige Luft, nicht zu warm, und nachdem man noch eine Weile geplaudert hatte, sagte Botho: „Wir könnten vielleicht in den Garten gehen."

„Ja, in den Garten. Oder sonst wohin?"

„Wie meinst Du?"

Lene lachte. „Sei nicht wieder in Sorge, Botho. Niemand ist in den Hinterhalt gelegt und die Dame mit dem Schimmelgespann und der Blumenguirlande wird Dir nicht in den Weg treten."

„Also wohin, Lene?"

„Blos ins Feld, ins Grüne, wo Du nichts haben wirst als Gänseblümchen und mich. Und

vielleicht auch Frau Dörr, wenn sie die Güte haben will, uns zu begleiten."

„Ob sie will," sagte Frau Dörr. „Gewiß will sie. Große Ehre. Aber man muß sich doch erst ein bischen zurechtmachen. Ich bin gleich wieder da."

„Nicht nöthig, Frau Dörr, wir holen Sie ab."

* * *

Und so geschah es, und als das junge Paar eine Viertelstunde später auf den Garten zuschritt, stand Frau Dörr schon an der Thür, einen Umhang überm Arm und einen prachtvollen Hut auf dem Kopf, ein Geschenk Dörr's, der, wie alle Geizhälse, mitunter etwas lächerlich Theures kaufte.

Botho sagte der so Herausgeputzten etwas Schmeichelhaftes und gleich danach gingen alle drei den Gang hinunter und traten durch ein verstecktes Seitenpförtchen auf einen Feldweg hinaus, der hier, wenigstens zunächst noch und eh er weiter abwärts in das freie Wiesengrün einbog, an dem an seiner Außenseite hoch in Nesseln stehenden Gartenzaun hinlief.

„Hier bleiben wir," sagte Lene. „Das ist der hübschste Weg und der einsamste. Da kommt niemand."

Und wirklich, es war der einsamste Weg, um vieles stiller und menschenleerer als drei, vier andere, die parallel mit ihm über die Wiese hin auf

Wilmersdorf zuführten und zum Theil ein eigenthümliches Vorstadtsleben zeigten. An dem einen dieser Wege befanden sich allerlei Schuppen, zwischen denen reckartige, wie für Turner bestimmte Gerüste standen und Botho's Neugier weckten, aber eh' er noch erkunden konnte, was es denn eigentlich sei, gab ihm das Thun drüben auch schon Antwort auf seine Frage: Decken und Teppiche wurden über die Gerüste hin ausgebreitet und gleich danach begann ein Klopfen und Schlagen mit großen Rohrstöcken, so daß der Weg drüben alsbald in einer Staubwolke lag.

Botho wies darauf hin und wollte sich eben mit Frau Dörr in ein Gespräch über den Werth oder Unwerth der Teppiche vertiefen, die, bei Lichte besehen, doch blos Staubfänger seien „und wenn einer nicht fest auf der Brust sei, so hätt' er die Schwindsucht weg, er wisse nicht wie." Mitten im Satz aber brach er ab, weil der von ihm eingeschlagene Weg in eben diesem Augenblick an einer Stelle vorüber führte, wo der Schutt einer Bildhauer Werkstatt abgeladen sein mußte, denn allerhand Stuck-Ornamente, namentlich Engelsköpfe, lagen in großer Zahl umher.

„Das ist ein Engelskopf," sagte Botho. „Sehen Sie, Frau Dörr. Und hier ist sogar ein geflügelter."

„Ja," sagte Frau Dörr. „Und ein Pausback

dazu. Aber is es denn ein Engel? Ich denke, wenn er so klein is und Flügel hat, heißt er Amor."

„Amor oder Engel," sagte Botho, „das ist immer dasselbe. Fragen Sie nur Lene, die wird es bestätigen. Nicht wahr, Lene?"

Lene that empfindlich, aber er nahm ihre Hand und alles war wieder gut.

Unmittelbar hinter dem Schutthaufen bog der Pfad nach links hin ab und mündete gleich danach in einen etwas größeren Feldweg ein, dessen Pappelweiden eben blühten und ihre flockenartigen Kätzchen über die Wiese hin ausstreuten, auf der sie nun wie gezupfte Watte dalagen.

„Sieh, Lene," sagte Frau Dörr, „weißt Du denn, daß sie jetzt Betten damit stopfen, ganz wie mit Federn? Und sie nennen es Waldwolle."

„Ja, ich weiß, Frau Dörr. Und ich freue mich immer, wenn die Leute so was ausfinden und sich zu Nutze machen. Aber für Sie wär' es nichts."

„Nein, Lene, für mich wär' es nich. Da hast Du Recht. Ich bin so mehr für's Feste, für Pferdehaar und Sprungfedern und wenn es denn so wuppt ..."

„O ja," sagte Lene, der diese Beschreibung etwas ängstlich zu werden anfing. „Ich fürchte blos, daß

wir Regen kriegen. Hören Sie nur die Frösche, Frau Dörr.“

„Ja, die Poggen,“ bestätigte diese. „Nachts ist es mitunter ein Gequake, daß man nicht schlafen kann. Und woher kommt es? Weil hier alles Sumpf is und blos so thut, als ob es Wiese wäre. Sieh doch den Tümpel an, wo der Storch steht und kuckt gerade hierher. Na, nach mir sieht er nich. Da könnt' er lange sehn. Und is auch recht gut so.“

„Wir müssen am Ende doch wohl umkehren,“ sagte Lene verlegen, und eigentlich nur, um etwas zu sagen.

„I bewahre,“ lachte Frau Dörr. „Nun erst recht nich, Lene; Du wirst Dich doch nich graulen und noch dazu vor so was. Adebaar, Du Guter, bring mir ... Oder soll ich lieber singen: Adebaar, Du Bester?“

So ging es noch eine Weile weiter, denn Frau Dörr brauchte Zeit, um von einem solchen Lieblingsthema wieder los zu kommen.

Endlich aber war doch eine Pause da, während welcher man in langsamem Tempo weiter schritt, bis man zuletzt an einen Höhenrücken kam, der sich hier plateauartig von der Spree nach der Havel hinüberzieht. An eben dieser Stelle hörten auch die Wiesen auf und Korn- und Rapsfelder fingen an, die sich

bis an die vorderste Häuserreihe von Wilmersdorf zogen.

„Nun blos da noch 'rauf," sagte Frau Dörr, „und dann setzen wir uns und pflücken Butterblumen und flechten uns einen Stengelkranz. Jott, das macht immer so viel Spaß, wenn man den einen Stengel in den andern piekt, bis der Kranz fertig is oder die Kette."

„Wohl, wohl," sagte Lene, der es heute beschieden war, aus kleinen Verlegenheiten gar nicht heraus zu kommen. „Wohl, wohl. Aber nun kommen Sie, Frau Dörr; hier geht der Weg."

Und so sprechend, stiegen sie den niedrigen Abhang hinauf und setzten sich, oben angekommen, auf einen hier seit letztem Herbst schon aus Peden und Nesseln zusammengekarrten Unkrauthaufen. Dieser Pedenhaufen war ein prächtiger Ruheplatz, zugleich auch ein Aussichtspunkt, von dem aus man über einen von Werft und Weiden eingefaßten Graben hin nicht nur die nördliche Häuserreihe von Wilmersdorf überblicken, sondern auch von einer benachbarten Kegelbahn-Tabagie her das Fallen der Kegel und vor allem das Zurückrollen der Kugel auf zwei klapprigen Latten in aller Deutlichkeit hören konnte. Lene vergnügte sich über die Maßen darüber, nahm Botho's Hand und sagte: „Sieh, Botho, ich weiß so gut Bescheid damit (denn als Kind wohnten wir

auch neben einer solchen Tabagie), daß ich, wenn ich die Kugel blos aufsetzen höre, gleich weiß, wie viel sie machen wird."

„Nun," sagte Botho, „da können wir ja wetten."

„Und um was?"

„Das findet sich."

„Gut. Aber ich brauch' es nur dreimal zu treffen und wenn ich schweige, so zählt es nicht."

„Bin es zufrieden."

Und nun horchten alle drei hinüber und die mit jedem Moment erregter werdende Frau Dörr verschwor sich hoch und theuer, ihr puppre das Herz und ihr sei gerade so, wie wenn sie vor einem Theatervorhang sitze. „Lene, Lene, Du hast Dir zuviel zugetraut, Kind, das is ja gar nich möglich."

So wär' es wohl nöch weiter gegangen, wenn man nicht in eben diesem Augenblicke gehört hätte, daß eine Kugel aufgesetzt und nach einmaligem dumpfen Anschlag an die Seitenbande wieder still wurde. „Sandhase," rief Lene. Und richtig, so war es.

„Das war leicht," sagte Botho. „Zu leicht. Das hätt' ich auch gerathen. Sehen wir also, was kommt."

Und siehe da, zwei weitere Würfe folgten, ohne daß Lene gesprochen oder sich auch nur gerührt hätte. Nur Frau Dörr's Augen traten immer mehr

aus dem Kopf. Jetzt aber, und Lene hob sich sofort von ihrem Platz, kam eine kleine, feste Kugel und in einem eigenthümlichen Mischton von Elastizität und Härte hörte man sie vibrirend über das Brett hintanzen. „Alle neun," rief Lene. Und im Nu gab es drüben ein Fallen und der Kegeljunge bestätigte nur, was kaum noch der Bestätigung bedurfte.

„Du sollst gewonnen haben, Lene. Wir essen heute noch ein Vielliebchen und dann geht alles in einem. Nicht wahr, Frau Dörr?"

„Versteht sich," zwinkerte diese, „alles in einem." Und dabei band sie den Hut ab und beschrieb Kreise damit, wie wenn es ihr Markthut gewesen wäre.

Mittlerweile sank die Sonne hinter den Wilmersdorfer Kirchthurm und Lene schlug vor aufzubrechen und den Rückweg anzutreten, „es werde so fröstlich; unterwegs aber wollte man spielen und sich greifen: sie sei sicher, Botho werde sie nicht fangen."

„Ei, da wollen wir doch sehn."

Und nun begann ein Jagen und Haschen, bei dem Lene wirklich nicht gefangen werden konnte, bis sie zuletzt vor Lachen und Aufregung so abgeäschert war, daß sie sich hinter die stattliche Frau Dörr flüchtete.

„Nun hab' ich meinen Baum," lachte sie, „nun kriegst Du mich erst recht nicht." Und dabei hielt sie sich an Frau Dörr's etwas abstehender Schooßjacke fest

und schob die gute Frau so geschickt nach rechts und links, daß sie sich eine Zeitlang mit Hilfe derselben deckte. Plötzlich aber war Botho neben ihr, hielt sie fest und gab ihr einen Kuß.

„Das ist gegen die Regel; wir haben nichts ausgemacht.“ Aber trotz solcher Abweisung hing sie sich doch an seinen Arm und kommandirte, während sie die Garde-Schnarrstimme nachahmte „Parademarsch... frei weg“ und ergötzte sich an den bewundernden und nicht enden wollenden Ausrufen, womit die gute Frau Dörr das Spiel begleitete.

„Is es zu glauben?“ sagte diese. „Nein, es is nich zu glauben. Un immer so un nie anders. Un wenn ich denn an meinen denke! Nicht zu glauben, sag' ich. Un war doch auch einer. Un that auch immer so.“

„Was meint sie nur?“ fragte Botho leise.

„O, sie denkt wieder... Aber, Du weißt ja.. Ich habe Dir ja davon erzählt.“

„Ah, das ist es. Der. Nun, er wird wohl so schlimm nicht gewesen sein.“

„Wer weiß. Zuletzt ist einer wie der andere.“

„Meinst Du?“

„Nein.“ Und dabei schüttelte sie den Kopf und in ihrem Auge lag etwas von Weichheit und Rührung. Aber sie wollte diese Stimmung nicht

aufkommen lassen und sagte deshalb rasch: „Singen wir, Frau Dörr. Singen wir. Aber was?"

„Morgenroth . . ."

„Nein, das nicht . . . ‚Morgen in das kühle Grab', das ist mir zu traurig. Nein, singen wir „Uebers Jahr, übers Jahr" oder noch lieber „Denkst Du daran."

„Ja, das is recht, das is schön; das is mein Leib- und Magenlied."

Und mit gut eingeübter Stimme sangen alle drei das Lieblingslied der Frau Dörr und man war schon bis in die Nähe der Gärtnerei gekommen, als es noch immer über das Feld hinklang: „Ich denke dran . . . ich danke Dir mein Leben" und dann von der andren Wegseite her, wo die lange Reihe der Schuppen und Remisen stand, im Echo wiederhallte.

Die Dörr war überglücklich. Aber Lene und Botho waren ernst geworden.

Zehntes Kapitel.

Es dunkelte schon, als man wieder vor der Wohnung der Frau Nimptsch war und Botho, der seine Heiterkeit und gute Laune rasch zurück gewonnen hatte, wollte nur einen Augenblick noch mit hineinsehn und sich gleich danach verabschieden. Als ihn Lene jedoch an allerlei Versprechungen und Frau Dörr mit Betonung und Augenspiel an das noch ausstehende Vielliebchen erinnerte, gab er nach und entschloß sich, den Abend über zu bleiben.

„Das is recht," sagte die Dörr. „Und ich bleibe nun auch. Das heißt, wenn ich bleiben darf und bei dem Vielliebchen nicht störe. Denn man kann doch nie wissen. Und ich will blos noch den Hut nach Hause bringen und den Umhang. Und denn komm ich wieder."

„Gewiß müssen Sie wieder kommen," sagte Botho, während er ihr die Hand gab. „So jung kommen wir nicht wieder zusammen."

„Nein, nein," lachte die Dörr, „so jung kommen wir nich wieder zusammen. Un is auch eigentlich ganz unmöglich, un wenn wir auch morgen schon wieder zusammen kämen. Denn ein Tag is doch immer ein Tag und macht auch schon was aus. Und deshalb is es ganz richtig, daß wir so jung nich wieder zusammen kommen. Und muß sich jeder gefallen lassen."

In dieser Tonart ging es noch eine Weile weiter und die von niemandem bestrittene Thatsache des täglichen Aelterwerdens gefiel ihr so, daß sie dieselbe noch einigemale wiederholte. Dann erst ging sie. Lene begleitete sie bis auf den Flur, Botho seinerseits aber setzte sich neben Frau Nimptsch und fragte, während er ihr das von der Schulter gefallene Umschlagetuch wieder umhing, „ob sie noch böse sei, daß er ihr die Lene wieder auf ein paar Stunden entführt habe? Aber es sei so hübsch gewesen und oben auf dem Pedenhausen, wo sie sich ausgeruht und geplaudert hätten, hätten sie der Zeit ganz vergessen."

„Ja, die Glücklichen vergessen die Zeit," sagte die Alte. „Und die Jugend is glücklich un is auch gut so un soll so sein. Aber wenn man alt wird, lieber Herr Baron, da werden einen die Stunden lang un man wünscht sich die Tage fort un das Leben auch."

„Ach, das sagen Sie so, Mutterchen. Alt oder jung, eigentlich lebt doch jeder gern. Nicht wahr, Lene, wir leben gern?“

Lene war eben wieder vom Flur her in die Stube getreten und lief wie getroffen von dem Wort auf ihn zu und umhalste und küßte ihn und war überhaupt von einer Leidenschaftlichkeit, die ihr sonst ganz fremd war.

„Lene, was hast Du nur?“

Aber sie hatte sich schon wieder gesammelt und wehrte mit rascher Handbewegung seine Theilnahme ab, wie wenn sie sagen wollte: „Frage nicht.“ Und nun ging sie, während Botho mit Frau Nimptsch weiter sprach, auf das Küchenschapp zu, kramte drin umher und kam gleich danach und völlig heitern Gesichts mit einem kleinen, in blaues Zuckerpapier genähten Buche zurück, das ganz das Aussehen hatte wie die, drin Hausfrauen ihre täglichen Ausgaben aufschreiben. Dazu diente das Büchelchen denn auch wirklich und zugleich zu Fragen, mit denen sich Lene, sei's aus Neugier oder gelegentlich auch aus tieferem Interesse beschäftigte. Sie schlug es jetzt auf und wies auf die letzte Seite, drauf Botho's Blick sofort der dick unterstrichenen Ueberschrift begegnete: „Was zu wissen noth thut.“

„Alle Tausend, Lene, das klingt ja wie Traktätchen oder Lustspieltitel.“

„Ist auch so was. Lies nur weiter.“

Und nun las er: „Wer waren die beiden Damen auf dem Corso? Ist es die ältere oder ist es die junge? Wer ist Pitt? Wer ist Serge? Wer ist Gaston?“

Botho lachte. „Wenn ich Dir das alles beantworten soll, Lene, so bleib' ich bis morgen früh.“

Ein Glück, daß Frau Dörr bei dieser Antwort fehlte, sonst hätt' es eine neue Verlegenheit gegeben. Aber die sonst so flinke Freundin, flink wenigstens wenn es sich um den Baron handelte, war noch nicht wieder zurück, und so sagte denn Lene: „Gut, so will ich mich handeln lassen. Und meinetwegen denn von den zwei Damen ein andermal! Aber was bedeuten die fremden Namen? Ich habe schon neulich danach gefragt, als Du die Tüte brachtest. Aber was Du da sagtest, war keine rechte Antwort, nur so halb. Ist es ein Geheimniß?“

„Nein.“

„Nun denn sage.“

„Gern, Lene. Diese Namen sind blos Necknamen.“

„Ich weiß. Das sagtest Du schon.“

„ . . . Also Namen, die wir uns aus Bequemlichkeit beigelegt haben, mit und ohne Beziehung, je nachdem.“

„Und was heißt Pitt?“

„Pitt war ein englischer Staatsmann."

„Und ist Dein Freund auch einer?"

„Um Gotteswillen. . ."

„Und Serge?"

„Das ist ein russischer Vorname, den ein Heiliger und viele russische Großfürsten führen."

„Die aber nicht Heilige zu sein brauchen, nicht wahr? . . . Und Gaston?"

„Ist ein französischer Name."

„Ja, dessen entsinn' ich mich. Ich habe mal als ein ganz junges Ding, und ich war noch nicht eingesegnet, ein Stück gesehn: „Der Mann mit der eisernen Maske." Und der mit der Maske, der hieß Gaston. Und ich weinte jämmerlich."

„Und lachst jetzt, wenn ich Dir sage: Gaston bin ich."

„Nein, ich lache nicht. Du hast auch eine Maske."

Botho wollte scherz- und ernsthaft das Gegentheil versichern, aber Frau Dörr, die gerade wieder eintrat, schnitt das Gespräch ab, indem sie sich entschuldigte, daß sie so lange habe warten lassen. Aber eine Bestellung sei gekommen und sie habe rasch noch einen Begräbnißkranz flechten müssen.

„Einen großen oder einen kleinen?" fragte die Nimptsch, die gern von Begräbnissen sprach und eine

Passion hat e, sich von allem dazu Gehörigen erzählen zu lassen.

„Nu,“ sagte die Dörr, „es war ein mittelscher: kleine Leute Ephen mit Azalie.“

„Jott,“ fuhr die Nimptsch fort, „alles is jetzt für Epheu und Azalie, blos ich nich. Epheu is ganz gut, wenn er aufs Grab kommt und alles so grün und dicht einspinnt, daß das Grab seine Ruhe hat und der drunter liegt auch. Aber Epheu in'n Kranz, das is nich richtig. Zu meiner Zeit, da nahmen wir Immortellen, gelbe oder halbgelbe, und wenn es ganz was Feines sein sollte, denn nahmen wir rothe oder weiße und machten Kränze draus oder auch blos einen und hingen ihn ans Kreuz und da hing er denn den ganzen Winter und wenn der Frühling kam, da hing er noch. Un manche hingen noch länger. Aber so mit Epheu oder Azalie, das is nichts. Un warum nich? Darum nicht, weil es nich lange dauert. Un ich denke mir immer, je länger der Kranz oben hängt, desto länger denkt der Mensch auch an seinen Todten unten. Un mitunter auch 'ne Wittwe, wenn sie nich zu jung is. Un das is es, warum ich für Immortelle bin, gelbe oder rothe oder auch weiße, un kann ja jeder einen andern Kranz zuhängen, wenn er will. Das is denn so für den Schein. Aber der immortellige, das is der richtige.“

„Mutter," sagte Lene, „Du sprichst wieder so viel von Grab und Kranz."

„Ja, Kind, jeder spricht, woran er denkt. Un denkt einer an Hochzeit, denn redt er von Hochzeit, un denkt einer an Begräbniß, denn redt er von Grab. Un ich habe nich mal angefangen von Grab un Kranz zu reden, Frau Dörr hat angefangen, was auch ganz recht war. Un ich spreche blos immer davon, weil ich immer 'ne Angst habe un immer denke: ja, wer wird Dir mal einen bringen?"

„Ach, Mutter . ."

„Ja, Lene, Du bist gut, Du bist ein gutes Kind. Aber der Mensch denkt un Gott lenkt, un heute roth un morgen todt. Un Du kannst sterben so gut wie ich, jeden Tag, den Gott werden läßt, wenn ich es auch nich glaube. Un Frau Dörr kann auch sterben oder wohnt denn, wenn ich sterbe, vielleicht wo anders oder ich wohne wo anders un bin vielleicht eben erst eingezogen. Ach, meine liebe Lene, man hat nichts sicher, gar nichts, auch nich mal einen Kranz aufs Grab."

„Doch, doch, Mutter Nimptsch," sagte Botho, „den haben Sie sicher."

„Na, na, Herr Baron, wenn es man wahr is."

„Und wenn ich in Petersburg bin oder in Paris und ich höre, daß meine alte Frau Nimptsch

gestorben ist, dann schick' ich einen Kranz und wenn ich in Berlin bin oder in der Nähe, dann bring' ich ihn selber."

Der Alten Gesicht verklärte sich ordentlich vor Freude. „Na, das is ein Wort, Herr Baron. Un da hab' ich doch nu meinen Kranz aufs Grab und is mir lieb, daß ich ihn habe. Denn ich kann die kahlen Gräber nich leiden, die so aussehn wie'n Waisenhaus-Kirchhof oder für die Gefangenen oder noch schlimmer Aber nu mach' einen Thee, Lene, das Wasser kocht un bullert schon un Erdbeeren und Milch sind auch da. Un auch saure. Jott, den armen Herrn Baron muß ja schon ganz jämlich sein. Immer ankucken macht hungrig, soviel weiß ich auch noch. Ja, Frau Dörr, man hat ja doch auch mal seine Jugend gehabt un wenn es auch lange her is. Aber die Menschen waren damals so wie heut."

Frau Nimptsch, die heut ihren Redetag hatte, philosophirte noch eine Weile weiter, während Lene das Abendbrod auftrug und Botho seine Neckereien mit der guten Frau Dörr fortsetzte. Das sei gut, daß sie den Staats-Hut zu rechter Zeit zu Bette gebracht habe, der sei für Kroll oder fürs Theater, aber nicht für den Wilmersdorfer Pedenhausen. Wo sie den Hut denn eigentlich her habe? Solchen Hut habe keine Prinzessin. Und er habe so

was Kleidsames überhaupt noch gar nicht gesehn; er wolle nicht von sich selber reden, aber ein Prinz hätte sich drin vergaffen können."

Die gute Frau hörte wohl heraus, daß er sich einen Spaß mache. Trotzdem sagte sie: „Ja, wenn Dörr mal anfängt, denn is er so forsch und fein, daß ich mitunter gar nicht weiß, wo er's herhat. Alltags is nich viel mit ihm, aber mit eins is er wie vertauscht un gar nich mehr derselbe un ich sage denn immer: es is am Ende doch was mit ihm un er kann es man blos nich so zeigen."

So plauderte man beim Thee, bis 10 Uhr heran war. Dann brach Botho auf und Lene und Frau Dörr begleiteten ihn durch den Vorgarten bis an die Gartenthür. Als sie hier standen, erinnerte die Dörr daran, daß man das Vielliebchen noch immer vergessen habe. Botho schien aber die Mahnung überhören zu wollen und betonte nur nochmals, wie hübsch der Nachmittag gewesen sei. „Wir müssen öfter so gehn, Lene, und wenn ich wiederkomme, dann überlegen wir wohin. O, ich werde schon etwas finden, etwas Hübsches und Stilles, und recht weit und nicht so blos über Feld."

„Und dann nehmen wir Frau Dörr wieder mit," sagte Lene, „oder bitten sie darum. Nicht wahr, Botho?"

„Gewiß, Lene. Frau Dörr muß immer dabei sein. Ohne Frau Dörr geht es nicht."

„Ach, Herr Baron, das kann ich ja gar nich annehmen, das kann ich ja gar nich verlangen."

„Doch, liebe Frau Dörr," lachte Botho. „Sie können alles verlangen. Eine Frau wie Sie."

Und damit trennte man sich.

Elftes Kapitel.

Die Landpartie, die man nach dem Wilmersdorfer Spaziergange verabredet oder wenigstens geplant hatte, war nun auf einige Wochen hin das Lieblingsgespräch und immer, wenn Botho kam, überlegte man, wohin? Alle möglichen Plätze wurden erwogen: Erkner und Kranichberge, Schwilow und Baumgartenbrück, aber alle waren immer noch zu besucht, und so kam es, daß Botho schließlich „Hankels Ablage“ nannte, von dessen Schönheit und Einsamkeit er wahre Wunderdinge gehört habe. Lene war einverstanden. Ihr lag nur daran, mal hinauszukommen und in Gottes freier Natur, möglichst fern von dem großstädtischen Getreibe, mit dem geliebten Manne zusammen zu sein. Wo, war gleichgiltig.

Der nächste Freitag wurde zu der Partie bestimmt. „Abgemacht.“ Und nun fuhren sie mit

UNIV. BIBL. BERLIN

dem Görlitzer Nachmittagszuge nach Hankels Ablage hinaus, wo sie Nachtquartier nehmen und den andern Tag in aller Stille zubringen wollten.

Der Zug hatte nur wenige Wagen, aber auch diese waren schwach besetzt und so kam es, daß sich Botho und Lene allein befanden. In dem Kupee nebenan wurde lebhaft gesprochen, zugleich deutlich genug, um heraus zu hören, daß es Weiterreisende waren, keine Mitpassagiere für Hankels Ablage.

Lene war glücklich, reichte Botho die Hand und sah schweigend in die Wald- und Haidelandschaft hinaus. Endlich sagte sie: „Was wird aber Frau Dörr sagen, daß wir sie zu Hause gelassen?"

„Sie darf es gar nicht erfahren."

„Mutter wird es ihr ausplaudern."

„Ja, dann steht es schlimm und doch ließ sich's nicht anders thun. Sieh, auf der Wiese neulich, da ging es, da waren wir mutterwindallein. Aber wenn wir in Hankels Ablage auch noch so viel Einsamkeit finden, so finden wir doch immer noch einen Wirth und eine Wirthin und vielleicht sogar einen Berliner Kellner. Und solch Kellner, der immer so still vor sich hinlacht oder wenigstens in sich hinein, den kann ich nicht aushalten, der verdirbt mir die Freude. Frau Dörr, wenn sie neben Deiner Mutter sitzt oder den alten Dörr erzieht, ist unbezahlbar, aber nicht unter Menschen. Unter Men-

schen ist sie blos komische Figur und eine Verlegenheit."

* * *

Gegen Fünf hielt der Zug an einem Waldrande ... Wirklich, niemand außer Botho und Lene stieg aus und beide schlenderten jetzt behaglich und unter häufigem Verweilen auf ein Gasthaus zu, das, in etwa zehn Minuten Entfernung von dem kleinen Stationsgebäude, hart an der Spree seinen Platz hatte. Dies „Etablissement", wie sich's auf einem schiefstehenden Wegweiser nannte, war ursprünglich ein bloßes Fischerhaus gewesen, das sich erst sehr allmählich und mehr durch An- als Umbau in ein Gasthaus verwandelt hatte, der Blick über den Strom aber hielt für alles, was sonst vielleicht fehlen mochte, schadlos und ließ das glänzende Renommé, dessen sich diese Stelle bei allen Eingeweihten erfreute, keinen Augenblick als übertrieben erscheinen. Auch Lene fühlte sich sofort angeheimelt und nahm in einer verandaartig vorgebauten Holzhalle Platz, deren eine Hälfte von dem Gezweig einer alten, zwischen Haus und Ufer stehenden Ulme verdeckt wurde.

„Hier bleiben wir," sagte sie. „Sieh doch nur die Kähne, zwei, drei ... und dort weiter hinauf kommt eine ganze Flotte. Ja, das war ein glücklicher Gedanke, der uns hierher führte. Sieh doch

nur, wie sie drüben auf dem Kahne hin und herlaufen und sich gegen die Ruder stemmen. Und dabei alles so still. O, mein einziger Botho, wie schön das ist und wie gut ich Dir bin."

Botho freute sich, Lene so glücklich zu sehen. Etwas Entschlossenes und beinah Herbes, das sonst in ihrem Charakter lag, war wie von ihr genommen und einer ihr sonst fremden Gefühlsweichheit gewichen und dieser Wechsel schien ihr selber unendlich wohl zu thun.

Nach einer Weile kam der sein „Etablissement" schon von Vater und Großvater her innehabende Wirth, um nach den Befehlen der Herrschaften zu fragen, vor allem auch, „ob sie zu Nacht bleiben würden", und bat, als diese Frage bejaht worden war, über ihr Zimmer Beschluß fassen zu wollen. Es ständen ihnen mehrere zur Verfügung, unter denen die Giebelstube wohl die beste sein würde. Sie sei zwar niedrig, aber sonst groß und geräumig und hätte den Blick über die Spree bis an die Müggelberge.

Der Wirth ging nun, als sein Vorschlag angenommen war, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, und Botho und Lene waren nicht nur wieder allein mit einander, sondern genossen auch das Glück dieses Alleinseins in vollen Zügen. Auf einem der herabhängenden Ulmenzweige wiegte sich ein in einem

niedrigen Nachbargebüsche nistender Fink, Schwalben fuhren hin und her und zuletzt kam eine schwarze Henne mit einem langen Gefolge von Entenküken an der Veranda vorüber und stolzirte gravitätisch auf einen weit in den Fluß hineingebauten Wassersteg zu. Mitten auf diesem Steg aber blieb die Henne stehn, während sich die Küken ins Wasser stürzten und fortschwammen.

„Lene sah eifrig dem allen zu. „Sieh nur, Botho, wie der Strom durch die Pfähle schießt.“ Aber eigentlich war es weder der Steg noch die durchschießende Fluth, was sie fesselte, sondern die zwei Boote, die vorn angekettet lagen. Sie liebäugelte damit und erging sich in kleinen Fragen und Anspielungen und erst als Botho taub blieb und durchaus nichts davon verstehen wollte, rückte sie klarer mit der Sprache heraus und sagte rundweg, daß sie gern Wasser fahren möchte.

„Weiber sind doch unverbesserlich. Unverbesserlich in ihrem Leichtsinn. Denk' an den zweiten Ostertag. Um ein Haar ...“

„... Wär' ich ertrunken. Gewiß. Aber das war nur das Eine. Nebenher lief die Bekanntschaft mit einem stattlichen Herrn, dessen Du Dich vielleicht entsinnst. Er hieß Botho ... Du wirst doch, denk' ich, den zweiten Ostertag nicht als einen Un-

glückstag ansehen wollen? Da bin ich artiger und galanter."

„Nun, nun ... Aber kannst Du denn auch rudern, Lene?"

„Freilich kann ich. Und kann auch sogar steuern und ein Segel stellen. Weil ich beinah ertrunken wäre, denkst Du gering von mir und meiner Kunst. Aber der Junge war schuld und ertrinken kann am Ende jeder."

Und dabei ging sie von der Veranda her den Steg entlang auf die zwei Boote zu, deren Segel eingereſſt waren, während ihre Wimpel, mit eingesticktem Namen, oben an der Mastspitze flatterten.

„Welches nehmen wir," sagte Botho, „die ‚Forelle' oder die ‚Hoffnung'?"

„Natürlich die Forelle. Was sollen wir mit der Hoffnung?"

Botho hörte wohl heraus, daß dies von Lene mit Absicht und um zu sticheln gesagt wurde, denn so fein sie fühlte, so verleugnete sie doch nie das an kleinen Spitzen Gefallen findende Berliner Kind. Er verzieh ihr aber dies Spitzige, schwieg und war ihr beim Einsteigen behilflich. Dann sprang er nach. Als er gleich darauf das Boot losketteln wollte, kam der Wirth und brachte Jaquet und Plaid, weil es bei Sonnenuntergang kalt würde. Beide dankten und in Kürze waren sie mitten auf

dem Strom, der hier, durch Inseln und Landzungen eingeengt, keine dreihundert Schritte breit sein mochte. Lene that nur dann und wann einen Schlag mit dem Ruder, aber auch diese wenigen Schläge reichten schon aus, sie nach einer kleinen Weile bis an eine hoch in Gras stehende, zugleich als Schiffswerft dienende Wiese zu führen, auf der, in einiger Entfernung von ihnen, ein Spreekahn gebaut und alte, leckgewordene Kähne kalfatert und getheert wurden.

„Dahin müssen wir," jubelte Lene, während sie Botho mit sich fortzog. Aber ehe Beide bis an die Schiffsbaustelle heran waren, hörte das Hämmern der Zimmermannsaxt auf und das beginnende Läuten der Glocke verkündete, daß Feierabend sei. So bogen sie denn hundert Schritt von der Werft in einen Pfad ein, der, schräg über die Wiese hin, auf einen Kiefernwald zuführte. Die rothen Stämme desselben glühten prächtig im Wiederschein der schon tief stehenden Sonne, während über den Kronen ein bläulicher Nebel lag.

„Ich möchte Dir einen recht schönen Strauß pflücken," sagte Botho, während er Lene bei der Hand nahm. „Aber sieh nur, die reine Wiese, nichts als Gras und keine Blume. Nicht eine."

„Doch. Die Hülle und Fülle. Du siehst nur keine, weil Du zu anspruchsvoll bist."

„Und wenn ich es wäre, so wär' ich es blos für Dich."

„O, keine Ausflüchte. Du wirst sehen, ich finde welche."

Und sich niederbückend, suchte sie nach rechts und links hin und sagte: „Sieh nur, hier . . und da . . . und hier wieder. Es stehen hier mehr als in Dörr's Garten; man muß nur ein Auge dafür haben." Und so pflückte sie behend und emsig, zugleich allerlei Unkraut und Grashalme mit ausreißend, bis sie, nach ganz kurzer Zeit, eine Menge Brauchbares und Unbrauchbares in Händen hatte.

Während dem waren sie bis an eine seit Jahr und Tag leer stehende Fischerhütte gekommen, vor der, auf einem mit Kienäpfeln überstreuten Sandstreifen (denn der Wald stieg unmittelbar dahinter an) ein umgestülpter Kahn lag.

„Der kommt uns zu paß," sagte Botho, „hier wollen wir uns setzen. Du mußt ja müde sein. Und nun laß sehen, was Du gepflückt hast. Ich glaube, Du weißt es selber nicht und ich werde mich auf den Botaniker hin ausspielen müssen. Gieb her. Das ist Ranunkel und das ist Mäuseohr und manche nennen es auch falsches Vergißmeinnicht. Hörst Du, falsches. Und hier das mit dem gezackten Blatt, das ist Taraxacum, unsere gute alte Butterblume, woraus die Franzosen Salat machen. Nun meinet-

wegen. Aber Salat und Bouquet ist ein Unterschied."

„Gieb nur wieder her," lachte Lene. „Du hast kein Auge für diese Dinge, weil Du keine Liebe dafür hast, und Auge und Liebe gehören immer zusammen. Erst hast Du der Wiese die Blumen abgesprochen, und jetzt, wo sie da sind, willst Du sie nicht als richtige Blumen gelten lassen. Es sind aber Blumen und noch dazu sehr gute. Was gilt die Wette, daß ich Dir etwas Hübsches zusammenstelle."

„Nun da bin ich doch neugierig, was Du wählen wirst."

„Nur solche, denen Du selber zustimmst. Und nun laß uns anfangen. Hier ist Vergißmeinnicht, aber kein Mäuseohr-Vergißmeinnicht, will sagen kein falsches, sondern ein ächtes. Zugestanden?"

„Ja."

„Und das hier ist Ehrenpreis, eine feine kleine Blume. Die wirst Du doch auch wohl gelten lassen? Da frag' ich gar nicht erst. Und diese große rothbraune das ist Teufels-Abbiß und eigens für Dich gewachsen. Ja, lache nur. Und das hier," und sie bückte sich nach ein paar gelben Blumenköpfchen, die gerade vor ihr auf der Sandstelle blühten „das sind Immortellen."

„Immortellen," sagte Botho. „Die sind ja die Passion der alten Frau Nimptsch. Natürlich, die nehmen wir, die dürfen nicht fehlen. Und nun binde nur das Sträußchen zusammen."

„Gut. Aber womit? Wir wollen es lassen, bis wir eine Binse finden."

„Nein, so lange will ich nicht warten. Und ein Binsenhalm ist mir auch nicht gut genug, ist zu dick und zu grob. Ich will was Feines. Weißt Du, Lene, Du hast so schönes langes Haar; reiß ein's aus und flicht den Strauß damit zusammen."

„Nein," sagte sie bestimmt.

„Nein? warum nicht? warum nein?"

„Weil das Sprüchwort sagt: ‚Haar bindet.' Und wenn ich es um den Strauß binde, so bist du mitgebunden."

„Ach das ist Aberglauben. Das sagt Frau Dörr."

„Nein, die alte Frau sagt es. Und was die mir von Jugend auf gesagt hat, auch wenn es wie Aberglauben aussah, das war immer richtig."

„Nun meinetwegen. Ich streite nicht. Aber ich will kein ander Band um den Strauß, als ein Haar von Dir. Und Du wirst doch nicht so eigensinnig sein und mir's abschlagen."

Sie sah ihn an, zog ein Haar aus ihrem Scheitel und wand es um den Strauß. Dann sagte sie:

„Du hast es gewollt. Hier, nimm es. Nun bist Du gebunden.“

- Er versuchte zu lachen, aber der Ernst, mit dem sie das Gespräch geführt und die letzten Worte gesprochen hatte, war doch nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben.

„Es wird kühl,“ sagte er nach einer Weile. „Der Wirth hatte Recht, Dir Jaquet und Plaid nachzubringen. Komm, laß uns aufbrechen.“

Und so gingen sie wieder auf die Stelle zu, wo das Boot lag, und eilten sich, über den Fluß zu kommen.

Jetzt erst, im Rückfahren, sahen sie, wie malerisch das Gasthaus dalag, dem sie mit jedem Ruderschlage näher kamen Eine hohe groteske Mütze, so saß das Schilfdach auf dem niedrigen Fachwerkbau, dessen vier kleine Frontfenster sich eben zu erhellen begannen. Und im selben Augenblicke wurden auch ein paar Windlichter in die Veranda getragen und durch das Gezweige der alten Ulme, das im Dunkel einem phantastischen Gitterwerke glich, blitzten allerlei Lichtstreifen über den Strom hin.

Keiner sprach. Jeder aber hing seinem Glück und der Frage nach, wie lange das Glück noch dauern werde.

Zwölftes Kapitel.

Es dunkelte schon, als sie landeten.

„Laß uns diesen Tisch nehmen," sagte Botho, während sie wieder unter die Veranda traten: „Hier trifft Dich kein Wind und ich bestelle Dir einen Grog oder Glühwein, nicht wahr? Ich sehe ja, Du hast es kalt."

Er schlug ihr noch allerlei andres vor, aber Lene bat, auf ihr Zimmer gehn zu dürfen, wenn er dann komme, sei sie wieder munter. Sie sei nur angegriffen und brauche nichts und wenn sie nur Ruhe habe, so werd' es vorübergehen.

Damit verabschiedete sie sich und stieg in die mittlerweile hergerichtete Giebelstube hinauf, begleitet von der in durchaus irrigen Vermuthungen befangenen Wirthin, die sofort neugierig fragte, „was es denn eigentlich sei," und, einer Antwort unbedürftig, im selben Augenblicke fortfuhr: ja, das sei so bei jungen Frauen, das wisse sie von sich selber, und eh'

ihr Aeltester geboren wurde (jetzt habe sie schon vier und eigentlich fünf, aber der mittelste sei zu früh gekommen und gleich todt), da hätte sie's auch gehabt. Es flög' einen so an und sei dann wie zum sterben. Aber eine Tasse Melissenthee, das heißt Klostermelisse, da fiele es gleich wieder ab und man sei mit eins wieder wie'n Fisch im Wasser und ordentlich aufgekratzt und fidel und ganz zärtlich. „Ja, ja, gnädge Frau, wenn erst so vier um einen 'rumstehn, ohne daß ich den kleinen Engel mitrechne. . ."

Lene bezwang nur mit Müh' ihre Verlegenheit und bat, um wenigstens etwas zu sagen, um etwas Melissenthee, Kloster Melisse, wovon sie auch schon gehört habe.

* * *

Während oben in der Giebelstube dies Gespräch geführt wurde, hatte Botho Platz genommen, aber nicht innerhalb der windgeschützten Veranda, sondern an einem urwüchsigen Brettertisch, der, in Front derselben, auf vier Pfählen aufgenagelt war und einen freien Blick hatte. Hier wollt' er sein Abendbrod einnehmen. Er bestellte sich denn auch ein Fischgericht und als der „Schlei mit Dill", wofür das Wirthshaus von alter Zeit her ein Renommee hatte, aufgetragen wurde, kam der Wirth, um zu fragen,

welchen Wein der Herr Baron, er gab ihm diesen Titel auf gut Glück hin, beföhle?

„Nun ich denke," sagte Botho, „zu dem delikaten Schlei paßt am besten ein Brauneberger oder sagen wir lieber ein Rüdesheimer und zum Zeichen, daß er gut ist, müssen Sie sich zu mir setzen und bei Ihrem eigenen Weine mein Gast sein."

Der Wirth verbeugte sich unter Lächeln und kam bald danach mit einer angestaubten Flasche zurück, während die Magd, eine hübsche Wendin in Friesrock und schwarzem Kopftuch, auf einem Tablett die Gläser brachte.

„Nun lassen Sie sehn," sagte Botho „Die Flasche verspricht alles mögliche Gute. Zu viel Staub und Spinnweb ist allemal verdächtig, aber diese hier ... Ah, superbe. Das ist 70er, nicht wahr? Und nun lassen Sie uns anstoßen, ja auf was? Auf das Wohl von Hankels Ablage."

Der Wirth war augenscheinlich entzückt und Botho, der wohl sah, welchen guten Eindruck er machte, fuhr deshalb in dem ihm eigenen leichten und leutseligen Tone fort: „Ich find' es reizend hier und nur Eins läßt sich gegen Hankels Ablage sagen: der Name."

„Ja," bestätigte der Wirth, „der Name, der läßt viel zu wünschen übrig und ist eigentlich ein Malhör für uns. Und doch hat es seine Richtigkeit

damit, Hankels Ablage war nämlich wirklich eine Ablage und so heißt es denn auch so."

„Gut. Aber das bringt uns nicht weiter. Warum hieß es Ablage? Was ist Ablage?"

„Nun wir könnten auch sagen: Aus- und Einladestelle. Das ganze Stück Land hier herum (und er wies nach rückwärts) war nämlich immer ein großes Dominium und hieß unter dem Alten Fritzen und auch früher schon unter dem Soldatenkönige die Herrschaft Wusterhausen. Und es gehörten wohl an die 30 Dörfer dazu, sammt Forst und Haide. Nun sehen Sie, die 30 Dörfer, die schafften natürlich was und brauchten was, oder was dasselbe sagen will, sie hatten Ausfuhr und Einfuhr und für Beides brauchten sie von Anfang an einen Hafen oder Stapelplatz und konnte nur noch zweifelhaft sein, welche Stelle man dafür wählen würde. Da wählten sie diese hier, diese Bucht wurde Hafen, Stapelplatz, „Ablage" für alles was kam und ging und weil der Fischer, der damals hier wohnte, beiläufig mein Ahnherr, Hankel hieß, so hatten wir eine „Hankels Ablage".

„Schade," sagte Botho, „daß man's nicht jedem so rund und nett erklären kann," und der Wirth, der sich hierdurch ermuthigt fühlen mochte, wollte fortfahren. Eh er aber beginnen konnte, hörte man einen Vogelschrei hoch oben in den Lüften, und als Botho neu-

gierig hinaussah, sah er, daß zwei mächtige Vögel, kaum noch erkennbar, im Halbdunkel über der Wasserfläche hinschwebten.

„Waren das wilde Gänse?“

„Nein, Reiher. Die ganze Forst hier herum ist Reiher-Forst. Ueberhaupt ein rechter Jagdgrund, Schwarzwild und Damwild in Massen und in dem Schilf und Rohr hier, Enten, Schnepfen und Bekassinen.“

„Entzückend,“ sagte Botho, in dem sich der Jäger regte. „Wissen Sie, daß ich Sie beneide. Was thut schließlich der Name? Enten, Schnepfen, Bekassinen. Es überkommt einen eine Lust, daß man's auch so gut haben möchte. Nur einsam muß es hier sein, zu einsam.“

Der Wirth lächelte vor sich hin und Botho, dem es nicht entging, wurde neugierig und sagte: „Sie lächeln. Aber ist es nicht so? Seit einer halben Stunde hör' ich nichts als das Wasser, das unter dem Steg hingluckst, und in diesem Augenblick oben den Reiherschrei. Das nenn' ich einsam, so hübsch es ist. Und dann und wann ziehn ein paar große Spreekähne vorüber, aber alle sind einander gleich oder sehen sich wenigstens ähnlich. Und eigentlich ist jeder wie ein Gespensterschiff. Eine wahre Todtenstille.“

„Gewiß,“ sagte der Wirth. „Aber doch alles nur so lang es dauert.“

„Wie das?“

„Ja,“ wiederholte der Gefragte, „so lang es dauert. Sie sprechen von Einsamkeit, Herr Baron, und tagelang ist es auch wirklich einsam hier. Und es können auch Wochen werden. Aber kaum, daß das Eis bricht und das Frühjahr kommt, so kommt auch schon Besuch und der Berliner ist da.“

„Wann kommt er?“

„Unglaublich früh. Oculi, da kommen sie. Sehen Sie, Herr Baron, wenn ich, der ich doch ausgewettert bin, immer noch drin in der Stube bleibe, weil der Ostwind pustet und die Märzensonne sticht, setzt sich der Berliner schon ins Freie, legt seinen Sommer-Ueberzieher über, den Stuhl und bestellt eine Weiße. Denn so wie nur die Sonne scheint, spricht der Berliner von schönem Wetter. Ob in jedem Windzug eine Lungenentzündung oder Diphtheritis sitzt, ist ihm egal. Er spielt dann am liebsten mit Reifen, einige sind auch für Boccia, und wenn sie dann abfahren, ganz gedunsen von der Prallsonne, dann thut mir mitunter das Herz weh, denn keiner ist darunter, dem nicht wenigstens am andern Tage die Haut abschülbert.“

Botho lachte. „Ja, die Berliner! Wobei mir übrigens einfällt, Ihre Spree hier herum muß ja auch die Gegend sein, wo die Ruderer und Segler zusammenkommen und ihre Regatten haben.“

„Gewiß," sagte der Wirth. „Aber das will nicht viel sagen. Wenn's viele sind, dann sind es 50 oder vielleicht auch mal hundert. Und dann ruht es wieder und ist auf Wochen und Monate hin mit dem ganzen Wassersport vorbei. Nein, die Klubleute, das ist vergleichsweise bequem, das ist zum aushalten. Aber wenn dann im Juni die Dampfschiffe kommen, dann ist es schlimm. Und dann bleibt es so den ganzen Sommer über oder doch eine lange, lange Weile."

„Glaub's," sagte Botho.

„... Dann trifft jeden Abend ein Telegramm ein. „Morgen früh 9 Uhr Ankunft auf Spreedampfer „Alsen". Tagespartie. 240 Personen." Und dann folgen die Namen derer, die's arrangirt haben. Einmal geht das. Aber die Länge hat die Qual. Denn wie verläuft eine solche Partie? Bis Dunkelwerden sind sie draußen in Wald und Wiese, dann aber kommt das Abendbrot und dann tanzen sie bis um 11. Nun werden Sie sagen, „das ist nichts Großes," und wär' auch nichts Großes, wenn der andre Tag ein Ruhetag wär'. Aber der zweite Tag ist wie der erste und der dritte ist wie der zweite. Jeden Abend um 11 dampft ein Dampfer mit 240 Personen ab und jeden Morgen um 9 ist ein Dampfer mit ebenso viel Personen wieder da. Und inzwischen muß doch aufgeräumt und alles wieder

klar gemacht werden. Und so vergeht die Nacht mit lüften, putzen und scheuern und wenn die letzte Klinke wieder blank ist, ist auch das nächste Schiff schon wieder heran. Natürlich hat alles auch sein Gutes und wenn man um Mitternacht Kasse zählt, so weiß man, wofür man sich gequält hat. „Von nichts, kommt nichts," sagt das Sprüchwort und hat auch ganz recht und wenn ich all' die Maibowlen auffüllen sollte, die hier schon getrunken sind, so müßt' ich mir ein Heidelberger Faß anschaffen. Es bringt was ein, gewiß, und ist alles schön und gut. Aber dafür, daß man vorwärts kommt, kommt man doch auch rückwärts und bezahlt mit dem Besten, was man hat, mit Leben und Gesundheit. Denn was ist Leben ohne Schlaf?"

„Wohl, ich sehe schon," sagte Botho, „kein Glück ist vollkommen. Aber dann kommt der Winter und dann schlafen Sie wie sieben Dächse."

„Ja, wenn nicht gerade Sylvester oder Dreikönigstag oder Fastnacht ist. Und die sind öfter als der Kalender angiebt. Da sollten Sie das Leben hier sehen, wenn sie, von zehn Dörfern her, zu Schlitten oder Schlittschuh, in dem großen Saal, den ich angebaut habe, zusammen kommen. Dann sieht man kein großstädtisch Gesicht mehr und die Berliner lassen einen in Ruh, aber der Großknecht und die Jungemagd, die haben dann ihren Tag.

Da sieht man Otterfellmützen und Manchesterjacken mit silbernen Buckelknöpfen und allerlei Soldaten, die grad' auf Urlaub sind, sind mit dabei: Schwedter Dragoner und Fürstenwalder Ulanen, oder wohl gar Potsdamer Husaren. Und alles ist eifersüchtig und streitlustig und man weiß nicht, was ihnen lieber ist, das Tanzen oder das Krakehlen, und bei dem kleinsten Anlaß stehen die Dörfer gegen einander und liefern sich ihre Bataillen. Und so toben und lärmen sie die ganze Nacht durch und ganze Pfannkuchenberge verschwinden und erst bei Morgengrauen geht es über das Stromeis oder den Schnee hin wieder nach Hause."

„Da seh' ich freilich," lachte Botho, „daß sich von Einsamkeit und Todtenstille nicht gut sprechen läßt. Ein Glück nur, daß ich von dem allen nicht gewußt habe, sonst hätt' ich gar nicht den Muth gehabt und wäre fortgeblieben. Und das wäre mir doch leid gewesen, einen so hübschen Fleck Erde gar nicht gesehen zu haben ... Aber Sie sagten vorhin, „was ist Leben ohne Schlaf," und ich fühle, daß Sie Recht haben. Ich bin müde trotz früher Stunde; das macht, glaub' ich, die Luft und das Wasser. Und dann muß ich doch auch sehn ... Ihre liebe Frau hat sich so bemüht ... Gute Nacht, Herr Wirth. Ich habe mich verplaudert."

Und damit stand er auf und ging auf das still gewordene Haus zu.

* * *

Lene, die Füße schräg auf dem herangerückten Stuhl, hatte sich aufs Bett gelegt und eine Tasse von dem Thee getrunken, den ihr die Wirthin gebracht hatte. Die Ruhe, die Wärme thaten ihr wohl, der Anfall ging vorüber und sie hätte schon nach kurzer Zeit wieder in die Veranda hinuntergehn und an dem Gespräche, das Botho mit dem Wirthe führte, theilnehmen können. Aber ihr war nicht gesprächig zu Sinn und so stand sie nur auf, um sich in dem Zimmer umzusehen, für das sie bis dahin kein Auge gehabt hatte.

Und wohl verlohnte sich's. Die Balkenlagen und Lehmwände hatte man aus alter Zeit her fortbestehen lassen und die geweißte Decke hing so tief herab, daß man sie mit dem Finger berühren konnte, was aber zu bessern gewesen war, das war auch wirklich gebessert worden. An Stelle der kleinen Scheiben, die man im Erdgeschoß noch sah, war hier oben ein großes, bis fast auf die Diele reichendes Fenster eingesetzt worden, das ganz so, wie der Wirth es geschildert, einen prächtigen Blick auf die gesammte Wald- und Wasser-Szenerie gestattete. Das große Spiegelfenster war aber nicht alles, was

Neuzeit und Komfort hier gethan hatten. Auch ein paar gute Bilder, muthmaßlich auf einer Auktion erstanden, hingen an den alten, überall Buckel und Blasen bildenden Lehmwänden umher, und just da, wo der vorgebaute Fenstergiebel nach hinten oder was dasselbe sagen will nach dem eigentlichen Zimmer zu, die Dachschrägung traf, standen sich ein paar elegante Toilettentische gegenüber. Alles zeigte, daß man die Fischer- und Schiffer-Herberge mit Geflissentlichkeit beibehalten, aber sie doch zugleich auch in ein gefälliges Gasthaus für die reichen Sportsleute vom Segler- und Ruderklub umgewandelt hatte.

Lene fühlte sich angeheimelt von Allem, was sie sah, und begann zunächst die rechts und links in breiter Umrahmung über den Bettständen hängenden Bilder zu betrachten. Es waren Stiche, die sie, dem Gegenstande nach, lebhaft interessirten, und so wollte sie gerne wissen, was es mit den Unterschriften auf sich habe. „Washington crossing the Delaware" stand unter dem einen, „The last hour at Trafalgar" unter dem andern. Aber sie kam über ein bloßes Silbenentziffern nicht hinaus, und das gab ihr, so klein die Sache war, einen Stich ins Herz, weil sie sich der Kluft dabei bewußt wurde, die sie von Botho trennte. Der spöttelte freilich über Wissen und Bildung, aber sie war klug

genug, um zu fühlen, was von diesem Spotte zu halten war.

Dicht neben der Eingangsthür, über einem Rokokotisch, auf dem rothe Gläser und eine Wasserkaraffe standen, hing noch eine buntfarbige, mit einer dreisprachigen Unterschrift versehene Lithographie: „Si jeunesse savait“, — ein Bild, das sie sich entsann in der Dörr'schen Wohnung gesehen zu haben. Dörr liebte dergleichen. Als sie's hier wieder sah, fuhr sie verstimmt zusammen. Ihre feine Sinnlichkeit fühlte sich von dem Lüsternen in dem Bilde wie von einer Verzerrung ihres eignen Gefühls beleidigt und so ging sie denn, den Eindruck wieder los zu werden, bis an das Giebelfenster und öffnete beide Flügel, um die Nachtluft einzulassen. Ach, wie sie das erquickte! Dabei setzte sie sich auf das Fensterbrett, das nur zwei Handbreit über der Diele war, schlang ihren linken Arm um das Kreuzholz und horchte nach der nicht allzu entfernten Veranda hinüber. Aber sie vernahm nichts. Eine tiefe Stille herrschte, nur in der alten Ulme ging ein Wehen und Rauschen und alles, was eben noch von Verstimmung in ihrer Seele geruht haben mochte, das schwand jetzt hin, als sie den Blick immer eindringlicher und immer entzückter auf das vor ihr ausgebreitete Bild richtete. Das Wasser fluthete leise, der Wald und die Wiese lagen im abendlichen

Dämmer und der Mond, der eben wieder seinen ersten Sichelstreifen zeigte, warf einen Lichtschein über den Strom und ließ das Zittern seiner kleinen Wellen erkennen.

„Wie schön," sagte Lene hochaufathmend. „Und ich bin doch glücklich," setzte sie hinzu.

Sie mochte sich nicht trennen von dem Bilde. Zuletzt aber erhob sie sich, schob einen Stuhl vor den Spiegel und begann ihr schönes Haar zu lösen und wieder einzuflechten. Als sie noch damit beschäftigt war, kam Botho.

„Lene, noch auf! Ich dachte, daß ich Dich mit einem Kusse wecken müßte."

„Dazu kommst Du zu früh, so spät Du kommst."

Und sie stand auf und ging ihm entgegen. „Mein einziger Botho. Wie lange Du bleibst…"

„Und das Fieber? Und der Anfall?"

„Ist vorüber und ich bin wieder munter, seit einer halben Stunde schon. Und eben so lange hab' ich Dich erwartet." Und sie zog ihn mit sich fort an das noch offen stehende Fenster: „Sieh nur. Ein armes Menschenherz, soll ihm keine Sehnsucht kommen bei solchem Anblick?"

Und sie schmiegte sich an ihn und blickte, während sie die Augen schloß, mit einem Ausdruck höchsten Glückes zu ihm auf.

Dreizehntes Kapitel.

Beide waren früh auf und die Sonne kämpfte noch mit dem Morgennebel, als sie schon die Stiege herabkamen, um unten ihr Frühstück zu nehmen. Ein leiser Wind ging, eine Frühbrise, die die Schiffer nicht gern ungenutzt lassen, und so glitt denn auch, als unser junges Paar eben ins Freie trat, eine ganze Flottille von Spreekähnen an ihnen vorüber.

Lene war noch in ihrem Morgenanzuge. Sie nahm Botho's Arm und schlenderte mit ihm am Ufer entlang an einer Stelle hin, die hoch in Schilf und Binsen stand. Er sah sie zärtlich an. „Lene, Du siehst ja aus, wie ich Dich noch gar nicht gesehen habe. Ja, wie sag' ich nur? Ich finde kein anderes Wort, Du siehst so glücklich aus."

Und so war es. Ja, sie war glücklich, ganz glücklich und sah die Welt in einem rosigen Lichte. Sie hatte den besten, den liebsten Mann am Arm

und genoß eine kostbare Stunde. War das nicht genug? Und wenn diese Stunde die letzte war, nun so war sie die letzte. War es nicht schon ein Vorzug, einen solchen Tag durchleben zu können? Und wenn auch nur einmal, ein einzig Mal.

So schwanden ihr alle Betrachtungen von Leid und Sorge, die sonst wohl, ihr selbst zum Trotz, ihre Seele bedrückten und alles, was sie fühlte, war Stolz, Freude, Dank. Aber sie sagte nichts, sie war abergläubisch und wollte das Glück nicht bereden und nur an einem leisen Zittern ihres Arms gewahrte Botho, wie das Wort „ich glaube, Du bist glücklich, Lene“ ihr das innerste Herz getroffen hatte.

Der Wirth kam und erkundigte sich artig, wenn auch mit einem Anfluge von Verlegenheit, nach ihrer Nachtruhe.

„Vorzüglich,“ sagte Botho. „Der Melissenthee, den Ihre liebe Frau verordnet, hat wahre Wunder gethan und die Mondsichel, die uns gerade ins Fenster schien, und die Nachtigallen, die leise schlugen, so leise, daß man sie nur eben noch hören konnte, ja wer wollte da nicht schlafen wie im Paradiese? Hoffentlich wird sich kein Spreedampfer mit 240 Gästen für heute Nachmittag angemeldet haben. Das wäre dann freilich die Vertreibung aus dem Paradiese. Sie lächeln und denken „wer weiß“ und vielleicht

hab' ich mit meinen Worten den Teufel schon an die Wand gemalt. Aber noch ist er nicht da, noch seh' ich keinen Schlot und keine Rauchfahne, noch ist die Spree rein, und wenn auch ganz Berlin schon unterwegs wäre, das Frühstück wenigstens können wir noch in Ruhe nehmen. Nicht wahr? Aber wo?"

„Die Herrschaften haben zu befehlen."

„Nun, dann denk' ich unter der Ulme. Die Halle, so schön sie ist, ist doch nur gut, wenn draußen die Sonne brennt. Und sie brennt noch nicht und hat noch drüben am Walde mit dem Nebel zu thun."

Der Wirth ging das Frühstück anzuordnen, das junge Paar aber setzte seinen Spaziergang fort, bis nach einer diesseitigen Landzunge hin, von der aus sie die rothen Dächer eines Nachbardorfes und rechts daneben den spitzen Kirchthurm von Königs-Wusterhausen erkennen konnten. Am Rande der Landzunge lag ein angetriebener Weidenstamm. Auf diesen setzten sie sich und sahen von ihm aus zwei Fischersleuten zu, Mann und Frau, die das umstehende Rohr schnitten und die großen Bündel in ihren Prahm warfen. Es war ein hübsches Bild, an dem sie sich erfreuten, und als sie nach einer Weile wieder zurück waren, wurde das Frühstück eben aufgetragen, mehr ein englisches als ein deutsches:

Kaffee und Thee, sammt Eiern und Fleisch und in einem silbernen Ständer sogar Schnittchen von geröstetem Weißbrot.

„Ah, schau, Lene. Hier müssen wir öfter unser Frühstück nehmen. Was meinst Du? Himmlisch. Und sieh nur da drüben auf der Werft, da kalfatern sie schon wieder und geht ordentlich im Takt. Wahrhaftig, solch Arbeits-Taktschlag ist doch eigentlich die schönste Musik."

Lene nickte, war aber nur halb dabei, denn ihr Interesse galt auch heute wieder dem Wassersteg, freilich nicht den angeketteten Booten, die gestern ihre Passion geweckt hatten, wohl aber einer hübschen Magd, die mitten auf dem Brettergange neben ihrem Küchen- und Kupfergeschirr kniete. Mit einer herzlichen Arbeitslust, die sich in jeder Bewegung ihrer Arme ausdrückte, scheuerte sie die Kannen, Kessel und Kasserollen, und immer wenn sie fertig war, ließ sie das plätschernde Wasser das blankgescheuerte Stück umspülen. Dann hob sie's in die Höh', ließ es einen Augenblick in der Sonne blitzen und that es in einen nebenstehenden Korb.

Lene war wie benommen von dem Bild. „Sieh nur," und sie wies auf die hübsche Person, die sich, so schien es, in ihrer Arbeit gar nicht genug thun konnte.

„Weißt Du, Botho, das ist kein Zufall, daß

sie da kniet, sie kniet da für mich und ich fühle deutlich, daß es mir ein Zeichen ist und eine Fügung."

„Aber was ist Dir nur, Lene? Du veränderst Dich ja, Du bist ja mit einem Male ganz blaß geworden."

„O nichts."

„Nichts? Und hast doch einen Flimmer im Auge, wie wenn Dir das Weinen näher wäre als das Lachen. Du wirst doch schon Kupfergeschirr gesehen haben und auch eine Köchin, die's blank scheuert. Es ist ja fast, als ob Du das Mädchen beneidetest, daß sie da kniet und arbeitet wie für drei."

Das Erscheinen des Wirths unterbrach hier das Gespräch und Lene gewann ihre ruhige Haltung und bald auch ihren Frohmuth wieder. Dann aber ging sie hinauf, um sich umzukleiden.

Als sie wiederkam, fand sie, daß inzwischen ein vom Wirth aufgestelltes Programm von Botho bedingungslos angenommen war: ein Segelboot sollte das junge Paar nach dem nächsten Dorfe, dem reizend an der wendischen Spree gelegenen Nieder-Löhme bringen, von welchem Dorf aus sie den Weg bis Königs-Wusterhausen zu Fuß machen, daselbst Park und Schloß besuchen und dann auf demselben Wege zurückkommen wollten. Es war eine Halbtagspartie. Ueber den Nachmittag ließ sich dann weiter verfügen.

Lene war es zufrieden und schon wurden ein

paar Decken in das rasch in Stand gesetzte Boot getragen, als man vom Garten her Stimmen und herzliches Lachen hörte, was auf Besuch zu deuten und eine Störung ihrer Einsamkeit in Aussicht zu stellen schien.

„Ah, Segler und Ruderklubleute,“ sagte Botho. „Gott sei Dank, daß wir ihnen entgehen, Lene. Laß uns eilen.“

Und beide brachen auf, um so rasch wie möglich ins Boot zu kommen. Aber ehe sie noch den Wassersteg erreichen konnten, sahen sie sich bereits umstellt und eingefangen. Es waren Kameraden und noch dazu die intimsten: Pitt, Serge, Balafré. Alle drei mit ihren Damen.

„Ah les beaux esprits se rencontrent,“ sagte Balafré voll übermüthiger Laune, die jedoch rasch einer gesetzteren Haltung wich, als er wahrnahm, daß er von der Hausschwelle her, auf der Wirth und Wirthin standen, beobachtet wurde. „Welche glückliche Begegnung an dieser Stelle. Gestatten Sie mir, Gaston, Ihnen unsere Damen vorstellen zu dürfen: Königin Isabeau, Fräulein Johanna, Fräulein Margot.“

Botho sah, welche Parole heute galt, und sich rasch hineinfindend, entgegnete er, nunmehr auch seinerseits vorstellend, mit leichter Handbewegung auf Lene: „Mademoiselle Agnes Sorel.“

Alle drei Herren verneigten sich artig, ja dem Anscheine nach sogar respektvoll, während die beiden Töchter Thibaut d'Arcs einen überaus kurzen Knix machten und der um wenigstens 15 Jahre älteren Königin Isabeau eine freundlichere Begrüßung der ihnen unbekannten und sichtlich unbequemen Agnes Sorel überließen.

Das Ganze war eine Störung, vielleicht sogar eine geplante, je mehr dies aber zutreffen mochte, desto mehr gebot es sich, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Und dies gelang Botho vollkommen. Er stellte Fragen über Fragen und erfuhr bei der Gelegenheit, daß man, zu früher Stunde schon, mit einem der kleineren Spreedampfer bis Schmöckwitz und von dort aus mit einem Segelboote bis Zeuthen gefahren sei. Von Zeuthen aus habe man den Weg zu Fuß gemacht, keine zwanzig Minuten; es sei reizend gewesen: alte Bäume, Wiesen und rothe Dächer.

Während der gesammte neue Zuzug, besonders aber die wohlarrondirte Königin Isabeau, die sich beinah mehr noch durch Sprechfähigkeit als durch Abrundung auszeichnete, diese Mittheilungen machte, hatte man, zwanglos promenirend, die Veranda erreicht, wo man an einem der langen Tische Platz nahm.

„Allerliebst,“ sagte Serge. „Weit, frei und

offen und doch so verschwiegen. Und die Wiese drüben wie geschaffen für eine Mondscheinpromenade."

„Ja," setzte Balafré hinzu, „Mondscheinpromenade. Hübsch, sehr hübsch. Aber wir haben erst zehn Uhr früh, macht bis zur Mondscheinpromenade runde zwölf Stunden, die doch untergebracht sein wollen. Ich proponire Wasserkorso."

„Nein," sagte Isabeau, „Wasserkorso geht nicht, davon haben wir heute schon über und über gehabt. Erst Dampfschiff, dann Boot und nun wieder Boot, das ist zu viel. Ich bin dagegen. Ueberhaupt, ich begreife nicht, was dies ewige Pätscheln soll; dann fehlt blos noch, daß wir angeln oder die Ukleis mit der Hand greifen und uns über die kleinen Biester freuen. Nein, gepätschelt wird heute nicht mehr. Darum muß ich sehr bitten."

Die Herren, an die sich diese Worte richteten, amüsirten sich ersichtlich über die Dezidirtheit der Königin Mutter und machten sofort andre Vorschläge, deren Schicksal aber dasselbe war. Isabeau verwarf alles und bat, als man schließlich ihr Gebahren halb in Scherz und halb in Ernst zu mißbilligen anfing, einfach um Ruhe. „Meine Herren," sagte sie, „Geduld Ich bitte, mir wenigstens einen Augenblick das Wort zu gönnen." Ironischer Beifall antwortete, denn nur sie hatte bis dahin gesprochen. Aber unbekümmert darum fuhr sie fort: „Meine

Herren, ich bitte Sie, lehren Sie mich die Herrens kennen. Was heißt Landpartie? Landpartie heißt frühstücken und ein Jeu machen. Hab' ich Recht?"

„Isabeau hat immer Recht," lachte Balafré und gab ihr einen Schlag auf die Schulter. „Wir machen ein Jeu. Der Platz hier ist kapital; ich glaube beinah, jeder muß hier gewinnen. Und die Damen promeniren derweilen oder machen vielleicht ein Vormittagsschläfchen. Das soll das gesundeste sein und anderthalb Stunden wird ja wohl ausreichen. Und um 12 Uhr Reunion. Wenn nach dem Ermessen unserer Königin. Ja, Königin, das Leben ist doch schön. Zwar aus Don Carlos. Aber muß denn alles aus der Jungfrau sein?"

Das schlug ein und die zwei Jüngeren kicherten, obwohl sie blos das Stichwort verstanden hatten. Isabeau dagegen, die bei solcher antippenden und beständig in kleinen Anzüglichkeiten sich ergehenden Sprache groß geworden war, blieb vollkommen würdevoll und sagte, während sie sich zu den drei anderen Damen wandte: „Meine Damen, wenn ich bitten darf: wir sind jetzt entlassen und haben zwei Stunden für uns. Uebrigens nicht das Schlimmste."

* * *

Damit erhoben sie sich und gingen auf das Haus zu, wo die Königin in die Küche trat und unter

freundlichem, aber doch überlegenem Gruße nach dem Wirthe fragte. Dieser war nicht zugegen, weshalb die junge Frau versprach, ihn aus dem Garten abrufen zu wollen, Isabeau aber litt es nicht, „sie werde selber gehn“ und ging auch wirklich, immer gefolgt von ihrem Drei-Damen-Cortège (Balafré sprach von Glucke mit Küken), nach dem Garten hinaus, wo sie den Wirth bei der Anlage neuer Spargelbeete traf. Unmittelbar daneben lag ein altmodisches Treibhaus, vorne ganz niedrig, mit großen schrägliegenden Fenstern, auf dessen etwas abgebröckeltes Mauerwerk sich Lene sammt den Töchtern Thibaut d'Arcs setzte, während Isabeau die Verhandlungen leitete.

„Wir kommen, Herr Wirth, um wegen des Mittagsbrots mit Ihnen zu sprechen. Was können wir haben?“

„Alles was die Herrschaften befehlen.“

„Alles? das ist viel, beinah zu viel. Nun, dann bin ich für Aal. Aber nicht so, sondern so.“ Und sie wies, während sie das sagte, von ihrem Fingerring auf das breite, dicht anliegende Armband.

„Thut mir leid, meine Damen,“ erwiderte der Wirth. „Aal is nicht. Ueberhaupt Fisch; damit kann ich nicht dienen, der ist Ausnahme. Gestern hatten wir Schlei mit Dill, aber der war aus

Berlin. Wenn ich einen Fisch haben will, muß ich ihn vom Köllnischen Fischmarkt holen."

„Schade. So hätten wir einen mitbringen können. Aber was dann?"

„Einen Rehrücken."

„Hm, das läßt sich hören. Und vorher etwas Gemüse. Spargel ist schon eigentlich zu spät, oder doch beinah. Aber Sie haben da, wie ich sehe, noch junge Bohnen. Und hier in dem Mistbeet wird sich ja wohl auch noch etwas finden lassen, ein paar Gurken oder ein paar Rapunzeln. Und dann eine süße Speise. So was mit Schlagsahne. Mir persönlich liegt nicht daran, aber die Herren, die beständig so thun, als machten sie sich nichts daraus, die sind immer fürs Süße. Also drei, vier Gänge, denk' ich. Und dann Butterbrot und Käse."

„Und bis wann befehlen die Herrschaften?"

„Nun ich denke bald, oder doch wenigstens so bald wie möglich. Nicht wahr? Wir sind hungrig und wenn der Rehrücken eine halbe Stunde Feuer hat, hat er genug. Also sagen wir um 12. Und wenn ich bitten darf, eine Bowle: 1 Rheinwein, 3 Mosel, 3 Champagner. Aber gute Marke. Glauben Sie nicht, daß sich's verthut. Ich kenne das und schmecke heraus, ob Moët oder Mumm. Aber Sie werden schon machen; ich darf sagen, Sie flößen mir ein Vertrauen ein. Apropos, können wir nicht

aus Ihrem Garten gleich in den Wald? Ich hasse jeden unnützen Schritt. Und vielleicht finden wir noch Champignons. Das wäre himmlisch. Die können dann noch an den Rehrücken, Champignons verderben nie 'was."

Der Wirth bejahte nicht blos die hinsichtlich des bequemeren Weges gestellte Frage, sondern begleitete die Damen auch persönlich bis an die Gartenpforte, von der aus man bis zur Waldlisière nur ein paar Schritte hatte. Blos eine chaussirte Straße lief dazwischen. Als diese passirt war, war man drüben im Waldesschatten und Isabeau, die stark unter der immer größer werdenden Hitze litt, pries sich glücklich, den verhältnißmäßig weiten Umweg über ein baumloses Stück Grasland vermieden zu haben. Sie machte den eleganten, aber mit einem großen Fettfleck ausstaffirten Sonnenschirm zu, hing ihn an ihren Gürtel und nahm Lenens Arm, während die beiden andern Damen folgten. Isabeau war augenscheinlich in bester Stimmung und sagte, sich umwendend, zu Margot und Johanna: „Wir müssen aber doch ein Ziel haben. So blos Wald und wieder Wald is eigentlich schrecklich. Was meinen Sie, Johanna?"

Johanna war die größere von den beiden d'Arcs, sehr hübsch, etwas blaß und mit raffinirter Einfachheit gekleidet. Serge hielt darauf. Ihre Handschuh

saßen wundervoll und man hätte sie für eine Dame halten können, wenn sie nicht, während Isabeau mit dem Wirthe sprach, den einen Handschuhknopf, der aufgesprungen war, mit den Zähnen wieder zugeknöpft hätte.

„Was meinen Sie, Johanna?" wiederholte die Königin ihre Frage.

„Nun dann schlag' ich vor, daß wir nach dem Dorfe zurück gehn, von dem wir gekommen sind. Es hieß ja wohl Zeuthen und sah so romantisch und so melancholisch aus und war ein so hübscher Weg hierher. Und zurück muß er eigentlich eben so hübsch sein oder vielleicht noch hübscher. Und an der rechten, das heißt also von hier aus an der linken Seite, war ein Kirchhof mit lauter Kreuzer drauf. Und ein sehr großes von Marmohr."

„Ja, liebe Johanna, das ist alles ganz gut, aber was sollen wir damit? Wir haben ja den Weg gesehen. Oder wollen Sie den Kirchhof ..."

„Freilich will ich. Ich habe da so meine Gefühle, besonders an solchem Tage wie heute. Und es ist immer gut, sich zu erinnern, daß man sterben muß. Und wenn dann der Flieder so blüht ..."

„Aber, Johanna, der Flieder blüht ja gar nicht mehr, höchstens noch der Goldregen und der hat eigentlich auch schon Schoten. Du meine Güte, wenn Sie so partout für Kirchhöfe sind, so können

Sie sich ja den in der Oranienstraße jeden Tag ansehen. Aber ich weiß schon, mit Ihnen ist nicht zu reden. Zeuthen und Kirchhof, alles Unsinn. Da bleiben wir doch lieber hier und sehen gar nichts. Kommen Sie, Kleine, geben Sie mir Ihren Arm wieder."

Die Kleine, die durchaus nicht klein war, war Lene. Sie gehorchte. Die Königin aber fuhr jetzt, indem sie wieder voraufging, in vertraulichem Tone fort: „Ach, diese Johanna, man kann eigentlich nicht mit ihr umgehn; sie hat keinen guten Ruf und is eine Gans. Ach, Kind, Sie glauben gar nicht, was jetzt alles so mitläuft; nu ja, sie hat 'ne hübsche Figur und hält auf ihre Handschuh. Aber sie sollte lieber auf 'was andres halten. Und sehen Sie, die, die so sind, die reden immer von sterben und Kirchhof. Und nun sollen Sie sie nachher sehn! So lang es so geht, geht es. Aber wenn dann die Bowle kommt und wieder leer is und wieder kommt, dann quietscht und johlt sie. Keine Idee von Anstand. Aber wo soll es auch herkommen? Sie war immer blos bei kleinen Leuten, draußen auf der Chaussee nach Tegel, wo kein Mensch recht hinkommt und blos mal Artillerie vorbei fährt. Und Artillerie… Nu ja . . . Sie glauben gar nich, wie verschieden das alles ist. Und nun hat sie der Serge da 'rausgenommen und will was aus ihr machen. Ja, Du

meine Güte, so geht das nicht, oder wenigstens nicht so flink; gut Ding will Weile haben. Aber da sind ja noch Erdbeeren. Ei, das ist nett. Kommen Sie, Kleine, wir wollen welche pflücken (wenn nur das verdammte Bücken nicht wär) und wenn wir eine recht große finden, dann wollen wir sie mitnehmen. Die steck' ich ihm dann in den Mund und dann freut er sich. Denn Sie müssen wissen, er ist ein Mann wie'n Kind und eigentlich der Beste."

Lene, die wohl merkte, daß es sich um Balafré handelte, that ein paar Fragen und frug unter anderm auch wieder, warum die Herren eigentlich die sonderbaren Namen hätten? Sie habe schon früher danach gefragt, aber nie was gehört, was der Rede werth gewesen wäre.

„Jott," sagte die Königin, „es soll so was sein und soll keiner was merken und is doch alles blos Ziererei. Denn erstens kümmert sich keiner drum und wenn sich einer drum kümmert, is es auch noch so. Und warum auch? Wen soll es denn schaden? Sie haben sich alle nichts vorzuwerfen und einer ist wie der andre."

Lene sah vor sich hin und schwieg.

„Und eigentlich, Kind, und Sie werden das auch noch sehn, eigentlich is es alles blos langweilig. Eine Weile geht es und ich will nichts dagegen sagen und will 's auch nicht abschwören. Aber die

Länge hat die Last. So von fuffzehn an und noch nich mal eingesegnet. Wahrhaftig, je bälder man wieder 'raus ist, desto besser. Ich kaufe mir denn (denn das Geld krieg' ich) 'ne Destillation und weiß auch schon wo und denn heirath' ich mir einen Wittmann und weiß auch schon wen. Und er will auch. Denn das muß ich Ihnen sagen, ich bin für Ordnung und Anständigkeit und die Kinder orndtlich erziehn und ob es seine sind oder meine, is janz egal ... Und wie is es denn eigentlich mit Ihnen?"

Lene sagte kein Wort.

„Jott, Kind, Sie verfärben sich ja; Sie sind woll am Ende mit hier dabei (und sie wies aufs Herz) und thun alles aus Liebe? Ja, Kind, denn is es schlimm, denn giebt es 'nen Kladderadatsch."

* * *

Johanna folgte mit Margot. Sie blieben absichtlich etwas zurück und brachen sich Birkenreiser ab, wie wenn sie vorhätten, einen Kranz daraus zu flechten. „Wie gefällt sie Dir denn?" sagte Margot. „Ich meine die von Gaston."

„Gefallen? gar nich. Das fehlt auch noch, daß solche mitspielen und in Mode kommen! Sieh doch nur, wie ihr die Handschuh sitzen. Und mit dem Hut is auch nicht viel. Er dürfte sie gar nicht so

gehn lassen. Und sie muß auch dumm sein, sie spricht ja kein Wort."

„Nein," sagte Margot, „dumm ist sie nicht; sie hat's blos noch nich weg. Und daß sie sich gleich an die gute Dicke 'ran macht, das is doch auch klug genug."

„Ach, die gute Dicke. Geh mir mit der. Die denkt, sie is es. Aber es is gar nichts mit ihr. Ich will ihr sonst nichts nachsagen, aber falsch ist sie, falsch wie Galgenholz."

„Nein, Johanna, falsch is sie nu grade nich. Und sie hat Dir auch öfter aus der Patsche geholfen. Du weißt schon, was ich meine."

„Gott, warum? Weil sie selber mit drin saß und weil sie sich ewig ziert und wichtig thut. Wer so dick ist, ist nie gut."

„Jott, Johanna, was Du nur redt'st. Umgekehrt is es, die Dicken sind immer gut."

„Na meinetwegen. Aber das kannst Du nicht bestreiten, daß sie 'ne lächerliche Figur macht. Sieh doch nur, wie sie dahinwatschelt: wie 'ne Fettente. Und immer bis oben 'ran zu, blos weil sie sich sonst vor anständigen Leuten gar nicht sehen lassen kann. Und, Margot, das laß ich mir nicht nehmen, ein bischen schlanke Figur ist doch die Hauptsache. Wir sind doch noch keine Türken. Und warum wollte sie nicht mit auf den Kirchhof? Weil sie sich grault?

J bewahre, sie denkt nich dran, blos weil sie sich wieder eingeknallt hat und es vor Hitze nicht aushalten kann. Und is eigentlich nich 'mal so furchtbar heiß heute."

* * *

So gingen die Gespräche, bis sich die beiden Paare schließlich wieder vereinigten und auf einen mit Moos bewachsenen Grabenrand setzten.

Isabeau sah öfter nach der Uhr; der Zeiger wollte nicht recht vom Fleck.

Als es aber halb zwölf war, sagte sie: „Nun, meine Damen, ist es Zeit; ich denke wir haben jetzt gerade genug Natur gehabt und können mit Fug und Recht zu was Andrem übergehen. Seit heute früh um 7 eigentlich keinen Bissen. Denn die Grünauer Schinkenstulle kann ich doch nicht rechnen . . Aber Gott sei Dank, alles Entsagen, sagt Balafré, hat seinen Lohn in sich und Hunger ist der beste Koch. Kommen Sie, meine Damen, der Rehrücken fängt an wichtiger zu werden, als alles andre. Nicht wahr, Johanna?"

Diese gefiel sich in einem Achselzucken und suchte die Zumuthung, als ob Dinge wie Rehrücken und Bowle je Gewicht für sie haben könnten, entschieden abzulehnen.

Isabeau aber lachte. „Nun, wir werden ja sehn,

Johanna. Freilich der Zeuthner Kirchhof wäre besser gewesen. Aber man muß nehmen, was man hat."

Und damit brachen allesammt auf, um aus dem Wald in den Garten und aus diesem, drin sich ein paar Zitronenvögel eben haschten, bis in die Front des Hauses wo gegessen werdensollte, zurückzukehren.

Im Vorübergehen an der Gaststube sah Isabeau den mit dem Umstülpen einer Moselweinflasche beschäftigten Wirth.

„Schade," sagte sie, „daß ich grade das sehen mußte. Das Schicksal hätte mir auch einen besseren Anblick gönnen können. Warum gerade Mosel?"

Vierzehntes Kapitel.

Eine rechte Heiterkeit hatte nach diesem Spaziergange trotz aller von Isabeau gemachten Anstrengungen nicht mehr aufkommen wollen, was aber, wenigstens für Botho und Lene, das Schlimmere war, war das, daß diese Heiterkeit auch ausblieb, als sich Beide von den Kameraden und ihren Damen verabschiedet und ganz allein, in einem nur von ihnen besetzten Kupee, die Rückfahrt angetreten hatten. Eine Stunde später waren sie, ziemlich herabgestimmt, auf dem trübselig erleuchteten Görlitzer Bahnhof eingetroffen und hier, beim Aussteigen, hatte Lene sofort und mit einer Art Dringlichkeit gebeten, sie den Weg durch die Stadt hin allein machen zu lassen, „sie seien ermüdet und abgespannt und das thue nicht gut,“ Botho aber war von dem, was er als schuldige Rücksicht und Kavalierspflicht ansah, nicht abzubringen gewesen und so hatten sie denn

in einer klapprigen alten Droschke die lange, lange Fahrt am Kanal hin gemeinschaftlich gemacht, immer bemüht, ein Gespräch über die Parthie und „wie hübsch sie gewesen sei", zu Stande zu bringen — eine schreckliche Zwangsunterhaltung, bei der Botho nur zu sehr gefühlt hatte, wie richtig Lenens Empfindung gewesen war, als sie von dieser Begleitung in beinahe beschwörendem Tone nichts hatte wissen wollen. Ja, der Ausflug nach „Hankels Ablage", von dem man sich so viel versprochen und der auch wirklich so schön und glücklich begonnen hatte, war in seinem Ausgange nichts als eine Mischung von Verstimmung, Müdigkeit und Abspannung gewesen und nur im letzten Augenblick, wo Botho liebevoll freundlich und mit einem gewissen Schuldbewußtsein sein „gute Nacht, Lene" gesagt hatte, war diese noch einmal auf ihn zugeeilt und hatte, seine Hand ergreifend, ihn mit beinah leidenschaftlichem Ungestüm geküßt: „Ach, Botho, es war heute nicht so, wie's hätte sein sollen, und doch war Niemand Schuld. Auch die andern nicht."

„Laß es, Lene."

„Nein, nein. Es war Niemand Schuld, dabei bleibt es, daran ist nichts zu ändern. Aber daß es so ist, das ist eben das Schlimme daran. Wenn wer Schuld hat, dann bittet man um Verzeihung

und dann ist es wieder gut. Aber das nutzt uns nichts. Und es ist auch nichts zu verzeihn."

„Lene. . ."

„Du mußt noch einen Augenblick hören. Ach, mein einziger Botho, Du willst es mir verbergen, aber es geht zu End'. Und rasch, ich weiß es."

„Wie Du nur sprichst."

„Ich hab' es freilich nur geträumt," fuhr Lene fort. „Aber warum hab' ich es geträumt? weil es mir den ganzen Tag vor der Seele steht. Mein Traum war nur, was mir mein Herz eingab. Und was ich Dir noch sagen wollte, Botho, und warum ich Dir die paar Schritte nachgelaufen bin: es bleibt doch bei dem, was ich Dir gestern Abend sagte. Daß ich diesen Sommer leben konnte, war mir ein Glück und bleibt mir ein Glück, auch wenn ich von heut ab unglücklich werde."

„Lene, Lene, sprich nicht so . . ."

„Du fühlst selbst, daß ich Recht habe; Dein gutes Herz sträubt sich nur, es zuzugestehen und will es nicht wahr haben. Aber ich weiß es: gestern, als wir über die Wiese gingen und plauderten und ich Dir den Strauß pflückte, das war unser letztes Glück und unsere letzte schöne Stunde."

* * *

Mit diesem Gespräche hatte der Tag geschlossen und nun war der andre Morgen, und die Sommer-

sonne schien hell in Botho's Zimmer. Beide Fenster standen auf und in den Kastanien draußen quirilierten die Spatzen. Botho selbst, aus einem Meerschaum rauchend, lag zurückgelehnt in seinem Schaukelstuhl und schlug dann und wann mit einem neben ihm liegenden Taschentuche nach einem großen Brummer, der, wenn er zu dem einen Fenster hinaus war, sofort wieder an dem andern erschien, um Botho hartnäckig und unerbittlich zu umsummen.

„Daß ich diese Bestie doch los wäre. Quälen, martern möcht' ich sie. Diese Brummer sind allemal Unglücksboten und so hämisch zudringlich, als freuten sie sich über den Aerger, dessen Herold und Verkündiger sie sind." In diesem Augenblicke schlug er wieder danach. „Wieder fort. Es hilft nichts. Also Resignation. Ergebung ist überhaupt das Beste. Die Türken sind die klügsten Leute."

Das Zuschlagen der kleinen Gitterthür draußen ließ ihn während dieses Selbstgesprächs auf den Vorgarten blicken und dabei des eben eingetretenen Briefträgers gewahr werden, der ihm gleich danach, unter leichtem militärischen Gruß und mit einem „guten Morgen, Herr Baron" erst eine Zeitung und dann einen Brief in das nicht allzu hohe Parterrefenster hineinreichte. Botho warf die Zeitung bei Seite, zugleich den Brief betrachtend, auf dem er die kleine, dichtstehende, trotzdem aber sehr deut-

liche Handschrift seiner Mutter unschwer erkannt hatte. „Dacht' ich's doch . . Ich weiß schon, eh ich gelesen. Arme Lene."

Und nun brach er den Brief auf und las:

„Schloß Zehden. 29. Juni 1875. Mein lieber Botho. Was ich Dir als Befürchtung in meinem letzten Briefe mittheilte, das hat sich nun erfüllt: Rothmüller in Arnswalde hat sein Kapital zum 1. Oktober gekündigt und nur „aus alter Freundschaft" hinzugefügt, daß er bis Neujahr warten wolle, wenn es mir eine Verlegenheit schaffe. „Denn er wisse wohl, was er dem Andenken des seligen Herrn Barons schuldig sei." Diese Hinzufügung, so gut sie gemeint sein mag, ist doch doppelt empfindlich für mich: es mischt sich so viel prätentiöse Rücksichtnahme mit ein, die niemals angenehm berührt, am wenigsten von solcher Seite her. Du begreifst vielleicht die Verstimmung und Sorge, die mir diese Zeilen geschaffen haben. Onkel Kurt Anton würde helfen, wie schon bei früherer Gelegenheit, er liebt mich und vor Allem Dich, aber seine Geneigtheit immer wieder in Anspruch zu nehmen, hat doch etwas Bedrückliches und hat es um so mehr, als er unsrer ganzen Familie, speziell aber uns beiden, die Schuld an unsren ewigen Verlegenheiten zuschiebt. Ich bin ihm, trotz meines redlichen mich Kümmerns um die Wirthschaft, nicht wirth

schaftlich und anspruchslos genug, worin er Recht haben mag, und Du bist ihm nicht praktisch und lebensklug genug, worin er wohl ebenfalls das Richtige treffen wird. Ja, Botho, so liegt es. Mein Bruder ist ein Mann von einem sehr feinen Rechts- und Billigkeitsgefühl und von einer in Geldangelegenheiten geradezu hervorragenden Gentilezza, was man nur von wenigen unsrer Edelleute sagen kann. Denn unsre gute Mark Brandenburg ist die Sparsamkeits- und wo geholfen werden soll sogar die Aengstlichkeitsprovinz, aber so gentil er ist, er hat seine Launen und Eigenwilligkeiten, und sich in diesen beharrlich gekreuzt zu sehen, hat ihn seit einiger Zeit aufs ernsthafteste verstimmt. Er sagte mir, als ich letzthin Veranlassung nahm, der uns abermals drohenden Kapitalskündigung zu gedenken: „Ich stehe gern zu Diensten, Schwester, wie Du weißt, aber ich bekenne Dir offen, immer da helfen zu sollen, wo man sich in jedem Augenblicke selber helfen könnte, wenn man nur etwas einsichtiger und etwas weniger eigensinnig wäre, das erhebt starke Zumuthungen an die Seite meines Charakters, die nie meine hervorragendste war: an meine Nachgiebigkeit. . .“ Du weißt, Botho, worauf sich diese seine Worte beziehen, und ich lege sie heute Dir ans Herz, wie sie damals, von Onkel Kurt Antons Seite mir ans Herz gelegt wurden. Es

giebt nichts, was Du, Deinen Worten und Briefen nach zu schließen, mehr perhorreszirst als Sentimentalitäten, und doch fürcht' ich, steckst Du selber drin und zwar tiefer als Du zugeben willst oder vielleicht weißt. Ich sage nicht mehr."

Rienäcker legte den Brief aus der Hand und schritt im Zimmer auf und ab, während er den Meerschaum halb mechanisch mit einer Zigarette vertauschte. Dann nahm er den Brief wieder und las weiter. „Ja, Botho, Du hast unser Aller Zukunft in der Hand und hast zu bestimmen, ob dies Gefühl einer beständigen Abhängigkeit fortdauern oder aufhören soll. Du hast es in der Hand, sag' ich, aber wie ich freilich hinzufügen muß, nur kurze Zeit noch, jedenfalls nicht auf lange mehr. Auch darüber hat Onkel Kurt Anton mit mir gesprochen, namentlich im Hinblick auf die Sellenthiner Mama, die sich, bei seiner letzten Anwesenheit in Rothenmoor, in dieser sie lebhaft beschäftigenden Sache nicht nur mit großer Entschiedenheit, sondern auch mit einem Anflug von Gereiztheit ausgesprochen hat. Ob das Haus Rienäcker vielleicht glaube, daß ein immer kleiner werdender Besitz, nach Art der sibyllinischen Bücher (wo sie den Vergleich her hat, weiß ich nicht) immer werthvoller würde? Käthe werde nun zweiundzwanzig, habe den Ton der großen Welt und verfüge mit Hilfe der von ihrer

Tante Kielmannsegge herstammenden Erbschaft über ein Vermögen, dessen Zinsbetrag hinter dem Kapitalsbetrag der Rienäcker'schen Haide sammt Muränen-See nicht sehr erheblich zurückbleiben werde. Solche junge Dame lasse man überhaupt nicht warten, am wenigsten aber mit so viel Beharrlichkeit und Seelenruhe. Wenn es Herrn v. Rienäcker beliebe, das, was früher darüber von Seiten der Familie geplant und gesprochen sei, fallen zu lassen und stattgehabte Verabredungen als bloßes Kinderspiel anzusehn, so habe sie nichts dagegen. Herr v. Rienäcker sei frei von dem Augenblick an, wo er frei sein wolle. Wenn er aber umgekehrt vorhabe, von dieser unbedingten Rückzugs-Freiheit nicht Gebrauch machen zu wollen, so sei es an der Zeit, auch das zu zeigen. Sie wünsche nicht, daß ihre Tochter in das Gerede der Leute komme.

Du wirst dem Tone, der hieraus spricht, unschwer entnehmen, daß es durchaus nöthig ist, Entschlüsse zu fassen und zu handeln. Was ich wünsche, weißt Du. Meine Wünsche sollen aber nicht verbindlich für Dich sein. Handle, wie Dir eigene Klugheit es eingiebt, entscheide Dich so oder so, nur handle überhaupt. Ein Rückzug ist ehrenvoller als fernere Hinausschiebung. Säumst Du länger, so verlieren wir nicht nur die Braut, sondern das Sellenthiner Haus überhaupt und, was noch schlim-

mer, ja das Schlimmste ist, auch die freundlichen und immer hilfebereiten Gesinnungen des Onkels. Meine Gedanken begleiten Dich, möchten sie Dich auch leiten können. Ich wiederhole Dir, es wäre der Weg zu Deinem und unser Aller Glück. Womit ich verbleibe Deine Dich liebende Mutter Josephine von R."

* * *

Botho, als er gelesen, war in großer Erregung. Es war so wie der Brief es aussprach und ein Hinausschieben nicht länger möglich. Es stand nicht gut mit dem Rienäcker'schen Vermögen und Verlegenheiten waren da, die durch eigne Klugheit und Energie zu heben, er durchaus nicht die Kraft in sich fühlte. „Wer bin ich? Durchschnittsmensch aus der sogenannten Obersphäre der Gesellschaft Und was kann ich? Ich kann ein Pferd stallmeistern, einen Kapaun tranchiren und ein jeu machen. Das ist alles und so hab' ich denn die Wahl zwischen Kunstreiter, Oberkellner und Croupier. Höchstens kommt noch der Troupier hinzu, wenn ich in eine Fremdenlegion eintreten will. Und Lene dann mit mir als Tochter des Regiments. Ich sehe sie schon in kurzem Rock und Hackenstiefeln und ein Tönnchen auf dem Rücken."

In diesem Tone sprach er weiter und gefiel sich darin, sich bittre Dinge zu sagen. Endlich aber zog er die Klingel und beorderte sein Pferd, weil er ausreiten wolle. Und nicht lange, so hielt seine prächtige Fuchsstute draußen, ein Geschenk des Onkels, zugleich der Neid der Kameraden. Er hob sich in den Sattel, gab dem Burschen einige Weisungen und ritt auf die Moabiter Brücke zu, nach deren Passirung er in einen breiten, über Fenn und Feld in die Jungfernhaide hinüberführenden Weg einlenkte. Hier ließ er sein Pferd aus dem Trab in den Schritt fallen und nahm sich, während er bis dahin allerhand unklaren Gedanken nachgehangen hatte, mit jedem Augenblicke fester und schärfer ins Verhör. „Was ist es denn, was mich hindert, den Schritt zu thun, den alle Welt erwartet? Will ich Lene heirathen? Nein. Hab' ich's ihr versprochen? Nein. Erwartet sie's? Nein. Oder wird uns die Trennung leichter, wenn ich sie hinausschiebe? Nein. Immer nein und wieder nein. Und doch säume und schwanke ich, *das Eine* zu thun, was durchaus gethan werden muß. Und weshalb säume ich? Woher diese Schwankungen und Vertagungen? Thörichte Frage. Weil ich sie liebe."

Kanonenschüsse, die vom Tegler Schießplatz herüberklangen, unterbrachen hier sein Selbstgespräch und erst als er das momentan unruhig gewordene

Pferd wieder beruhigt hatte, nahm er den früheren Gedankengang wieder auf und wiederholte: „Weil ich sie liebe! Ja. Und warum soll ich mich dieser Neigung schämen? Das Gefühl ist souverän und die Thatsache, daß man liebt, ist auch das Recht dazu, möge die Welt noch so sehr den Kopf darüber schütteln oder von Räthsel sprechen. Uebrigens ist es kein Räthsel und wenn doch, so kann ich es lösen. Jeder Mensch ist seiner Natur nach auf bestimmte, mitunter sehr, sehr kleine Dinge gestellt, Dinge, die, trotzdem sie klein sind, für ihn das Leben oder doch des Lebens Bestes bedeuten. Und dies Beste heißt mir Einfachheit, Wahrheit, Natürlichkeit. Das alles hat Lene, damit hat sie mir's angethan, da liegt der Zauber, aus dem mich zu lösen, mir jetzt so schwer fällt."

In diesem Augenblicke stutzte sein Pferd und er wurde eines aus einem Wiesenstreifen aufgescheuchten Hasen gewahr, der dicht vor ihm auf die Jungfernhaide zujagte. Neugierig sah er ihm nach und nahm seine Betrachtungen erst wieder auf, als der Flüchtige zwischen den Stämmen der Haide verschwunden war. „Und war es denn," fuhr er fort, „etwas so Thörichtes und Unmögliches, was ich wollte? Nein. Es liegt nicht in mir, die Welt herauszufordern und ihr und ihren Vorurtheilen öffentlich den Krieg zu erklären; ich bin durchaus gegen solche Donquixo-

terien. Alles, was ich wollte, war ein verschwiegenes Glück, ein Glück, für das ich früher oder später, um des ihr ersparten Affronts willen, die stille Gutheißung der Gesellschaft erwartete. So war mein Traum, so gingen meine Hoffnungen und Gedanken. Und nun soll ich heraus aus diesem Glück und soll ein andres eintauschen, das mir keins ist. Ich hab' eine Gleichgiltigkeit gegen den Salon und einen Widerwillen gegen alles Unwahre, Geschraubte, Zurechtgemachte. Chic, Tournüre, savoir-faire, mir alles ebenso häßliche wie fremde Wörter."

Hier bog das Pferd, das er schon seit einer Viertelstunde kaum noch im Zügel hatte, wie von selbst in einen Seitenweg ein, der zunächst auf ein Stück Ackerland und gleich dahinter auf einen von Unterholz und ein paar Eichen eingefaßten Grasplatz führte. Hier, im Schatten eines der älteren Bäume, stand ein kurzes, gedrungenes Steinkreuz, und als er näher heranritt, um zu sehen, was es mit diesem Kreuz eigentlich sei, las er: „Ludwig v. Hinckeldey, gest. 10. März 1856." Wie das ihn traf! Er wußte, daß das Kreuz hier herumstehe, war aber nie bis an diese Stelle gekommen und sah es nun als ein Zeichen an, daß das seinem eigenen Willen überlassene Pferd, ihn gerade hierher geführt hatte.

Hinckeldey! Das war nun an die zwanzig Jahr, daß der damals Allmächtige zu Tode kam und alles

was bei der Nachricht davon in seinem Elternhause gesprochen worden war, das stand jetzt wieder lebhaft vor seiner Seele. Vor allem eine Geschichte kam ihm wieder in Erinnerung. Einer der bürgerlichen, seinem Chef besonders vertrauten Räthe übrigens, hatte gewarnt und abgemahnt und das Duell überhaupt, und nun gar ein solches und unter solchen Umständen, als einen Unsinn und ein Verbrechen bezeichnet. Aber der sich bei dieser Gelegenheit plötzlich auf den Edelmann hin ausspielende Vorgesetzte, hatte brüsk und hochmüthig geantwortet: „Körner, davon verstehen Sie nichts." Und eine Stunde später war er in den Tod gegangen. Und warum? Einer Adelsvorstellung, einer Standesmarotte zu Liebe, die mächtiger war, als alle Vernunft, auch mächtiger als das Gesetz, dessen Hüter und Schützer zu sein, er recht eigentlich die Pflicht hatte. „Lehrreich." Und was habe ich speziell daraus zu lernen? Was predigt dies Denkmal mir? Jedenfalls das Eine, daß das Herkommen unser Thun bestimmt. Wer ihm gehorcht, kann zu Grunde gehn, aber er geht besser zu Grunde als der, der ihm widerspricht."

Während er noch so sann, warf er sein Pferd herum und ritt querfeldein auf ein großes Etablissement, ein Walzwerk oder eine Maschinenwerkstatt, zu, draus, aus zahlreichen Essen, Qualm und Feuer-

säulen in die Luft stiegen. Es war Mittag und ein Theil der Arbeiter saß draußen im Schatten, um die Mahlzeit einzunehmen. Die Frauen, die das Essen gebracht hatten, standen plaudernd daneben, einige mit einem Säugling auf dem Arm, und lachten sich untereinander an, wenn ein schelmisches oder anzügliches Wort gesprochen wurde. Rienäcker, der sich den Sinn für das Natürliche mit nur zu gutem Rechte zugeschrieben, war entzückt von dem Bilde, das sich ihm bot, und mit einem Anfluge von Neid sah er auf die Gruppe glücklicher Menschen. „Arbeit und täglich Brot und Ordnung. Wenn unsre märkischen Leute sich verheirathen, so reden sie nicht von Leidenschaft und Liebe, sie sagen nur: ‚ich muß doch meine Ordnung haben.‘ Und das ist ein schöner Zug im Leben unsres Volks und nicht einmal prosaisch. Denn Ordnung ist viel und mitunter alles. Und nun frag' ich mich, war mein Leben in der ‚Ordnung'? Nein. Ordnung ist Ehe.“ So sprach er noch eine Weile vor sich hin und dann sah er wieder Lene vor sich stehn, aber in ihrem Auge lag nichts von Vorwurf und Anklage, sondern es war umgekehrt, als ob sie freundlich zustimme.

„Ja, meine liebe Lene, Du bist auch für Arbeit und Ordnung und siehst es ein und machst es mir

nicht schwer ... aber schwer ist es doch ... für Dich und mich."

Er setzte sein Pferd wieder in Trab und hielt sich noch eine Strecke hart an der Spree hin. Dann aber bog er, an den in Mittagsstille daliegenden Zelten vorüber, in einen Reitweg ein, der ihn bis an den Wrangel-Brunnen und gleich danach bis vor seine Thür führte.

Fünfzehntes Kapitel.

Botho wollte sofort zu Lene hinaus, und als er fühlte, daß er dazu keine Kraft habe, wollt' er wenigstens schreiben. Aber auch das ging nicht. „Ich kann es nicht, heute nicht." Und so ließ er den Tag vergehen und wartete bis zum andern Morgen. Da schrieb er denn in aller Kürze.

„Liebe Lene. Nun kommt es doch so, wie Du mir vorgestern gesagt: Abschied. Und Abschied auf immer. Ich hatte Briefe von Haus, die mich zwingen; es muß sein und weil es sein muß, so sei es schnell ... Ach, ich wollte, diese Tage lägen hinter uns. Ich sage Dir weiter nichts, auch nicht wie mir ums Herz ist ... Es war eine kurze schöne Zeit und ich werde nichts davon vergessen. Gegen neun bin ich bei Dir, nicht früher, denn es darf nicht lange dauern. Auf Wiedersehen, nur noch einmal auf Wiedersehn. Dein B. v. R."

Und nun kam er. Lene stand am Gitter und empfing ihn wie sonst: nicht der kleinste Zug von Vorwurf oder auch nur von schmerzlicher Entsagung lag in ihrem Gesicht. Sie nahm seinen Arm und so gingen sie den Vorgartensteig hinauf.

„Es ist recht, daß Du kommst ... Ich freue mich, daß Du da bist. Und Du mußt Dich auch freuen.“

Unter diesen Worten hatten sie das Haus erreicht und Botho machte Miene, wie gewöhnlich vom Flur her in das große Vorderzimmer einzutreten. Aber Lene zog ihn weiter fort und sagte: „Nein, Frau Dörr ist drin ..“

„Und ist uns noch bös?“

„Das nicht. Ich habe sie beruhigt. Aber was sollen wir heut mit ihr? Komm, es ist ein so schöner Abend und wir wollen allein sein.“

Er war einverstanden, und so gingen sie denn den Flur hinunter und über den Hof auf den Garten zu. Sultan regte sich nicht und blinzelte nur Beiden nach, als sie den großen Mittelsteig hinauf und dann auf die zwischen den Himbeerbüschen stehende Bank zuschritten.

Als sie hier ankamen, setzten sie sich. Es war still, nur vom Felde her hörte man ein Gezirp und der Mond stand über ihnen.

Sie lehnte sich an ihn und sagte ruhig und herzlich: „Und das ist nun also das letzte Mal, daß ich Deine Hand in meiner halte?“

„Ja, Lene. Kannst Du mir verzeihn?“

„Wie Du nur immer frägst. Was soll ich Dir verzeihn?“

„Daß ich Deinem Herzen wehe thue.“

„Ja, weh thut es. Das ist wahr.“

Und nun schwieg sie wieder und sah hinauf auf die blaß am Himmel heraufziehenden Sterne.

„Woran denkst Du, Lene?“

„Wie schön es wäre, dort oben zu sein.“

„Sprich nicht so. Du darfst Dir das Leben nicht wegwünschen; von solchem Wunsch ist nur noch ein Schritt ...“

Sie lächelte. „Nein, das nicht. Ich bin nicht wie das Mädchen, das an den Ziehbrunnen lief und sich hineinstürzte, weil ihr Liebhaber mit einer andern tanzte. Weißt Du noch, wie Du mir davon erzähltest?“

„Aber was soll es dann? Du bist doch nicht so, daß Du so was sagst, blos um etwas zu sagen.“

„Nein, ich hab' es auch ernsthaft gemeint. Und wirklich (und sie wies hinauf), ich wäre gerne da. Da hätt' ich Ruh. Aber ich kann es abwarten ... Und nun komm und laß uns ins Feld gehn. Ich habe kein Tuch mit herausgenommen und find' es kalt hier im Stillsitzen.“

Und so gingen sie denn denselben Feldweg hinauf, der sie damals bis an die vorderste Häuserreihe

von Wilmersdorf geführt hatte. Der Thurm war deutlich sichtbar unter dem sternklaren Himmel und nur über den Wiesengrund zog ein dünner Nebelschleier.

„Weißt Du noch,“ sagte Botho, „wie wir mit Frau Dörr hier gingen?“

Sie nickte. „Deshalb hab' ich Dir's vorgeschlagen, mich fror gar nicht oder doch kaum. Ach, es war ein so schöner Tag damals und so heiter und glücklich bin ich nie gewesen, nicht vorher und nicht nachher. Noch in diesem Augenblicke lacht mir das Herz, wenn ich daran zurückdenke wie wir gingen und sangen: „Denkst Du daran“. Ja, Erinnerung ist viel, ist alles. Und die hab' ich nun und bleibt mir und kann mir nicht mehr genommen werden. Und ich fühle ordentlich, wie mir dabei leicht zu Muthe wird.“

Er umarmte sie. „Du bist so gut.“

Lene aber fuhr in ihrem ruhigen Tone fort: „Und daß mir so leicht ums Herz ist, das will ich nicht vorübergehn lassen und will Dir alles sagen. Eigentlich ist es das Alte, was ich Dir immer schon gesagt habe, noch vorgestern, als wir draußen auf der halb gescheiterten Partie waren und dann nachher, als wir uns trennten. Ich hab' es so kommen sehn, von Anfang an, und es geschieht nur, was muß. Wenn man schön geträumt hat, so muß

man Gott dafür danken und darf nicht klagen, daß der Traum aufhört und die Wirklichkeit wieder anfängt. Jetzt ist es schwer, aber es vergißt sich alles oder gewinnt wieder ein freundliches Gesicht. Und eines Tages bist Du wieder glücklich und vielleicht ich auch."

„Glaubst Du's? Und wenn nicht? was dann?"

„Dann lebt man ohne Glück."

„Ach, Lene, Du sagst das so hin, als ob Glück nichts wäre. Aber es ist was und das quält mich eben und ist mir doch, als ob ich Dir ein Unrecht gethan hätte."

„Davon sprech' ich Dich frei. Du hast mir kein Unrecht gethan, hast mich nicht auf Irrwege geführt und hast mir nichts versprochen. Alles war mein freier Entschluß. Ich habe Dich von Herzen lieb gehabt, das war mein Schicksal, und wenn es eine Schuld war, so war es *meine* Schuld. Und noch dazu eine Schuld, deren ich mich, ich muß es Dir immer wieder sagen, von ganzer Seele freue, denn sie war mein Glück. Wenn ich nun dafür zahlen muß, so zahle ich gern. Du hast nicht gekränkt, nicht verletzt, nicht beleidigt, oder doch höchstens das, was die Menschen Anstand nennen und gute Sitte. Soll ich mich darum grämen? Nein. Es rückt sich alles wieder zurecht, auch das. Und nun komm und laß uns umkehren. Sieh nur wie die

Nebel steigen; ich denke, Frau Dörr ist nun fort und wir treffen die gute Alte allein. Sie weiß von allem und hat den ganzen Tag über immer nur ein und dasselbe gesagt."

„Und was?"

„Daß es so gut sei."

* * *

Frau Nimptsch war wirklich allein, als Botho und Lene bei ihr eintraten. Alles war still und dämmerig und nur das Herdfeuer warf einen Lichtschein über die breiten Schatten, die sich schräg durch das Zimmer zogen. Der Stieglitz schlief schon lange in seinem Bauer und man hörte nichts als dann und wann das Zischen des überkochenden Wassers.

„Guten Abend, Mutterchen," sagte Botho.

Die Alte gab den Gruß zurück und wollte von ihrer Fußbank aufstehen, um den großen Lehnstuhl heran zu rücken. Aber Botho litt es nicht und sagte: „Nein, Mutterchen, ich setze mich auf meinen alten Platz."

Und dabei schob er den Schemel ans Feuer.

Eine kleine Pause trat ein; alsbald aber begann er wieder: „Ich komme heut, um Abschied zu nehmen und Ihnen für alles Liebe und Gute zu danken, das ich hier so lange gehabt habe. Ja, Mutterchen, so recht von Herzen. Ich bin hier so gern gewesen

und so glücklich. Aber nun muß ich fort und alles, was ich noch sagen kann, ist blos das: es ist doch wohl das Beste so."

Die Alte schwieg und nickte zustimmend. „Aber ich bin nicht aus der Welt," fuhr Botho fort, „und ich werde Sie nicht vergessen, Mutterchen. Und nun geben Sie mir die Hand. So. Und nun gute Nacht."

Hiernach stand er schnell auf und schritt auf die Thür zu, während Lene sich an ihn hing. So gingen sie bis an das Gartengitter, ohne daß weiter ein Wort gesprochen wäre. Dann aber sagte sie: „Nun kurz, Botho. Meine Kräfte reichen nicht mehr; es war doch zu viel, diese zwei Tage. Lebe wohl, mein Einziger, und sei so glücklich, wie Du's verdienst, und so glücklich, wie Du mich gemacht hast Dann bist Du glücklich. Und von dem Andern rede nicht mehr, es ist der Rede nicht werth. So, so."

Und sie gab ihm einen Kuß und noch einen und schloß dann das Gitter.

Als er an der andern Seite der Straße stand, schien er, als er Lenens ansichtig wurde, noch einmal umkehren und Wort und Kuß mit ihr tauschen zu wollen. Aber sie wehrte heftig mit der Hand. Und so ging er denn weiter die Straße hinab, während sie, den Kopf auf den Arm und den Arm

auf den Gitterpfosten gestützt, ihm mit großem Auge nachsah.

So stand sie noch lange, bis sein Schritt in der nächtlichen Stille verhallt war.

Sechzehntes Kapitel.

Mitte September hatte die Verheirathung auf dem Sellenthin'schen Gute Rothenmoor stattgefunden, Onkel Osten, sonst kein Redner, hatte das Brautpaar in dem zweifellos längsten Toaste seines Lebens leben lassen, und am Tage darauf hatte die Kreuzzeitung unter ihren sonstigen Familienanzeigen auch die folgende gebracht: „Ihre am gestrigen Tage stattgehabte eheliche Verbindung zeigen hierdurch ergebenst an Botho Freiherr von Rienäcker, Premierlieutenant im Kaiser-Kürassier-Regiment, Käthe Freifrau von Rienäcker, geb. von Sellenthin." Die Kreuzzeitung war begreiflicherweise nicht das Blatt, das in die Dörr'sche Gärtnerwohnung sammt ihren Dependenzien kam, aber schon am andern Morgen traf ein an Fräulein Magdalene Nimptsch adressirter Brief ein, in dem nichts lag als der Zeitungsaus-

schnitt mit der Vermählungsanzeige. Lene fuhr zusammen, sammelte sich aber rascher als der Absender, aller Wahrscheinlichkeit nach eine neidische Kollegin, erwartet haben mochte. Daß es von solcher Seite her kam, war schon aus dem beigefügten „Hochwohlgeboren" zu schließen. Aber gerade dieser Extraschabernack, der den schmerzhaften Stich verdoppeln sollte, kam Lenen zu statten und verminderte das bittere Gefühl, das ihr diese Nachricht sonst wohl verursacht hätte.

* * *

Botho und Käthe von Rienäcker waren noch am Hochzeitstage selbst nach Dresden hin aufgebrochen, nachdem beide der Verlockung einer neumärkischen Vetternreise glücklich widerstanden hatten. Und wahrlich, sie hatten nicht Ursache ihre Wahl zu bereuen, am wenigsten Botho, der sich jeden Tag nicht nur zu dem Dresdener Aufenthalte, sondern viel mehr noch zu dem Besitze seiner jungen Frau beglückwünschte, die Capricen und üble Laune gar nicht zu kennen schien. Wirklich, sie lachte den ganzen Tag über und so leuchtend und hellblond sie war, so war auch ihr Wesen. An allem ergötzte sie sich und allem gewann sie die heitre Seite ab. In dem von ihnen bewohnten Hotel war ein Kellner mit einem Toupet, das einem eben umkippenden

Wellenkamm gleich, und dieser Kellner sammt seiner Frisur war ihre tagtägliche Freude, so sehr, daß sie, wiewohl sonst ohne besonderen Esprit, sich in Bildern und Vergleichen gar nicht genug thun konnte. Botho freute sich mit und lachte herzlich, bis sich mit einem Male doch etwas von Bedenken und selbst von Unbehagen in sein Lachen einzumischen begann. Er nahm nämlich wahr, daß sie, was auch geschehen oder ihr zu Gesicht kommen mochte, lediglich am Kleinen und Komischen hing, und als Beide nach etwa vierzehntägigem glücklichen Aufenthalt ihre Heimreise nach Berlin antraten, ereignete sich's, daß ein kurzes, gleich zu Beginn der Fahrt geführtes Gespräch ihm über diese Charakterseite seiner Frau volle Gewißheit gab. Sie hatten ein Koupee für sich und als sie, von der Elbbrücke her, noch einmal zurückblickten, um nach Altstadt-Dresden und der Kuppel der Frauenkirche hinüber zu grüßen, sagte Botho, während er ihre Hand nahm: „Und nun sage mir, Käthe, was war eigentlich das Hübscheste hier in Dresden?“

„Rathe.“

„Ja, das ist schwer, denn Du hast so Deinen eignen Geschmack, und mit Kirchengesang und Holbein'scher Madonna darf ich Dir gar nicht kommen...“

„Nein. Da hast Du Recht. Und ich will meinen gestrengen Herrn auch nicht lange warten

und sich quälen lassen. Es war dreierlei, was mich entzückte: voran die Konditorei am Altmarkt und der Scheffelgassen-Ecke mit den wundervollen Pastetchen und dem Likör. Da so zu sitzen..."

„Aber, Käthe, man konnte ja gar nicht sitzen, man konnte kaum stehn, und war eigentlich, als ob man sich jeden Bissen erobern müsse."

„Das war es eben. Eben deshalb, mein Bester. Alles, was man sich erobern muß..."

Und sie wandte sich ab und spielte neckisch die Schmollende, bis er ihr einen herzlichen Kuß gab.

„Ich sehe," lachte sie, „Du bist schließlich einverstanden und zur Belohnung höre nun auch das Zweite und Dritte. Mein Zweites war das Sommertheater draußen, wo wir „Monsieur Herkules" sahn und Knaak den Tannhäusermarsch auf einem klapprigen alten Whisttisch trommelte. So was Komisches hab' ich all mein Lebtag nicht gesehn und Du wahrscheinlich auch nicht. Es war wirklich zu komisch... Und das Dritte... Nun das Dritte, das war „Bacchus auf dem Ziegenbock" im Grünen Gewölbe und der sich „kratzende Hund" von Peter Vischer."

„Ich dachte mir so 'was und wenn Onkel Osten davon hört, dann wird er Dir Recht geben und Dich noch lieber haben als sonst und mir noch

öfter wiederholen: Ich sage Dir, Botho, die Käthe . . ."

„Soll er's nicht?"

„O gewiß soll er."

Und damit brach auf Minuten hin ihr Gespräch ab, das in Botho's Seele, so zärtlich und liebevoll er zu der jungen Frau hinübersah, doch einigermaßen ängstlich nachklang. Die junge Frau selbst indeß hatte keine Ahnung von dem, was in ihres Gatten Seele vorging, und sagte nur: „Ich bin müde, Botho. Die vielen Bilder. Es kommt doch nach . . . Aber (der Zug hielt eben) was ist denn das für ein Lärm und Getreibe da draußen?"

„Das ist ein Dresdener Vergnügungsort, ich glaube Kötschenbroda."

„Kötschenbroda? Zu komisch."

Und während der Zug weiter dampfte, streckte sie sich aus und schloß anscheinend die Augen. Aber sie schlief nicht und sah zwischen den Wimpern hin nach dem geliebten Manne hinüber.

* * *

In der damals noch einreihigen Landgrafenstraße hatte Käthe's Mama mittlerweile die Wohnung eingerichtet und als zu Beginn des Oktobers das junge Paar in Berlin wieder eintraf, war es entzückt von dem Komfort, den es vorfand. In den

beiden Frontzimmern, die jedes einen Kamin hatten, war geheizt, aber Thür und Fenster standen auf, denn es war eine milde Herbstluft und das Feuer brannte nur des Anblicks und des Luftzuges halber. Das Schönste aber war der große Balkon mit seinem weit herunter fallenden Zeltdach, unter dem hinweg man in gerader Richtung ins Freie sah, erst über das Birkenwäldchen und den Zoologischen Garten fort und dahinter bis an die Nordspitze des Grunewalds.

Käthe freute sich, unter Händeklatschen, dieser prächtig freien Aussicht, umarmte die Mama, küßte Botho und wies dann plötzlich nach links hin, wo zwischen vereinzelten Pappeln und Weiden ein Schindelthurm sichtbar wurde. „Sieh, Botho, wie komisch. Er ist ja wie dreimal eingeknickt. Und das Dorf daneben. Wie heißt es?

„Ich glaube Wilmersdorf," stotterte Botho.

„Nun gut, Wilmersdorf. Aber was heißt das ich glaube. Du wirst doch wissen, wie die Dörfer hier herum heißen Sieh nur, Mama, macht er nicht ein Gesicht, als ob er uns ein Staatsgeheimniß verrathen hätte? Nichts komischer als diese Männer."

Und damit verließ man den Balkon wieder, um in dem dahinter gelegenen Zimmer das erste Mittagsmahl en famille einzunehmen: nur die Mama,

das junge Paar und Serge, der als einziger Gast geladen war.

* * *

Rienäcker's Wohnung lag keine tausend Schritt von dem Hause der Frau Nimptsch. Aber Lene wußte nichts davon und nahm ihren Weg oft durch die Landgrafenstraße, was sie vermieden haben würde, wenn sie von dieser Nachbarschaft auch nur eine Ahnung gehabt hätte.

Doch es konnt' ihr nicht lange ein Geheimniß bleiben.

Es ging schon in die dritte Oktoberwoche, trotzdem war es noch wie im Sommer und die Sonne schien so warm, daß man den schärferen Luftton kaum empfand.

„Ich muß heut in die Stadt, Mutter," sagte Lene. „Goldstein hat mir geschrieben. Er will mit mir über ein Muster sprechen, das in die Wäsche der Waldeck'schen Prinzessin eingestickt werden soll. Und wenn ich erst in der Stadt bin, will ich auch die Frau Demuth in der Alten Jakobstraße besuchen. Man kommt sonst ganz von aller Menschheit los. Aber um Mittag bin ich wieder hier. Ich werd' es Frau Dörr sagen, daß sie nach Dir sieht."

„Laß nur, Lene, laß nur. Ich bin am liebsten

allein. Und die Dörr, sie red't so viel un immer von ihrem Mann. Und ich habe ja mein Feuer. Und wenn der Stieglitz piept, das is mir genug. Aber wenn Du mir eine Tüte mitbringst, ich habe jetzt immer solch Kratzen und Malzbonbon löst so..."

„Schön Mutter."

Und damit hatte Lene die kleine stille Wohnung verlassen und war erst die Kurfürsten- und dann die lange Potsdamer Straße hinunter gegangen, auf den Spittelmarkt zu, wo die Gebrüder Goldstein ihr Geschäft hatten. Alles verlief nach Wunsch und es war nahezu Mittag, als sie, heimkehrend, diesmal anstatt der Kurfürsten- lieber die Lützowstraße passirte. Die Sonne that ihr wohl und das Treiben auf dem Magdeburger Platze, wo gerade Wochenmarkt war und alles eben wieder zum Aufbruch rüstete, vergnügte sie so, daß sie stehen blieb und sich das bunte Durcheinander mit ansah. Sie war wie benommen davon und wurd' erst aufgerüttelt, als die Feuerwehr mit ungeheurem Lärm an ihr vorbeirasselte.

Lene horchte, bis das Gebimmel und Geklingel in der Ferne verhallt war, dann aber sah sie links hinunter nach der Thurmuhr der Zwölf-Apostelkirche. „Gerade Zwölf," sagte sie. „Nun ist es Zeit, daß ich mich eile; sie wird immer unruhig, wenn ich später komme als sie denkt." Und so ging

sie weiter die Lützowstraße hinunter auf den gleichnamigen Platz zu. Aber mit einem Male hielt sie und wußte nicht wohin, denn auf ganz kurze Entfernung erkannte sie Botho, der, mit einer jungen, schönen Dame am Arm, grad' auf sie zukam. Die junge Dame sprach lebhaft und anscheinend lauter heitre Dinge, denn Botho lachte beständig, während er zu ihr niederblickte. Diesem Umstande verdankte sie's auch, daß sie nicht schon lange bemerkt worden war, und rasch entschlossen, eine Begegnung mit ihm um jeden Preis zu vermeiden, wandte sie sich, vom Trottoir her, nach rechts hin und trat an das zunächst befindliche große Schaufenster heran, vor dem, muthmaßlich als Deckel für eine hier befindliche Kelleröffnung, eine viereckige geriffelte Eisenplatte lag. Das Schaufenster selbst war das eines gewöhnlichen Materialwaarenladens, mit dem üblichen Aufbau von Stearinlichten und Mixedpickles-Flaschen, nichts Besonders, aber Lene starrte drauf hin, als ob sie dergleichen noch nie gesehen habe. Und wahrlich, Zeit war es, denn in eben diesem Augenblicke streifte das junge Paar hart an ihr vorüber und kein Wort entging ihr von dem Gespräche, das zwischen Beiden geführt wurde.

„Käthe, nicht so laut," sagte Botho, „die Leute sehen uns schon an."

„Laß sie . . ."

„Sie denken am Ende, wir zanken uns . . .“

„Unter Lachen? Zanken unter Lachen?“

Und sie lachte wieder.

Lene fühlte das Zittern der dünnen Eisenplatte, darauf sie stand. Ein wagerecht liegender Messingstab zog sich zum Schutze der großen Glasscheibe vor dem Schaufenster hin und einen Augenblick war es ihr, als ob sie, wie zu Beistand und Hilfe, nach dem Messingstab greifen müsse, sie hielt sich aber aufrecht und erst als sie sicher sein durfte, daß Beide weit genug fort waren, wandte sie sich wieder, um ihren Weg fortzusetzen. Sie tappte sich vorsichtig an den Häusern hin und eine kurze Strecke ging es. Aber bald war ihr doch, als ob ihr die Sinne schwänden, und kaum, daß sie die nächste nach dem Kanal hin abzweigende Querstraße erreicht hatte, so bog sie hier ein und trat in einen Vorgarten, dessen Gitterthür offen stand. Nur mit Mühe noch schleppte sie sich bis an eine kleine zu Veranda und Hochparterre hinauf führende Freitreppe, wenige Stufen, und setzte sich, einer Ohnmacht nah, auf eine derselben.

Als sie wieder erwachte, sah sie, daß ein halbwachsenes Mädchen, ein Grabscheit in der Hand, mit dem sie kleine Beete gegraben hatte, neben ihr stand und sie theilnahmvoll anblickte, während, von der Verandabrüstung aus, eine alte Kindermuhme

sie mit kaum geringerer Neugier musterte. Niemand war augenscheinlich zu Haus als das Kind und die Dienerin und Lene dankte beiden und erhob sich und schritt wieder auf die Pforte zu. Das halbwachsene Mädchen aber sah ihr traurig verwundert nach und es war fast, wie wenn in dem Kinderherzen eine erste Vorstellung von dem Leid des Lebens gedämmert hätte.

Lene war inzwischen, den Fahrdamm passirend, bis an den Kanal gekommen und ging jetzt unten an der Böschung entlang, wo sie sicher sein durfte, Niemandem zu begegnen. Von den Kähnen her blaffte dann und wann ein Spitz und ein dünner Rauch, weil Mittag war, stieg aus den kleinen Kajütenschornsteinen auf. Aber sie sah und hörte nichts oder war wenigstens ohne Bewußtsein dessen, was um sie her vorging, und erst als jenseits des Zoologischen die Häuser am Kanal hin aufhörten und die große Schleuse mit ihrem drüberwegschäumenden Wasser sichtbar wurde, blieb sie stehn und rang nach Luft. „Ach, wer weinen könnte.“ Und sie drückte die Hand gegen Brust und Herz.

* * *

Zu Hause traf sie die Mutter an ihrem alten Platz und setzte sich ihr gegenüber, ohne daß ein Wort oder Blick zwischen ihnen gewechselt worden

wäre. Mit einem Mal aber sah die Alte, deren Auge bis dahin immer in derselben Richtung gegangen war, von ihrem Herdfeuer auf und erschrak, als sie der Veränderung in Lenens Gesicht gewahr wurde.

„Lene, Kind, was hast Du? Lene, wie siehst Du nur aus?" Und so schwer beweglich sie sonsten war, heute machte sie sich im Umsehn von ihrer Fußbank los und suchte nach dem Krug, um die noch immer wie halbtodt Dasitzende mit Wasser zu besprengen. Aber der Krug war leer und so humpelte sie nach dem Flur und vom Flur nach Hof und Garten hinaus, um die gute Frau Dörr zu rufen, die gerade Goldlack und Jelänger-Jelieber abschnitt, um Marktsträuße daraus zu binden. Ihr Alter aber stand neben ihr und sagte: „Nimm nich wieder zu viel Strippe."

Frau Dörr, als sie das jämmerliche Rufen der alten Frau von fernher hörte, verfärbte sich und antwortete mit lauter Stimme: „Komme schon, Mutter Nimptsch, komme schon," und alles wegwerfend, was sie von Blumen und Bast in der Hand hatte, lief sie gleich auf das kleine Vorderhaus zu, weil sie sich sagte, daß da was los sein müsse.

„Richtig, dacht' ich's doch . . . Leneken." Und dabei rüttelte und schüttelte sie die nach wie vor

leblos Dasitzende, während die Alte langsam nachkam und über den Flur hinschlurrte.

„Wir müssen sie zu Bett bringen," rief Frau Dörr und die Nimptsch wollte selber mit anfassen. Aber so war das „wir" der stattlichen Frau Dörr nicht gemeint gewesen. „Ich mache so was allein, Mutter Nimptsch," und Lenen in ihre Arme nehmend, trug sie sie nebenan in die Kammer und deckte sie hier zu.

„So, Mutter Nimptsch. Nu 'ne heiße Stürze. Das kenn' ich, das kommt von's Blut. Erst 'ne Stürze un denn'n Ziegelstein an die Fußsohlen; aber grad untern Spann, da sitzt das Leben ... Wovon is es denn eigentlich? Is gewiß 'ne Alteration."

„Weiß nich. Sie hat nichts gesagt. Aber ich denke mir, daß sie'n vielleicht gesehn hat."

„Richtig. Das is es. Das kenn' ich ... Aber nu die Fenster zu un 'runter mit's Rollo ... Manche sind für Kampfer und Hoffmannstropfen, aber Kampfer schwächt so und is eigentlich blos für Motten. Nein, liebe Nimptschen, was 'ne Natur is un noch dazu solche junge, die muß sich immer selber helfen un darum bin ich für schwitzen. Aber orntlich. Un wovon kommt es? Von die Männer kommt es. Un doch hat man sie nöthig un braucht sie ... Na, sie kriegt ja schon wieder Farbe."

„Woll'n wir nich lieber nach'n Doktor schicken?"

„J, Jott bewahre. Die kutschiren jetzt 'rum un eh' einer kommt, is sie schon dreimal dod und lebendig."

Siebzehntes Kapitel.

Drittehalb Jahre waren seit jener Begegnung vergangen, während welcher Zeit sich manches in unserem Bekannten- und Freundeskreise verändert hatte, nur nicht in dem in der Landgrafenstraße.

Hier herrschte dieselbe gute Laune weiter, der Frohmuth der Flitterwochen war geblieben, und Käthe lachte nach wie vor. Was andere junge Frauen vielleicht betrübt hätte: daß das Paar einfach ein Paar blieb, wurde von Käthe keinen Augenblick schmerzlich empfunden. Sie lebte so gern und fand an Putz und Plaudern, an Reiten und Fahren ein so volles Genüge, daß sie vor einer Veränderung ihrer Häuslichkeit eher erschrak, als sie herbeiwünschte. Der Sinn für Familie, geschweige die Sehnsucht danach, war ihr noch nicht aufgegangen und als die Mama brieflich eine Bemerkung über diese Dinge

machte, schrieb Käthe ziemlich ketzerisch zurück: „Sorge Dich nicht, Mama. Botho's Bruder hat sich ja nun ebenfalls verlobt, in einem halben Jahr ist Hochzeit und ich überlass' es gern meiner zukünftigen Schwägerin, sich die Fortdauer des Hauses Rienäcker angelegen sein zu lassen.“

Botho sah es anders an, aber auch sein Glück wurde durch das, was fehlte, nicht sonderlich getrübt, und wenn ihn trotzdem von Zeit zu Zeit eine Mißstimmung anwandelte, so war es, wie schon damals auf seiner Dresdener Hochzeitsreise, vorwiegend darüber, daß mit Käthe wohl ein leidlich vernünftiges, aber durchaus kein ernstes Wort zu reden war. Sie war unterhaltlich und konnte sich mitunter bis zu glücklichen Einfällen steigern, aber auch das Beste, was sie sagte, war oberflächlich und „spielrig“, als ob sie der Fähigkeit entbehrt hätte, zwischen wichtigen und unwichtigen Dingen zu unterscheiden. Und was das Schlimmste war, sie betrachtete das alles als einen Vorzug, wußte sich was damit und dachte nicht daran, es abzulegen. „Aber, Käthe, Käthe,“ rief Botho dann wohl und ließ in diesem Zuruf etwas von Mißbilligung mit durchklingen, ihr glückliches Naturell aber wußt' ihn immer wieder zu entwaffnen, ja, so sehr, daß er sich mit dem Anspruch, den er erhob, fast pedantisch vorkam.

Lene mit ihrer Einfachheit, Wahrheit und Un-

redensartlichkeit stand ihm öfters vor der Seele, schwand aber ebenso rasch wieder hin und nur wenn Zufälligkeiten einen ganz bestimmten Vorfall in aller Lebendigkeit wieder in ihm wachriefen, kam ihm mit dieser größeren Lebendigkeit des Bildes auch wohl ein stärkeres Gefühl und mitunter selbst eine Verlegenheit.

Eine solche Zufälligkeit ereignete sich gleich im ersten Sommer, als das junge Paar, von einem Diner bei Graf Alten zurückgekehrt, auf dem Balkon saß und seinen Thee nahm. Käthe lag zurückgelehnt in ihrem Stuhl und ließ sich aus der Zeitung einen mit Zahlenangaben reichgespickten Artikel über Pfarr- und Stolgebühren vorlesen. Eigentlich verstand sie wenig davon, um so weniger als die vielen Zahlen sie störten, aber sie hörte doch ziemlich aufmerksam zu, weil alle märkischen Frölens ihre halbe Jugend „bei Predigers" zubringen und so den Pfarrhausinteressen ihre Theilnahme bewahren. So war es auch heut. Endlich brach der Abend herein und im selben Augenblicke wo's dunkelte, begann drüben im „Zoologischen" das Konzert und ein entzückender Strauß'scher Walzer klang herüber.

„Höre nur, Botho," sagte Käthe, sich aufrichtend, während sie voll Uebermuth hinzusetzte: „Komm, laß uns tanzen." Und ohne seine Zustimmung abzuwarten, zog sie ihn aus seinem Stuhl in die Höh'

und walzte mit ihm in das große Balkonzimmer hinein und in diesem noch ein paar Mal herum. Dann gab sie ihm einen Kuß und sagte, während sie sich an ihn schmiegte: „Weißt Du, Botho, so wundervoll hab' ich noch nie getanzt, auch nicht auf meinem ersten Ball, den ich noch bei der Zülow mitmachte, ja, daß ich's nur gestehe, noch eh ich eingesegnet war. Onkel Osten nahm mich auf seine Verantwortung mit und die Mama weiß es bis diesen Tag nicht. Aber selbst da war es nicht so schön wie heut. Und doch ist verbotene Furcht die schönste. Nicht wahr? Aber Du sagst ja nichts, Du bist ja verlegen, Botho. Sieh' so ertapp' ich Dich 'mal wieder."

Er wollte so gut es ging etwas sagen, aber sie ließ ihn nicht dazu kommen. „Ich glaube wirklich, Botho, meine Schwester Ine hat es Dir angethan und Du darfst mich nicht damit trösten wollen, sie sei noch ein halber Backfisch oder nicht weit darüber hinaus. Das sind immer die gefährlichsten. Ist es nicht so? Nun ich will nichts gesehen haben und ich gönn' es ihr und Dir. Aber auf alte, ganz alte Geschichten bin ich eifersüchtig, viel, viel eifersüchtiger als auf neue."

„Sonderbar," sagte Botho und versuchte zu lachen.

„Und doch am Ende nicht so sonderbar wie's

ausſieht," fuhr Käthe fort. „Sieh, neue Geſchichten hat man doch immer halb unter Augen und es muß ſchon ſchlimm kommen und ein wirklicher Meiſter-Verräther ſein, wenn man gar nichts merken und ſo reinweg betrogen werden ſoll. Aber alte Geſchichten, da hört alle Kontrolle auf, da kann es tauſend und drei geben und man weiß es kaum."

„Und was man nicht weiß . . ."

„Kann einen doch heiß machen. Aber laſſen wir's und lies mir lieber weiter aus Deiner Zeitung vor. Ich habe beſtändig an unſere Kluckhuhns denken müſſen und die gute Frau verſteht es nicht. Und der Aelteſte ſoll jetzt gerade ſtudiren."

* * *

Solche Geſchichten ereigneten ſich häufiger und beſchworen in Botho's Seele mit den alten Zeiten auch Lenens Bild herauf, aber ſie ſelbſt ſah er nicht, was ihm auffiel, weil er ja wußte, daß ſie halbe Nachbarn waren.

Es fiel ihm auf und wär' ihm doch leicht erklärlich geweſen, wenn er rechtzeitig in Erfahrung gebracht hätte, daß Frau Nimptſch und Lene gar nicht mehr an alter Stelle zu finden ſeien. Und doch war es ſo. Von dem Tag an, wo Lene dem jungen Paar in der Lützowſtraße begegnet war, hatte ſie der Alten erklärt, in der Dörr'ſchen Woh-

nung nicht mehr bleiben zu können, und als Mutter Nimptsch, die sonst nie widersprach, den Kopf geschüttelt und gewimmert und in einem fort auf den Herd hingewiesen hatte, hatte Lene gesagt: „Mutter, Du kennst mich doch. Ich werde Dir doch Deinen Herd und Dein Feuer nicht nehmen; Du sollst alles wieder haben; ich habe das Geld dazu gespart und wenn ich's nicht hätte, so wollt' ich arbeiten, bis es beisammen wär'. Aber hier müssen wir fort. Ich muß jeden Tag da vorbei, das halt' ich nicht aus, Mutter. Ich gönn' ihm sein Glück, ja mehr noch, ich freue mich, daß er's hat. Gott ist mein Zeuge, denn er war ein guter, lieber Mensch und hat mir zu Liebe gelebt und kein Hochmuth und keine Haberei. Und daß ich's rund heraus sage, trotzdem ich die feinen Herren nicht leiden kann, ein richtiger Edelmann, so recht einer, der das Herz auf dem rechten Flecke hat. Ja, mein einziger Botho, Du sollst glücklich sein, so glücklich wie Du's verdienst. Aber ich kann es nicht sehn, Mutter, ich muß weg hier, denn so wie ich zehn Schritte gehe, denk' ich, er steht vor mir. Und da bin ich in einem ewigen Zittern. Nein, nein, das geht nicht. Aber Deine Herdstelle sollst Du haben. Das versprech' ich Dir, ich, Deine Lene."

Nach diesem Gespräche war seitens der Alten aller Widerstand aufgegeben worden und auch Frau

Dörr hatte gesagt: „Versteht sich, ihr müßt ausziehen. Und dem alten Geizkragen, dem Dörr, dem gönn' ich's. Immer hat er mir was vorgebrummt, daß ihr zu billig einsäß't und daß nich die Steuer un die Repratur dabei 'raus käme. Nu mag er sich freuen, wenn ihm alles leer steht. Und so wird's kommen. Denn wer zieht denn in solchen Puppenkasten, wo jeder Kater ins Fenster kuckt un kein Gas nich un keine Wasserleitung. J, versteht sich, ihr habt ja vierteljährliche Kündigung und Ostern könnt ihr 'raus, da helfen ihm keine Sperenzchen. Und ich freue mich ordentlich; ja, Lene, so schlecht bin ich. Aber ich muß auch gleich für meine Schadenfreude bezahlen. Denn wenn Du weg bist, Kind, und die gute Frau Nimptsch mit ihrem Feuer und ihrem Theekessel und immer kochend Wasser, ja, Lene, was hab' ich denn noch? Doch blos ihn un Sultan und den dummen Jungen, der immer dummer wird. Un sonst keinen Menschen nich. Un wenn's denn kalt wird und Schnee fällt, is es mitunter zum kattol'sch werden vor lauter Stillsitzen und Einsamkeit."

Das waren so die ersten Verhandlungen gewesen, als der Umzugsplan in Lene feststand, und als Ostern herankam, war wirklich ein Möbelwagen vorgefahren, um aufzuladen, was an Habseligkeiten da war. Der alte Dörr hatte sich bis zuletzt über-

raschend gut benommen und nach erfolgtem feierlichen Abschiede war Frau Nimptsch in eine Droschke gepackt und mit ihrem Eichkätzchen und Stieglitz bis an das Luisen-Ufer gefahren worden, wo Lene, drei Treppen hoch, eine kleine Prachtwohnung gemiethet und nicht nur ein paar neue Möbeln angeschafft, sondern, in Erinnerung an ihr Versprechen, vor allem auch für einen an den großen Vorderzimmer-Ofen angebauten Kamin gesorgt hatte. Seitens des Wirths waren anfänglich allerlei Schwierigkeiten gemacht worden, „weil solch Vorbau den Ofen ruinire." Lene hatte jedoch unter Angabe der Gründe darauf bestanden, was dem Wirth, einem alten braven Tischlermeister, dem so was gefiel, einen großen Eindruck gemacht und ihn zum Nachgeben bestimmt hatte.

Beide wohnten nun ziemlich ebenso, wie sie vordem im Dörr'schen Gartenhause gewohnt hatten, nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt 3 Treppen hoch saßen und statt auf die phantastischen Thürme des Elephantenhauses auf die hübsche Kuppel der Michaelskirche sahen. Ja, der Blick, dessen sie sich erfreuten, war entzückend und so schön und frei, daß er selbst auf die Lebensgewohnheiten der alten Nimptsch einen Einfluß gewann und sie bestimmte, nicht mehr blos auf der Fußbank am Feuer, sondern, wenn die Sonne schien, auch am offenen Fenster zu sitzen,

wo Lene für einen Tritt gesorgt hatte. Das alles that der alten Frau Nimptsch ungemein wohl und half ihr auch gesundheitlich auf, so daß sie, seit dem Wohnungswechsel, weniger an Reißen litt als draußen in dem Dörr'schen Gartenhause, das, so poetisch es lag, nicht viel besser als ein Keller gewesen war.

Im Uebrigen verging keine Woche, wo nicht, trotz des endlos weiten Weges, Frau Dörr vom „Zoologischen" her am Luisen-Ufer erschienen wäre, blos „um zu sehen, wie's stehe." Sie sprach dann, nach Art aller Berliner Ehefrauen, ausschließlich von ihrem Manne, dabei regelmäßig einen Ton anschlagend, als ob die Verheirathung mit ihm eine der schwersten Mesalliancen und eigentlich etwas halb Unerklärliches gewesen wäre. In Wahrheit aber stand es so, daß sie sich nicht nur äußerst behaglich und zufrieden fühlte, sondern sich auch freute, daß Dörr gerade so war wie er war. Denn sie hatte nur Vortheile davon, einmal den, beständig reicher zu werden, und nebenher den zweiten, ihr ebenso wichtigen, ohne jede Gefahr vor Aenderung und Vermögens-Einbuße sich unausgesetzt über den alten Geizfragen erheben und ihm Vorhaltungen über seine niedrige Gesinnung machen zu können. Ja, Dörr war das Hauptthema bei diesen Gesprächen und Lene, wenn sie nicht bei Goldstein's oder sonst wo in der Stadt war, lachte jedesmal herzlich mit

und um so herzlicher, als sie sich, ebenso wie die Nimptsch, seit dem Umzuge sichtlich erholt hatte. Das Einrichten, Anschaffen und Instandsetzen hatte sie, wie sich denken läßt, von Anfang an von ihren Betrachtungen abgezogen und was noch wichtiger und für ihre Gesundheit und Erholung erst recht von Vortheil gewesen war, war das, daß sie nun keine Furcht mehr vor einer Begegnung mit Botho zu haben brauchte. Wer kam nach dem Luisen-Ufer? Botho gewiß nicht. All das vereinigte sich, sie vergleichsweise wieder frisch und munter erscheinen zu lassen, und nur Eines war geblieben, das auch äußerlich an zurückliegende Kämpfe gemahnte: mitten durch ihr Scheitelhaar zog sich eine weiße Strähne. Mutter Nimptsch hatte kein Auge dafür oder machte nicht viel davon, die Dörr aber, die nach ihrer Art mit der Mode ging und vor allem ungemein stolz auf ihren ächten Zopf war, sah die weiße Strähne gleich und sagte zu Lene: „Jott, Lene. Un grade links. Aber natürlich . . . da sitzt es ja . . . links muß es ja sein."

Es war bald nach dem Umzuge, daß dies Gespräch geführt wurde. Sonst geschah im Allgemeinen weder Botho's noch der alten Zeiten Erwähnung, was einfach darin seinen Grund hatte, daß Lene, wenn die Plauderei speziell diesem Thema sich zuwandte, jedesmal rasch abbrach oder auch wohl aus

dem Zimmer ging. Das hatte sich die Dörr, als es mal auf mal wiederkehrte, gemerkt und so schwieg sie denn über Dinge, von denen man ganz ersichtlich weder reden noch hören wollte. So ging es ein Jahr lang und als das Jahr um war, war noch ein anderer Grund da, der es nicht räthlich erscheinen ließ, auf die alten Geschichten zurück zu kommen. Nebenan nämlich war, Wand an Wand mit der Nimptsch, ein Miether eingezogen, der, von Anfang an auf gute Nachbarschaft haltend, bald noch mehr als ein guter Nachbar zu werden versprach. Er kam jeden Abend und plauderte, so daß es mitunter an die Zeiten erinnerte, wo Dörr auf seinem Schemel gesessen und seine Pfeife geraucht hatte, nur daß der neue Nachbar in vielen Stücken doch anders war: ein ordentlicher und gebildeter Mann, von nicht gerade feinen, aber sehr anständigen Manieren, dabei guter Unterhalter, der, wenn Lene mit zugegen war, von allerlei städtischen Angelegenheiten, von Schulen, Gasanstalten und Kanalisation und mitunter auch von seinen Reisen zu sprechen wußte. Traf es sich, daß er mit der Alten allein war, so verdroß ihn auch das nicht, und er spielte dann Tod und Leben mit ihr oder Dambrett oder half ihr auch wohl eine Patience legen, trotzdem er eigentlich alle Karten verabscheute. Denn er war ein Konventikler und hatte, nachdem er erst bei den Menoniten und dann

später bei den Irvingianern eine Rolle gespielt hatte, neuerdings eine selbständige Sekte gestiftet.

Wie sich denken läßt, erregte dies alles die höchste Neugier der Frau Dörr, die denn auch nicht müde wurde, Fragen zu stellen und Anspielungen zu machen, aber immer nur, wenn Lene wirthschaftlich zu thun oder in der Stadt allerlei Besorgungen hatte. „Sagen Sie, liebe Frau Nimptsch, was is er denn eigentlich? Ich habe nachgeschlagen, aber er steht noch nich drin; Dörr hat blos immer den vorjährigen. Franke heißt er?"

„Ja, Franke."

„Franke. Da war mal einer in der Ohmgasse, Großböttchermeister, und hatte blos ein Auge; das heißt, das andre war auch noch da, man blos ganz weiß und sah eigentlich aus wie 'ne Fischblase. Un wovon war es? Ein Reifen, als er ihn umlegen wollte, war abgesprungen und mit der Spitze grad' ins Auge. Davon war es. Ob er von da herstammt?"

„Nein, Frau Dörr, er is gar nich von hier. Er is aus Bremen."

„Ach so. Na denn is es ja ganz natürlich."

Frau Nimptsch nickte zustimmend, ohne sich über diese Natürlichkeitsversicherung weiter aufklären zu lassen, und fuhr ihrerseits fort: „Un von Bremen bis Amerika dauert blos 14 Tage. Da ging er hin.

Un er war so was wie Klempner oder Schlosser oder Maschinenarbeiter, aber als er sah, daß es nich ging, wurd er Doktor und zog 'rum mit lauter kleine Flaschen und soll auch gepredigt haben. Un weil er so gut predigte, wurd' er angestellt bei … Ja, nun hab' ich es wieder vergessen. Aber es sollen lauter sehr fromme Leute sein und auch sehr anständige."

„Herr Du meine Güte," sagte Frau Dörr. „Er wird doch nich … Jott, wie heißen sie doch, die so viele Frauen haben, immer gleich sechs oder sieben und manche noch mehre … Ich weiß nich was sie mit so viele machen."

Es war ein Thema, wie geschaffen für Frau Dörr. Aber die Nimptsch beruhigte die Freundin und sagte: „Nein, liebe Dörr, es is doch anders. Ich hab' erst auch so was gedacht, aber da hat er gelacht und gesagt: „I bewahre, Frau Nimptsch. Ich bin Junggesell. Und wenn ich mich verheirathe, da denk' ich mir, eine ist grade genug."

„Na, da fällt mir ein Stein vom Herzen," sagte die Dörr. „Und wie kam es denn nachher?" Ich meine drüben in Amerika."

„Nu, nachher kam es ganz gut und dauerte gar nich lange, so war ihm geholfen. Denn was die Frommen sind, die helfen sich immer untereinander. Und hatte wieder Kundschaft gekriegt und auch sein

altes Metier wieder. Und das hat er noch und is in einer großen Fabrik hier in der Köpnicker Straße, wo sie kleine Röhren machen und Brenner und Hähne und alles, was sie für den Gas brauchen. Und er ist da der Oberste, so wie Zimmer- oder Mauerpolier un hat wohl hundert unter sich. Un is ein sehr reputierlicher Mann mit Zylinder un schwarze Handschuh. Un hat auch ein gutes Gehalt."

„Un Lene?"

„Nu, Lene, die nähm' ihn schon. Und warum auch nich? Aber sie kann ja den Mund nich halten und wenn er kommt und ihr was sagt, dann wird sie ihm alles erzählen, all die alten Geschichten, erst die mit Kuhlwein (un is doch nu schon so lang, als wär's eigentlich gar nich gewesen) und denn die mit dem Baron. Und Franke, müssen Sie wissen, ist ein feiner un anständiger Mann, un eigentlich schon ein Herr."

„Wir müssen es ihr ausreden. Er braucht ja nich alles zu wissen; wozu denn? wir wissen ja auch nich alles."

„Woll, woll. Aber die Lene . . ."

Achtzehntes Kapitel.

Nun war Juni 78. Frau von Rienäcker und Frau von Sellenthin waren den Mai über auf Besuch bei dem jungen Paare gewesen und Mutter und Schwiegermutter, die sich mit jedem Tage mehr einredeten, ihre Käthe blasser, blutloser und matter als sonst vorgefunden zu haben, hatten, wie sich denken läßt, nicht aufgehört, auf einen Spezialarzt zu dringen, mit dessen Hilfe, nach beiläufig sehr kostspieligen gynäkologischen Untersuchungen, eine vierwöchentliche Schlangenbader Kur als vorläufig unerläßlich festgesetzt worden war. Schwalbach könne dann folgen. Käthe hatte gelacht und nichts davon wissen wollen, am wenigsten von Schlangenbad, „es sei so 'was Unheimliches in dem Namen und sie fühle schon die Viper an der Brust," aber schließlich hatte sie nachgegeben und in den

nun beginnenden Reisevorbereitungen eine Befriedigung gefunden, die größer war als die, die sie sich von der Kur versprach. Sie fuhr täglich in die Stadt, um Einkäufe zu machen, und wurde nicht müde zu versichern, wie sie jetzt erst das so hoch in Gunst und Geltung stehende „shopping“ der englischen Damen begreifen lerne; so von Laden zu Laden zu wandern und immer hübsche Sachen und höfliche Menschen zu finden, das sei doch wirklich ein Vergnügen und lehrreich dazu, weil man so vieles sehe, was man gar nicht kenne, ja, wovon man bis dahin nicht einmal den Namen gehört hätte. Botho nahm in der Regel an diesen Gängen und Ausfahrten Theil und ehe die letzte Juniwoche heran war, war die halbe Rienäcker'sche Wohnung in eine kleine Ausstellung von Reiseeffekten umgewandelt: ein Riesenkoffer mit Messingbeschlag, den Botho, nicht ganz mit Unrecht, den Sarg seines Vermögens nannte, leitete den Reigen ein, dann kamen zwei kleinere von Juchtenleder, sammt Taschen, Decken und Kissen, und über das Sopha hin ausgebreitet lag die Reisegarderobe mit einem Staubmantel obenan und einem Paar wundervoller dicksohliger Schnürstiefel, als ob es sich um irgend eine Gletscherpartie gehandelt hätte.

Den 24. Juni, Johannistag, sollte die Reise beginnen, aber am Tage vorher wollte Käthe den

cercle intime noch einmal um sich versammeln und so waren denn Wedell und ein junger Osten und selbstverständlich auch Pitt und Serge zu verhältnißmäßig früher Stunde geladen worden. Dazu Käthe's besonderer Liebling Balafré, der, bei Mars la Tour, damals noch als „Halberstädter", die große Attacke mitgeritten und wegen eines wahren Prachthiebes schräg über Stirn und Backe seinen Beinamen erhalten hatte.

Käthe saß zwischen Wedell und Balafré und sah nicht aus, als ob sie Schlangenbads oder irgend einer Badekur der Welt besonders bedürftig sei, sie hatte Farbe, lachte, that hundert Fragen und begnügte sich, wenn der Gefragte zu sprechen anhob, mit einem Minimum von Antwort. Eigentlich führte sie das Wort und keiner nahm Anstoß daran, weil sie die Kunst des gefälligen Nichtssagens mit einer wahren Meisterschaft übte. Balafré fragte, wie sie sich ihr Leben in den Kurtagen denke? Schlangenbad sei nicht blos wegen seiner Heilwunder, sondern viel viel mehr noch wegen seiner Langenweile berühmt und vier Wochen Bade-Langeweile seien selbst unter den günstigsten Kurverhältnissen etwas viel."

„O, lieber Balafré," sagte Käthe, „Sie dürfen mich nicht ängstigen und würden es auch nicht, wenn Sie wüßten, wie viel Botho für mich gethan

hat. Er hat mir nämlich acht Bände Novellen als freilich unterste Schicht in den Koffer gelegt und damit sich meine Phantasie nicht kurwidrig erhitze, hat er gleich noch ein Buch über künstliche Fischzucht mitzugethan."

Balafré lachte.

„Ja, Sie lachen, lieber Freund, und wissen doch erst die kleinere Hälfte, die Haupthälfte (Botho thut nämlich nichts ohne Grund und Ursache) ist seine Motivirung. Es war natürlich blos Scherz, was ich da vorhin von meiner mit Hilfe der Fischzuchtsbroschüre nicht zu schädigenden Phantasie sagte, das Ernste von der Sache lief darauf hinaus, ich müsse dergleichen, die Broschüre nämlich, endlich lesen und zwar aus Lokalpatriotismus, denn die Neumark, unsere gemeinsame glückliche Heimath, sei seit Jahr und Tag schon die Brut- und Geburtsstätte der künstlichen Fischzucht und wenn ich von diesem national-ökonomisch so wichtigen neuen Ernährungsfaktor nichts wüßte, so dürft' ich mich jenseits der Oder im Landsberger Kreise gar nicht mehr sehen lassen, am allerwenigsten aber in Berneuchen, bei meinem Vetter Borne."

Botho wollte das Wort nehmen, aber sie schnitt es ihm ab und fuhr fort: „Ich weiß, was Du sagen willst und daß es wenigstens mit den acht Novellen nur so für alle Fälle sei. Gewiß, gewiß.

Du bist immer so schrecklich vorsichtig. Aber ich denke, „alle Fälle" sollen gar nicht kommen. Ich hatte nämlich gestern noch einen Brief von meiner Schwester Ine, die mir schrieb, Anna Grävenitz sei seit acht Tagen auch da. Sie kennen Sie ja, Wedell, eine geborene Rohr, charmante Blondine, mit der ich bei der alten Zülow in Pension und sogar in derselben Klasse war. Und ich entsinne mich noch, wie wir unsern vergötterten Felix Bachmann gemeinschaftlich anschwärmten und sogar Verse machten, bis die gute alte Zülow sagte, sie verbäte sich solchen Unsinn. Und Elly Winterfeld, wie mir Ine schreibt, käme wahrscheinlich auch. Und nun sag' ich mir, in Gesellschaft von zwei reizenden jungen Frauen — und ich als Dritte, wenn auch mit den beiden andern gar nicht zu vergleichen — in so guter Gesellschaft, sag' ich, muß man doch am Ende leben können. Nicht wahr, lieber Balafré?"

Dieser verneigte sich unter einem grotesken Mienenspiel, das in allem, nur nicht hinsichtlich eines von ihr selbst versicherten Zurückstehens gegen irgend wen sonst in der Welt, seine Zustimmung ausdrücken sollte, nahm aber nichts desto weniger sein ursprüngliches Examen wieder auf und sagte: „Wenn ich Details hören könnte, meine Gnädigste! Das Einzelne, so zu sagen die Minute bestimmt

unser Glück und Unglück. Und der Tag hat der Minuten so viele."

„Nun, ich denk' es mir so. Jeden Morgen Briefe. Dann Promenaden-Konzert und Spaziergang mit den zwei Damen, am liebsten in einer verschwiegenen Allee. Da setzen wir uns dann und lesen uns die Briefe vor, die wir doch hoffentlich erhalten werden, und lachen, wenn er zärtlich schreibt und sagen „ja, ja". Und dann kommt das Bad und nach dem Bade die Toilette, natürlich mit Sorglichkeit und Liebe, was doch in Schlangenbad nicht ununterhaltlicher sein kann als in Berlin. Eher das Gegentheil. Und dann gehen wir zu Tisch und haben einen alten General zur Rechten und einen reichen Industriellen zur Linken und für Industrielle hab' ich von Jugend an eine Passion gehabt. Eine Passion, deren ich mich recht schäme. Denn entweder haben sie neue Panzerplatten erfunden oder unterseeische Telegraphen gelegt oder einen Tunnel gebohrt oder eine Kletter-Eisenbahn angelegt. Und dabei, was ich auch nicht verachte, sind sie reich. Und nach Tische Lesezimmer und Kaffee bei heruntergelassenen Jalousieen, so daß einem die Schatten und Lichter immer auf der Zeitung umhertanzen. Und dann Spaziergang Und vielleicht, wenn wir Glück haben, haben sich sogar ein paar Frankfurter oder Mainzer Kavaliere

herüber verirrt und reiten neben dem Wagen her und das muß ich Ihnen sagen, meine Herren, gegen Husaren, gleichviel ob roth oder blau, kommen Sie nicht auf und von meinem militärischen Standpunkt aus ist und bleibt es ein entschiedener Fehler, daß man die Garde-Dragoner verdoppelt, aber die Garde-Husaren so zu sagen einfach gelassen hat. Und noch unbegreiflicher ist es mir, daß man sie drüben läßt. So was Apartes gehört in die Hauptstadt."

Botho, den das enorme Sprechtalent seiner Frau zu geniren anfing, suchte durch kleine Schraubereien ihrer Schwatzhaftigkeit Einhalt zu thun. Aber seine Gäste waren viel unkritischer als er, ja erheiterten sich mehr denn je über die „reizende kleine Frau" und Balafré, der in Käthebewunderung obenan stand, sagte: „Rienäcker, wenn Sie noch ein Wort gegen Ihre Frau sagen, so sind Sie des Todes. Meine Gnädigste, was dieser Oger von Ehemann nur überhaupt will? was er nur krittelt? Ich weiß es nicht. Und am Ende muß ich gar glauben, daß er sich in seiner Schwerenkavallerie-Ehre gekränkt fühlt und Pardon wegen der Wortspielerei lediglich um seines Harnisch willen in Harnisch geräth. Rienäcker, ich beschwöre Sie! Wenn ich solche Frau hätte wie Sie, so wäre mir jede Laune Befehl, und wenn mich die Gnädigste

zum Husaren machen wollte, nun so würd' ich schlankweg Husar und damit Basta. Soviel aber weiß ich gewiß und möchte Leben und Ehre darauf verwetten, wenn Seine Majestät solche beredten Worte hören könnte, so hätten die Garde-Husaren drüben keine ruhige Stunde mehr, lägen morgen schon in Marschquartier in Zehlendorf und rückten übermorgen durchs Brandenburger Thor hier ein. O dies Haus Sellenthin, das ich, die Gelegenheit beim Schopf ergreifend, in diesem ersten Toaste zum ersten, zum zweiten und zum dritten Male leben lasse! Warum haben Sie keine Schwester mehr, meine Gnädigste? Warum hat sich Fräulein Ine bereits verlobt? Vor der Zeit und jedenfalls mir zum Tort."

Käthe war glücklich über derlei kleine Huldigungen und versicherte, daß sie, trotz Ine, die nun freilich rettungslos für ihn verloren sei, alles thun wolle, was sich thun lasse, wiewohl sie recht gut wisse, daß er, als ein unverbesserlicher Junggeselle, nur blos so rede. Gleich danach aber ließ sie die Neckerei mit Balafré fallen und nahm das Reisegespräch wieder auf, am eingehendsten das Thema, wie sie sich die Korrespondenz eigentlich denke. Sie hoffe, wie sie nur wiederholen könne, jeden Tag einen Brief zu empfangen, das sei nun mal Pflicht eines zärtlichen Gatten, werd' es aber ihrerseits an

sich kommen lassen und nur am ersten Tage von Station zu Station ein Lebenszeichen geben. Dieser Vorschlag fand Beifall, sogar bei Rienäcker, und wurde nur schließlich dahin abgeändert, daß sie zwar auf jeder Hauptstation bis Köln hin, über das sie trotz des Umwegs ihre Route nahm, eine Karte schreiben, alle ihre Karten aber, so viel oder so wenig ihrer sein möchten, in ein gemeinschaftliches Couvert stecken solle. Das habe dann den Vorzug, daß sie sich ohne Furcht vor Postexpedienten und Briefträgern über ihre Reisegenossen in aller Ungenirtheit aussprechen könne.

Nach dem Diner nahm man draußen auf dem Balkon den Kaffee, bei welcher Gelegenheit sich Käthe, nachdem sie sich eine Weile gesträubt, in ihrem Reisecostüm: in Rembrandthut und Staubmantel sammt umgehängter Reisetasche präsentirte. Sie sah reizend aus. Balafré war entzückter denn je und bat sie, nicht allzu sehr überrascht sein zu wollen, wenn sie ihn am andern Morgen, ängstlich in eine Kupee-Ecke gedrückt, als Reise-Cavalier vorfinden sollte.

„Vorausgesetzt, daß er Urlaub kriegt," lachte Pitt.

„Oder desertirt," setzte Serge hinzu, „was den Huldigungsakt freilich erst vollkommen machen würde."

So ging die Plauderei noch eine Weile. Dann verabschiedete man sich bei den liebenswürdigen Wirthen und kam überein, bis zur Lützowplatzbrücke zusammen zu bleiben. Hier aber theilte man sich in zwei Parteien und während Balafré sammt Wedell und Osten am Kanal hin weiter schlenderten, gingen Pitt und Serge, die noch zu Kroll wollten auf den Thiergarten zu.

„Reizendes Geschöpf, diese Käthe," sagte Serge. „Rienäcker wirkt etwas prosaisch daneben und mitunter sieht er so sauertöpfisch und neunmalweise drein, als ob er die kleine Frau, die bei Lichte besehn eigentlich klüger ist als er, vor aller Welt entschuldigen müsse."

Pitt schwieg.

„Und was sie nur in Schwalbach oder Schlangenbad soll?" fuhr Serge fort. „Es hilft doch nichts. Und wenn es hilft, ist es meist eine sehr sonderbare Hilfe."

Pitt sah ihn von der Seite her an. „Ich finde, Serge, Du russifizirst Dich immer mehr oder was dasselbe sagen will, wächst Dich immer mehr in Deinen Namen hinein."

„Immer noch nicht genug. Aber Scherz bei Seite, Freund, eines ist Ernst in der Sache: Rienäcker ärgert mich. Was hat er gegen die reizende kleine Frau. Weißt Du's?"

„Ja."

„Nun?"

„She is rather a little silly. Oder wenn Du's deutsch hören willst: sie dalbert ein bischen. Jedenfalls ihm zu viel."

Neunzehntes Kapitel.

Käthe zog zwischen Berlin und Potsdam schon die gelben Vorhänge vor ihr Kupeefenster, um Schutz gegen die beständig stärker werdende Blendung zu haben, am Luisenufer aber waren an demselben Tage keine Vorhänge herabgelassen und die Vormittagssonne schien hell in die Fenster der Frau Nimptsch und füllte die ganze Stube mit Licht. Nur der Hintergrund lag im Schatten und hier stand ein altmodisches Bett mit hoch aufgethürmten und roth- und weißkarrirten Kissen, an die Frau Nimptsch sich lehnte. Sie saß mehr als sie lag, denn sie hatte Wasser in der Brust und litt heftig an asthmatischen Beschwerden. Immer wieder wandte sie den Kopf nach dem einen offenstehenden Fenster, aber doch noch häufiger nach dem Kaminofen, auf dessen Herdstelle heute kein Feuer brannte.

Lene saß neben ihr, ihre Hand haltend, und als sie sah, daß der Blick der Alten immer in derselben Richtung ging, sagte sie: „Soll ich ein Feuer machen, Mutter? Ich dachte, weil Du liegst und die Bettwärme hast und weil es so heiß ist ..."

Die Alte sagte nichts, aber es kam Lenen doch so vor, als ob sie's wohl gern hätte. So ging sie denn hin und bückte sich und machte ein Feuer.

Als sie wieder an's Bett kam, lächelte die Alte zufrieden und sagte: „Ja, Lene, heiß ist es. Aber Du weißt ja, ich muß es immer sehn. Und wenn ich es nicht sehe, dann denk' ich, es ist alles aus und kein Leben und kein Funke mehr. Und man hat doch so seine Angst hier ..."

Und dabei wies sie nach Brust und Herz.

„Ach, Mutter, Du denkst immer gleich an Sterben. Und ist doch so oft schon vorüber gegangen."

„Ja, Kind, oft is es vorüber gegangen, aber mal kommt es und mit 70 da kann es jeden Tag kommen. Weißt Du, mache das andere Fenster auch noch auf, dann is mehr Luft hier und das Feuer brennt besser. Sieh doch blos, es will nicht mehr recht, es raucht so ..."

„Das macht die Sonne, die grade drauf steht..."

„Und dann gieb mir von den grünen Tropfen, die mir die Dörr gebracht hat. Ein bischen hilft es doch immer."

Lene that wie geheißen und der Kranken, als sie die Tropfen genommen hatte, schien wirklich etwas besser und leichter ums Herz zu werden. Sie stemmte die Hand aufs Bett und schob sich höher hinauf, und als ihr Lene noch ein Kissen ins Kreuz gestopft hatte, sagte sie: „War Franke schon hier?"

„Ja; gleich heute früh. Er fragt immer, eh' er in die Fabrik geht."

„Is ein sehr guter Mann."

„Ja, das ist er."

„Und mit das Conventikelsche ..."

„... Wird es so schlimm nicht sein. Und ich glaube beinah, daß er seine guten Grundsätze da her hat. Glaubst Du nicht auch?"

Die Alte lächelte. „Nein, Lene, die kommen vom lieben Gott. Und der eine hat sie un der andre hat sie nicht. Ich glaube nich recht ans lernen un erziehen ... Und hat er noch nichts gesagt?"

„Ja, gestern Abend."

„Un was hast Du ihm geantwortet?"

„Ich hab' ihm geantwortet, daß ich ihn nehmen wolle, weil ich ihn für einen ehrlichen und zuverlässigen Mann hielte, der nicht blos für mich, sondern auch für Dich sorgen würde ..."

Die Alte nickte zustimmend.

„Und," fuhr Lene fort „als ich das so gesagt hatte, nahm er meine Hand und rief in guter Laune:

„Na, Lene, denn also abgemacht!“ Ich aber schüttelte den Kopf und sagte, daß das so schnell nicht ginge, denn ich hätt ihm noch was zu bekennen. Und als er fragte was, erzählt' ich ihm, ich hätte zweimal ein Verhältniß gehabt: erst ... na, Du weißt ja, Mutter ... und den ersten hätt' ich ganz gern gehabt und den andern hätt' ich sehr geliebt und mein Herz hinge noch an ihm. Aber er sei jetzt glücklich verheirathet und ich hätt' ihn nie wiedergesehen, außer ein einzig Mal, und ich wollt' ihn auch nicht wiedersehn. Ihm aber, der es so gut mit uns meine, hätt' ich das alles sagen müssen, weil ich keinen und am wenigsten ihn hintergehen wolle ...“

„Jott, Jott,“ weimerte die Alte dazwischen.

„... Und gleich danach ist er aufgestanden und in seine Wohnung 'rüber gegangen. Aber er war nicht böse, was ich ganz deutlich sehen konnte. Nur litt er's nicht, als ich ihn, wie sonst, bis an die Flurthür bringen wollte.“

Frau Nimptsch war ersichtlich in Angst und Unruhe, wobei sich freilich nicht recht erkennen ließ, ob es um des eben Gehörten willen oder aus Athemnoth war. Es schien aber fast das Letztre, denn mit einem Male sagte sie: „Lene, Kind, ich liege nicht hoch genug. Du mußt mir noch das Gesangbuch unterlegen.“

Lene widersprach nicht, ging vielmehr und holte

das Gesangbuch. Als sie's aber brachte, sagte die Alte: „Nein, nich das, das ist das neue. Das alte will ich, das dicke mit den zwei Klappen.“ Und erst als Lene mit dem dicken Gesangbuche wieder da war, fuhr die Alte fort: „Das hab' ich meiner Mutter selig auch holen müssen und war noch ein halbes Kind damals und meine Mutter noch keine fuffzig und saß ihr auch hier und konnte keine Luft kriegen und die großen Angstaugen kuckten mich immer so an. Als ich ihr aber das Porst'sche, das sie bei der Einsegnung gehabt, unterschob, da wurde sie ganz still und ist ruhig eingeschlafen. Und das möcht' ich auch. Ach, Lene. Der Tod ist es nich . . . Aber das Sterben . . . So, so. Ah, das hilft.“

Lene weinte still vor sich hin und weil sie nun wohl sah, daß der guten alten Frau letzte Stunde nahe sei, schickte sie zu Frau Dörr und ließ sagen, „es stehe schlecht und ob Frau Dörr nicht kommen wolle“. Die ließ denn auch zurück sagen, „ja, sie werde kommen . . .“, und um die sechste Stunde kam sie wirklich mit Lärm und Trara, weil Leisesein, auch bei Kranken, nicht ihre Sache war. Sie stappfte nur so durch die Stube hin, daß alles schütterte und klirrte, was auf und neben dem Herde lag, und dabei verklagte sie Dörr, der immer grad' in der Stadt sei, wenn er mal zu Hause sein solle, und immer zu Hause wär', wenn sie ihn zum Kuckuck

wünsche." Dabei hatte sie der Kranken die Hand gedrückt und Lene gefragt, „ob sie denn auch tüchtig von den Tropfen eingegeben habe?"

„Ja."

„Wie viel denn?"

„Fünf ... fünf alle zwei Stunden."

Das sei zu wenig, hatte die Dörr darauf versichert und unter Auskramung ihrer gesammten medizinischen Kenntniß hinzugesetzt: „sie habe die Tropfen 14 Tage lang in der Sonne ziehn lassen und wenn man sie richtig einnehme, so ginge das Wasser weg wie mit 'ner Plumpe. Der alte Selke drüben im Zoologischen sei schon wie 'ne Tonne gewesen und habe schon ein Vierteljahr lang keinen Bettzippel mehr gesehn, immer aufrecht in'n Stuhl un alle Fenster weit aufgerissen, als er aber vier Tage lang die Tropfen genommen, sei's gewesen, wie wenn man auf eine Schweinsblase drücke: hast Du nich gesehn, alles 'raus un wieder lapp un schlapp."

Unter diesen Worten hatte die robuste Frau der alten Nimptsch eine doppelte Portion von ihrem Fingerhut eingezwungen.

Lene, die bei dieser energischen Hilfe von einer doppelten und nur zu berechtigten Angst befallen wurde, nahm ihr Tuch und schickte sich an, einen

Arzt zu holen. Und die Dörr, die sonst immer gegen die Doktors war, hatte diesmal nichts dagegen.

„Geh," sagte sie, „sie kann's nicht lange mehr machen. Kuck' blos mal hier (und sie wies auf die Nasenflügel), da sitzt der Tod."

Lene ging; aber sie konnte den Michaelkirchplatz noch kaum erreicht haben, als die bis dahin in einem Halbschlummer gelegene Alte sich aufrichtete und nach ihr rief: „Lene . . ."

„Lene is nich da."

„Wer is denn da?"

„Ich, Mutter Nimptsch. Ich, Frau Dörr."

„Ach, Frau Dörr, das is recht. So, hierher; hier auf die Hutsche."

Frau Dörr, gar nicht gewöhnt, sich kommandiren zu lassen, schüttelte sich ein wenig, war aber doch zu gutmüthig, um dem Kommando nicht nachzukommen. Und so setzte sie sich denn auf die Fußbank.

Und sieh da, im selben Augenblick begann auch die alte Frau schon: „Ich will einen gelben Sarg haben un blauen Beschlag. Aber nich zu viel . . ."

„Gut, Frau Nimptsch."

„Un ich will auf'n neuen Jakobikirchhof liegen, hinter'n Rollkrug un ganz weit weg nach Britz zu."

„Gut, Frau Nimptsch."

„Und gespart hab' ich alles dazu, schon vordem,

als ich noch sparen konnte. Un es liegt in der oberſten Schublade. Un da liegt auch das Hemd un das Kamiſol und ein Paar weiße Strümpfe mit N. Und dazwiſchen liegt es."

„Gut, Frau Nimptſch. Es ſoll alles geſchehn, wie Sie geſagt haben. Und is ſonſt noch was?"

Aber die Alte ſchien von Frau Dörr's Frage nichts mehr gehört zu haben und ohne Antwort zu geben, faltete ſie blos die Hände, ſah mit einem frommen und freundlichen Ausdruck zur Decke hinauf und betete: „Lieber Gott im Himmel, nimm ſie in Deinen Schutz und vergilt ihr alles, was ſie mir alten Frau gethan hat."

„Ah, die Lene," ſagte Frau Dörr vor ſich hin und ſetzte dann hinzu: „Das wird der liebe Gott auch, Frau Nimptſch, den kenn' ich und habe noch keine verkommen ſehn, die ſo war wie die Lene und ſolch' Herz und ſolche Hand hatte."

Die Alte nickte und ein freundlich Bild ſtand ſichtlich vor ihrer Seele.

So vergingen Minuten und als Lene zurückkam und vom Flur her an die Korridorthür klopfte, ſaß Frau Dörr noch immer auf der Fußbank und hielt die Hand ihrer alten Freundin. Und jetzt erſt wo ſie das Klopfen draußen hörte, ließ ſie die Hand los und ſtand auf und öffnete.

Lene war noch außer Athem. „Er ist gleich hier . . . er wird gleich kommen.“

Aber die Dörr sagte nur: „Jott, die Doktors“ und wies auf die Todte.

Zwanzigstes Kapitel.

Käthe's erster Reisebrief war in Köln auf die Post gegeben und traf, wie versprochen, am andern Morgen in Berlin ein. Die gleich mitgegebene Adresse rührte noch von Botho her, der jetzt, lächelnd und in guter Laune, den sich etwas fest anfühlenden Brief in Händen hielt. Wirklich, es waren drei mit blassem Bleistift und auf beiden Seiten beschriebene Karten in das Kuvert gesteckt worden, alle schwer lesbar, so daß Rienäcker auf den Balkon hinaustrat, um das undeutliche Gekritzel besser entziffern zu können.

„Nun laß sehn, Käthe."

Und er las:

„Brandenburg a. H., 8 Uhr früh. Der Zug, mein lieber Botho, hält hier nur 3 Minuten, aber sie sollen nicht ungenutzt vorüber gehen,

nöthigen Falles schreib' ich unterwegs im Fahren weiter, so gut oder so schlecht es geht. Ich reise mit einer jungen, sehr reizenden Banquierfrau, Madame Salinger, geb. Saling, aus Wien. Als ich mich über die Namensähnlichkeit wunderte, sagte sie: „Joa, schaun's, i hoab halt mei Comp'rativ g'heirath't." Sie spricht in einem fort dergleichen und geht trotz einer zehnjährigen Tochter (blond; die Mutter brünett) ebenfalls nach Schlangenbad. Und auch über Köln und auch, wie ich, eines dort abzustattenden Besuches halber. Das Kind ist gut geartet, aber nicht gut erzogen und hat mir bei dem beständigen Umherklettern im Kupee bereits meinen Sonnenschirm zerbrochen, was die Mutter sehr in Verlegenheit brachte. Auf dem Bahnhofe, wo wir eben halten, d. h. in diesem Augenblicke setzt sich der Zug schon wieder in Bewegung, wimmelt es von Militär, darunter auch Brandenburger Kürassiere mit einem quittgelben Namenszug auf der Achselklappe; wahrscheinlich Nicolaus. Es macht sich sehr gut. Auch Füsiliere waren da, 35er, kleine Leute, die mir doch kleiner vorkamen als nöthig, obschon Onkel Osten immer zu sagen pflegte: der beste Füsilier sei der, der nur mit bewaffnetem Auge gesehen werden könne. Doch ich schließe. Die Kleine (leider) rennt nach wie vor von einem Kupeefenster zum andern und erschwert mir das

Schreiben. Und dabei nascht sie beständig Kuchen, kleine mit Kirschen und Pistazien belegte Tortenstücke. Schon zwischen Potsdam und Werder fing sie damit an. Die Mutter ist doch zu schwach. Ich würde strenger sein."

Botho legte die Karte bei Seit' und überflog, so gut es ging, die zweite. Sie lautete:

Hannover, 12 Uhr 30 Minuten. In Magdeburg war Goltz am Bahnhofe und sagte mir, Du hättest ihm geschrieben, ich käme. Wie gut und lieb wieder von Dir. Du bist doch immer der Beste, der Aufmerksamste. Goltz hat jetzt die Vermessungen am Harz, d. h. am 1. Juli fängt er an. — Der Aufenthalt hier in Hannover währt eine Viertelstunde, was ich benutzt habe, mir den unmittelbar am Bahnhofe gelegenen Platz anzusehen: lauter erst unter unserer Herrschaft entstandene Hotels und Bier-Etablissements, von denen eines ganz im gothischen Stile gebaut ist. Die Hannoveraner, wie mir ein Mitreisender erzählte, nennen es die „preußische Bierkirche", blos aus welfischem Antagonismus. Wie schmerzlich dergleichen! Die Zeit wird aber auch hier vieles mildern. Das walte Gott. — Die Kleine knabbert in einem fort weiter, was mich zu beunruhigen anfängt. Wohin soll das führen? Die Mutter aber ist wirklich reizend und hat mir schon alles erzählt. Sie war auch in Würzburg,

bei Scanzoni, für den sie schwärmt. Ihr Vertrauen gegen mich ist beschämend und beinahe peinlich. Im Uebrigen ist sie, wie ich nur wiederholen kann, durchaus comme il faut. Um Dir blos eines zu nennen, welch' Reisenecessaire! Die Wiener sind uns in solchen Dingen doch sehr überlegen; man merkt die ältere Kultur."

„Wundervoll," lachte Botho. „Wenn Käthe kulturhistorische Betrachtungen anstellt, übertrifft sie sich selbst. Aber aller guten Dinge sind drei. Laß sehn."

Und dabei nahm er die dritte Karte.

„Köln, 8 Uhr Abends. Kommandantur. Ich will meine Karten doch lieber noch hier zur Post geben und nicht bis Schlangenbad warten, wo Frau Salinger und ich morgen Mittag einzutreffen gedenken. Mir geht es gut. Schroffensteins sehr liebenswürdig; besonders er. Uebrigens, um nichts zu vergessen, Frau Salinger wurde durch Oppenheim's Equipage vom Bahnhofe abgeholt. Unsere Fahrt, anfangs so reizvoll, gestaltete sich von Hamm aus einigermaßen beschwerlich und unschön. Die Kleine litt schwer und leider durch Schuld der Mutter. „Was möchtest Du noch," fragte sie, nachdem unser Zug eben den Bahnhof Hamm passirt hatte, worauf das Kind antwortete: „Drops." Und erst von dem Augenblicke an wurd' es so schlimm . . Ach, lieber Botho, jung oder alt, unsere Wünsche

bedürfen doch beständig einer strengen und gewissenhaften Kontrolle. Dieser Gedanke beschäftigt mich seitdem unausgesetzt und die Begegnung mit dieser liebenswürdigen Frau war vielleicht kein Zufall in meinem Leben. Wie oft habe ich Kluckhuhn in diesem Sinne sprechen hören. Und er hat Recht. Morgen mehr. Deine Käthe."

Botho schob die drei Karten wieder ins Kuvert und sagte: „Ganz Käthe. Welch' Talent für die Plauderei! Und ich könnte mich eigentlich freuen, daß sie so schreibt, wie sie schreibt. Aber es fehlt etwas. Es ist alles so angeflogen, so bloßes Gesellschaftsecho. Aber sie wird sich ändern, wenn sie Pflichten hat. Oder doch vielleicht. Jedenfalls will ich die Hoffnung darauf nicht aufgeben."

Am Tage danach kam ein kurzer Brief aus Schlangenbad, in dem viel, viel weniger stand als auf den drei Karten, und von diesem Tage an schrieb sie nur alle halbe Woche noch und plauderte von Anna Grävenitz und der wirklich auch noch erschienenen Elly Winterfeld, am meisten aber von Madame Salinger und der reizenden kleinen Sarah. Es waren immer dieselben Versicherungen und nur am Schlusse der dritten Woche hieß es einigermaßen abweichend: „Ich finde jetzt die Kleine reizender als die Mutter. Diese gefällt sich in einem Toilettenluxus, den ich kaum passend finden kann

um so weniger, als eigentlich keine Herren hier sind. Auch seh' ich jetzt, daß sie Farbe auflegt und namentlich die Augenbrauen malt und vielleicht auch die Lippen, denn sie sind kirschroth. Das Kind aber ist sehr natürlich. Immer wenn sie mich sieht, stürzt sie mit Vehemenz auf mich zu und küßt mir die Hand und entschuldigt sich zum hundertsten Male wegen der Drops, „aber die Mama sei Schuld", worin ich dem Kinde nur zustimmen kann. Und doch muß andererseits ein geheimnißvoll naschiger Zug in Sarah's Natur liegen, ich möchte beinahe sagen, etwas wie Erbsünde (glaubst Du daran? ich glaube daran, mein lieber Botho), denn sie kann von den Süßigkeiten nicht lassen und kauft sich in einem fort Oblaten, nicht Berliner, die wie Schaumkringel schmecken, sondern Karlsbader mit eingestreutem Zucker. Aber nichts mehr schriftlich davon. Wenn ich Dich wiedersehe, was sehr bald sein kann — denn ich möchte gern mit Anna Grävenitz zusammen reisen, man ist doch so mehr unter sich — sprechen wir darüber und über vieles andere noch. Ach, wie freu' ich mich, Dich wiedersehn und mit Dir auf dem Balkon sitzen zu können. Es ist doch am schönsten in Berlin, und wenn dann die Sonne so hinter Charlottenburg und dem Grunewald steht, und man so träumt und so müde wird, o, wie herrlich ist das! Nicht wahr! Und

weißt Du wohl, was Frau Salinger gestern zu mir sagte? „Ich sei noch blonder geworden,“ sagte sie. Nun, du wirst ja seh'n. Wie immer Deine Käthe.“

Rienäcker nickte mit dem Kopf und lächelte. „Reizende, kleine Frau. Von ihrer Kur schreibt sie nichts; ich wette, sie fährt spazieren und hat noch keine zehn Bäder genommen.“ Und nach diesem Selbstgespräche gab er dem eben eintretenden Burschen einige Weisungen und ging, durch Thiergarten und Brandenburger Thor, erst die Linden hinunter und dann auf die Kaserne zu, wo der Dienst ihn bis Mittag in Anspruch nahm.

* * *

Als er bald nach 12 Uhr wieder zu Hause war und sich's, nach eingenommenem Imbiß, eben ein wenig bequem machen wollte, meldete der Bursche, „daß ein Herr . . ein Mann (er schwankte in der Titulatur) draußen sei, der den Herrn Baron zu sprechen wünsche.“

„Wer?“

„Gideon Franke . . Er sagte so.“

„Franke? Sonderbar. Nie gehört. Laß ihn eintreten.“

Der Bursche ging wieder, während Botho wiederholte: „Franke . . . Gideon Franke . . . Nie gehört. Kenn' ich nicht.“

Einen Augenblick später trat der Angemeldete

ein und verbeugte sich von der Thür her etwas steif. Er trug einen bis oben hin zugeknöpften schwarzbraunen Rock, übermäßig blanke Stiefel und blankes schwarzes Haar, das an beiden Schläfen dicht anlag. Dazu schwarze Handschuh und hohe Vatermörder von untadliger Weiße.

Botho ging ihm mit der ihm eigenen chevaleresken Artigkeit entgegen und sagte: „Herr Franke?"

Dieser nickte.

„Womit kann ich dienen? Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen . . Hier . . Oder vielleicht hier. Polsterstühle sind immer unbequem."

Franke lächelte zustimmend und setzte sich auf einen Rohrstuhl, auf den Rienäcker hingewiesen hatte.

„Womit kann ich dienen?" wiederholte Rienäcker.

„Ich komme mit einer Frage, Herr Baron."

„Die mir zu beantworten eine Freude sein wird, vorausgesetzt, daß ich sie beantworten kann."

„O, niemand besser als Sie, Herr von Rienäcker. . . Ich komme nämlich wegen der Lene Nimptsch."

Botho fuhr zurück.

„. . . Und möchte," fuhr Franke fort, „gleich hinzusetzen dürfen, daß es nichts Genirliches ist, was mich herführt. Alles, was ich zu sagen oder, wenn Sie's gestatten, Herr Baron, zu fragen habe, wird Ihnen und Ihrem Hause keine Verlegenheiten schaffen. Ich weiß auch von der Abreise der

gnädigen Frau, der Frau Baronin, und habe mit allem Vorbedacht auf Ihr Alleinsein gewartet, oder wenn ich so sagen darf, auf Ihre Strohwittwertage."

Botho hörte mit feinem Ohre heraus, daß der, der da sprach, trotz seines spießbürgerlichen Aufzuges ein Mann von Freimuth und untadeliger Gesinnung sei. Das half ihm rasch aus seiner Verwirrung heraus und er hatte Haltung und Ruhe ziemlich wieder gewonnen, als er über den Tisch hin fragte: „Sie sind ein Anverwandter Lenens? Verzeihung, Herr Franke, daß ich meine alte Freundin bei diesem alten mir so lieben Namen nenne."

Franke verbeugte sich und erwiderte: „Nein, Herr Baron, kein Verwandter; ich habe nicht diese Legitimation. Aber meine Legitimation ist vielleicht keine schlechtere: ich kenne die Lene seit Jahr und Tag und habe die Absicht, sie zu heirathen. Sie hat auch zugesagt, aber mir bei der Gelegenheit auch von ihrem Vorleben erzählt und dabei mit so großer Liebe von Ihnen gesprochen, daß es mir auf der Stelle feststand, Sie selbst, Herr Baron, offen und unumwunden fragen zu wollen, was es mit der Lene eigentlich sei. Worin Lene selbst, als ich ihr von meiner Absicht erzählte, mich mit sichtlicher Freude bestärkte, freilich gleich hinzusetzend: ich solle es lieber nicht thun, denn Sie würden zu gut von ihr sprechen."

Botho sah vor sich hin und hatte Mühe, die Bewegung seines Herzens zu bezwingen. Endlich aber war er wieder Herr seiner selbst und sagte: „Sie sind ein ordentlicher Mann, Herr Franke, der das Glück der Lene will, so viel hör' und seh' ich, und das giebt Ihnen ein gutes Recht auf Antwort. Was ich Ihnen zu sagen habe, darüber ist mir kein Zweifel, und ich schwanke nur noch wie. Das Beste wird sein, ich erzähl' Ihnen, wie's kam und weiter ging und dann abschloß."

Franke verbeugte sich abermals, zum Zeichen, daß er auch seinerseits dies für das Beste halte.

„Nun denn," hob Rienäcker an, „es geht jetzt ins dritte Jahr oder ist auch schon ein paar Monate darüber, daß ich bei Gelegenheit einer Kahnfahrt um die Treptower Liebesinsel herum in die Lage kam, zwei jungen Mädchen einen Dienst zu leisten und sie vor dem Kentern ihres Bootes zu bewahren. Eins der beiden Mädchen war die Lene und an der Art, wie sie dankte, sah ich gleich, daß sie anders war als andere. Von Redensarten keine Spur, auch später nicht, was ich gleich hier hervorheben möchte. Denn so heiter und mitunter beinahe ausgelassen sie sein kann, von Natur ist sie nachdenklich, ernst und einfach."

Botho schob mechanisch das noch auf dem Tische stehende Tablett bei Seite, strich die Decke glatt und

fuhr dann fort: „Ich bat sie, sie nach Hause begleiten zu dürfen, und sie nahm es ohne Weiteres an, was mich damals einen Augenblick überraschte. Denn ich kannte sie noch nicht. Aber ich sah sehr bald, woran es lag: sie hatte sich von Jugend an daran gewöhnt, nach ihren eigenen Entschlüssen zu handeln, ohne viel Rücksicht auf die Menschen und jedenfalls ohne Furcht vor ihrem Urtheil."

Franke nickte.

„So machten wir denn den weiten Weg und ich begleitete sie nach Haus und war entzückt von Allem, was ich da sah, von der alten Frau, von dem Herd, an dem sie saß, von dem Garten, darin das Haus lag, und von der Abgeschiedenheit und Stille. Nach einer Viertelstunde ging ich wieder, und als ich mich draußen am Gartengitter von der Lene verabschiedete, frug ich, „ob ich wiederkommen dürfe," welche Frage sie mit einem einfachen „ja" beantwortete. Nichts von falscher Scham, aber noch weniger von Unweiblichkeit. Umgekehrt, es lag etwas Rührendes in ihrem Wesen und ihrer Stimme."

Rienäcker, als das alles wieder vor seine Seele trat, stand in sichtlicher Erregung auf und öffnete beide Flügel der Balkonthür, als ob es ihm in seinem Zimmer zu heiß werde. Dann, auf und ab schreitend, fuhr er in einem rascheren Tempo fort „Ich habe kaum noch etwas hinzuzusetzen. Das war

um Ostern und wir hatten einen Sommer lang allerglücklichste Tage. Soll ich davon erzählen? Nein. Und dann kam das Leben mit seinem Ernst und seinen Ansprüchen. Und das war es, was uns trennte."

Botho hatte mittlerweile seinen Platz wieder eingenommen und der all die Zeit über mit Glattstreichung seines Hutes beschäftigte Franke sagte ruhig vor sich hin: „Ja, so hat sie mir's auch erzählt."

„Was nicht anders sein kann, Herr Franke. Denn die Lene — und ich freue mich von ganzem Herzen, auch gerade das noch sagen zu können — die Lene lügt nicht und bisse sich eher die Zunge ab, als daß sie flunkerte. Sie hat einen doppelten Stolz und neben dem, von ihrer Hände Arbeit leben zu wollen, hat sie noch den andern, alles grad heraus zu sagen und keine Flausen zu machen und nichts zu vergrößern und nichts zu verkleinern. „Ich brauche es nicht und ich will es nicht," das hab' ich sie viele Male sagen hören. Ja, sie hat ihren eigenen Willen, vielleicht etwas mehr, als recht ist, und wer sie tadeln will, kann ihr vorwerfen, eigenwillig zu sein. Aber sie will nur, was sie glaubt verantworten zu können und wohl auch wirklich verantworten kann, und solch' Wille, mein' ich, ist doch mehr Charakter als Selbstgerechtigkeit. Sie

nicken und ich sehe daraus, daß wir einerlei Meinung sind, was mich aufrichtig freut. Und nun noch ein Schlußwort, Herr Franke. Was zurückliegt, liegt zurück. Können Sie darüber nicht hin, so muß ich das respektiren. Aber können Sie's, so sag' ich Ihnen, Sie kriegen da eine selten gute Frau. Denn sie hat das Herz auf dem rechten Fleck und ein starkes Gefühl für Pflicht und Recht und Ordnung."

„So hab ich Lenen auch immer gefunden und ich verspreche mir von ihr, ganz so wie der Herr Baron sagen, eine selten gute Frau. Ja, der Mensch soll die Gebote halten, alle soll er sie halten, aber es ist doch ein Unterschied, je nachdem die Gebote sind, und wer das eine nicht hält, der kann immer noch was taugen, wer aber das andere nicht hält und wenn's auch im Katechismus dicht daneben stünde, der taugt nichts und ist verworfen von Anfang an und steht außerhalb der Gnade."

Botho sah ihn verwundert an und wußte sichtlich nicht, was er aus dieser feierlichen Ansprache machen sollte. Gideon Franke aber, der nun auch seinerseits im Gange war, hatte kein Auge mehr für den Eindruck, den seine ganz auf eigenem Boden gewachsenen Anschauungen hervorbrachten, und fuhr deshalb in einem immer predigerhafter werdenden Tone fort: „Und wer in seines Fleisches Schwäche gegen das sechste verstößt, dem kann verziehen

werden, wenn er in gutem Wandel und in der Reue steht, wer aber gegen das siebente verstößt, der steckt nicht blos in des Fleisches Schwäche, der steckt in der Seele Niedrigkeit und wer lügt und trügt oder verleumdet und falsch Zeugniß redet, der ist von Grund aus verdorben und aus der Finsterniß geboren und ist keine Rettung mehr und gleicht einem Felde, darinnen die Nesseln so tief liegen, daß das Unkraut immer wieder aufschießt, so viel gutes Korn auch gesäet werden mag. Und darauf leb' ich und sterb' ich und hab' es durch alle Tage hin erfahren. Ja, Herr Baron, auf die Proppertät kommt es an und auf die Honnettität kommt es an und auf die Reellität. Und auch im Ehestande. Denn ehrlich währt am längsten und Wort und Verlaß muß sein. Aber was gewesen ist, das ist gewesen, das gehört vor Gott. Und denk' ich anders darüber, was ich auch respektire, gerade so wie der Herr Baron, so muß ich davon bleiben und mit meiner Neigung und Liebe gar nicht erst anfangen. Ich war lange drüben in den States und wenn auch drüben, gerade so wie hier, nicht alles Gold ist was glänzt, das ist doch wahr, man lernt drüben anders sehen und nicht immer durch's selbe Glas. Und lernt auch, daß es viele Heilswege giebt und viele Glückswege. Ja, Herr Baron, es giebt viele Wege, die zu Gott führen, und es giebt viele

Wege, die zu Glück führen, dessen bin ich in meinem Herzen gleicherweise gewiß. Und der eine Weg ist gut und der andre Weg ist gut. Aber jeder gute Weg muß ein offner Weg und ein gerader Weg sein und in der Sonne liegen und ohne Morast und ohne Sumpf und ohne Irrlicht. Auf die Wahrheit kommt es an und auf die Zuverlässigkeit kommt es an und auf die Ehrlichkeit."

Franke hatte sich bei diesen Worten erhoben und Botho, der ihm artig bis an die Thür hin folgte, gab ihm hier die Hand.

„Und nun, Herr Franke, bitt' ich zum Abschied noch um das Eine: grüßen Sie mir die Frau Dörr, wenn Sie sie sehn und der alte Verkehr mit ihr noch andauert, und vor allem grüßen Sie mir die gute alte Frau Nimptsch. Hat sie denn noch ihre Gicht und ihre „Wehdage", worüber sie sonst beständig klagte?"

„Damit ist es vorbei."

„Wie das?" fragte Botho.

„Wir haben sie vor drei Wochen schon begraben, Herr Baron. Gerade heut vor drei Wochen."

„Begraben?" wiederholte Botho. „Und wo?"

„Draußen hinterm Rollkrug, auf dem neuen Jakobi-Kirchhof ... Eine gute alte Frau. Und wie sie an der Lene hing. Ja, Herr Baron, die Mutter Nimptsch ist todt. Aber Frau Dörr, die lebt noch

(und er lachte), die lebt noch lange. Und wenn sie kommt, ein weiter Weg ist es, dann werd' ich sie grüßen. Und ich sehe schon, wie sie sich freut. Sie kennen sie ja, Herr Baron. Ja, ja, die Frau Dörr..."

Und Gideon Franke zog noch einmal seinen Hut und die Thür fiel ins Schloß.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Rienäcker, als er wieder allein war, war von dieser Begegnung und vor allem von dem, was er zuletzt gehört, wie benommen. Wenn er sich, in der zwischenliegenden Zeit, des kleinen Gärtnerhauses und seiner Insassen erinnert hatte, so hatte sich ihm selbstverständlich alles so vor die Seele gestellt, wie's einst gewesen war, und nun war alles anders und er hatte sich in einer ganz neuen Welt zurechtzufinden: in dem Häuschen wohnten Fremde, wenn es überhaupt noch bewohnt war, auf dem Herde brannte kein Feuer mehr, wenigstens nicht tagaus tagein, und Frau Nimptsch, die das Feuer gehütet hatte, war todt und lag draußen auf dem Jakobikirchhof. Alles das ging in ihm um und mit einem Male stand auch der Tag wieder vor ihm, an dem er der alten Frau, halb humoristisch, halb feierlich, ver-

sprochen hatte, ihr einen Immortellenkranz aufs Grab zu legen. In der Unruhe, darin er sich befand, war es ihm schon eine Freude, daß ihm das Versprechen wieder einfiel und so beschloß er denn die damalige Zusage sofort wahr zu machen. „Rollkrug und Mittag und pralle Sonne, — die reine Reise nach Mittelafrika. Aber die gute Alte soll ihren Kranz haben.“

Und gleich danach nahm er Degen und Mütze und machte sich auf den Weg.

An der Ecke war ein Droschkenstand, freilich nur ein kleiner, und so kam es, daß trotz der Inschrifttafel: „Halteplatz für drei Droschken“ immer nur der Platz und höchst selten eine Droschke da war. So war es auch heute wieder, was mit Rücksicht auf die Mittagsstunde (wo die Droschken überall, als ob die Erde sie verschlänge, zu verschwinden pflegen) an diesem ohnehin nur auf ein Pflichttheil gesetzten Halteplatz kaum überraschen konnte. Botho ging also weiter, bis ihm, in Nähe der Van der Heydt-Brücke, ein ziemlich klappriges Gefährt entgegen kam, hellgrün mit rothem Plüschsitz und einem Schimmel davor. Der Schimmel schlich nur so hin und Rienäcker konnte sich angesichts der „Tour“, die dem armen Thiere bevorstand, eines wehmüthigen Lächelns nicht erwehren. Aber so weit er auch das Auge schicken mochte, nichts Besseres war in Sicht

und so trat er denn an den Kutscher heran und sagte: „Nach dem Rollkrug. Jakobi-Kirchhof.“

„Zu Befehl, Herr Baron.“

„ . . . Aber unterwegs müssen wir halten. Ich will nämlich noch einen Kranz kaufen.“

„Zu Befehl, Herr Baron.“

Botho war einigermaßen verwundert über die mit so viel Promptheit wiederkehrende Titulatur und sagte deshalb: „Kennen Sie mich?“

„Zu Befehl, Herr Baron. Baron Rienäcker Landgrafenstraße. Dicht bei'n Halteplatz. Hab' Ihnen schon öfter gefahren.“

Bei diesem Gespräche war Botho eingestiegen gewillt, sich's in der Plüschecke nach Möglichkeit bequem zu machen, er gab es aber bald wieder auf, denn die Ecke war heiß wie ein Ofen.

Rienäcker hatte den hübschen und herzerquickenden Zug aller märkischen Edelleute, mit Personen aus dem Volke gern zu plaudern, lieber als mit „Gebildeten“, und begann denn auch ohne Weiteres, während sie im Halbschatten der jungen Kanalbäume dahinfuhren: „Is das eine Hitze! Ihr Schimmel wird sich auch nicht gefreut haben, wenn er „Rollkrug“ gehört hat.“

„Na, Rollkrug geht noch; Rollkrug geht noch von wegen der Haide. Wenn er da durchkommt un die Fichten riecht, freut er sich immer. Er is näm-

lich von's Land ... Oder vielleicht is es auch die Musike. Wenigstens spitzt er immer die Ohren."

„So, so," sagte Botho. „Blos nach tanzen sieht er mir nicht aus ... Aber wo werden wir denn den Kranz kaufen? Ich möchte nicht gern ohne Kranz auf den Kirchhof kommen."

„O damit is noch Zeit, Herr Baron. Wenn erst die Kirchhofsgegend kommt, von's Hallsche Thor an un die ganze Pionierstraße 'runter."

„Ja, ja, Sie haben recht; ich entsinne mich ..."

„Un nachher, bis dicht an den Kirchhof 'ran, hat's ihrer auch noch."

Botho lächelte. „Sie sind wohl ein Schlesier?"

„Ja," sagte der Kutscher. „Die meisten sind. Aber ich bin schon lange hier und eigentlich ein halber Richtiger-Berliner."

„Und's geht Ihnen gut?"

„Na, von gut is nu woll keine Rede nich. Es kost't allens zu viel un soll immer von's Beste sein. Und der Haber is theuer. Aber das ginge noch, wenn man blos sonst nichts passirte. Passiren thut aber immer was, heute bricht 'ne Achse un morgen fällt en Pferd. Ich habe noch einen Fuchs zu Hause, der bei den Fürstenwalder Ulanen gestanden hat; propres Pferd, man blos keine Luft nich un wird es woll nich lange mehr machen. Un mit eins is er weg ... Un denn die Fahrpolizei; nie

zufrieden, hier nich un da nich. Immer muß man frisch anstreichen. Un der rothe Plüsch is auch nich von umsonst."

Während sie noch so plauderten, waren sie, den Kanal entlang, bis an das Hallesche Thor gekommen; vom Kreuzberg her aber kam gerad' ein Infanterie-Bataillon mit voller Musik, und Botho, der keine Begegnungen wünschte, trieb deshalb etwas zur Eile. So ging es denn rasch an der Belle-Alliance-Brücke vorbei, jenseits derselben aber ließ er halten, weil er gleich an einem der ersten Häuser gelesen hatte: „Kunst- und Handelsgärtnerei". Drei, vier Stufen führten in einen Laden hinauf, in dessen großem Schaufenster allerlei Kränze lagen.

Rienäcker stieg aus und die Stufen hinauf. Die Thür oben aber gab beim Eintreten einen scharfen Klingelton. „Darf ich Sie bitten, mir einen hübschen Kranz zeigen zu wollen?"

„Begräbniß?"

„Ja."

Das schwarzgekleidete Fräulein, das, vielleicht mit Rücksicht auf den Umstand, daß hier meist Grabkränze verkauft wurden, in seiner Gesammthaltung (selbst die Scheere fehlte nicht) etwas ridikül Parzenhaftes hatte, kam alsbald mit einem Immergrünkranze zurück, in den weiße Rosen eingeflochten waren. Zugleich entschuldigte sie sich, daß es nur

weiße Rosen seien. Weiße Kamelien stünden höher. Botho seinerseits war zufrieden, enthielt sich aller Ausstellungen und fragte nur, ob er zu dem frischen Kranz auch einen Immortellenkranz haben könne?

Das Fräulein schien über das Altmodische, das sich in dieser Frage kundgab, einigermaßen verwundert, bejahte jedoch und erschien gleich danach mit einem Karton, in dem fünf, sechs Immortellenkränze lagen, gelbe, rothe, weiße.

„Zu welcher Farbe rathen Sie mir?“

Das Fräulein lächelte: „Immortellenkränze sind ganz außer Mode. Höchstens in Winterzeit ... Und dann immer nur ...“

„Es wird das Beste sein, ich entscheide mich ohne Weiteres für diesen hier.“ Und damit schob Botho den ihm zunächst liegenden gelben Kranz über den Arm, ließ den von Immergrün mit den weißen Rosen folgen und stieg rasch wieder in seine Droschke. Beide Kränze waren ziemlich groß und fielen auf dem rothen Plüschrücksitz, auf dem sie lagen, hinreichend auf, um in Botho die Frage zu wecken, ob er sie nicht lieber dem Kutscher hinüber reichen solle? Rasch aber entschlug er sich dieser Anwandlung wieder und sagte: „Wenn man der alten Frau Nimptsch einen Kranz bringen will, muß man sich auch zu dem Kranz bekennen. Und

wer sich dessen schämt, muß es überhaupt nicht versprechen."

So ließ er denn die Kränze liegen, wo sie lagen, und vergaß ihrer beinah ganz, als sie gleich danach in einen Straßentheil einbogen, der ihn durch seine bunte, hier und da groteske Szenerie von seinen bisherigen Betrachtungen abzog. Rechts, auf wohl 500 Schritt Entfernung hin, zog sich ein Plankenzaun, über den hinweg allerlei Buden, Pavillons und Lampenportale ragten, alle mit einer Welt von Inschriften bedeckt. Die meisten derselben waren neueren und neusten Datums, einige dagegen, und gerade die größten und buntesten, griffen weit zurück und hatten sich, wenn auch in einem regenverwaschenen Zustande, vom letzten Jahr her gerettet. Mitten unter diesen Vergnügungslokalen und mit ihnen abwechselnd, hatten verschiedene Handwerksmeister ihre Werkstätten aufgerichtet, vorwiegend Bildhauer und Steinmetze, die hier, mit Rücksicht auf die zahlreichen Kirchhöfe, meist nur Kreuze, Säulen und Obelisken ausstellten. All' das konnte nicht verfehlen, auf jeden hier des Weges Kommenden einen Eindruck zu machen und diesem Eindruck unterlag auch Rienäcker, der von seiner Droschke her, unter wachsender Neugier, die nicht enden wollenden und untereinander im tiefsten Gegensatze stehenden Anpreisungen las und die dazu gehörigen

Bilder musterte. „Fräulein Rosella das Wund
mädchen, lebend zu sehen; Grabkreuze zu billigs
Preisen; amerikanische Schnellphotographie; russisc
Ballwerfen, sechs Wurf 10 Pfennig; schwedisc
Punsch mit Waffeln; Figaros schönste Gelegenh
oder erster Frisir-Salon der Welt; Grabkreuze
billigsten Preisen; Schweizer Schießhalle:

Schieße gut und schieße schnell,
Schieß und triff wie Wilhelm Tell."

Und darunter Tell selbst mit Armbrust, S
und Apfel.

Endlich war man am Ende der langen Bret
wand und an eben diesem Endpunkte machte
Weg eine scharfe Biegung auf die Hasenhaide
von deren Schießständen her man in der mitt
lichen Stille das Knattern der Gewehre hörte. S
blieb alles auch in dieser Fortsetzung der St
so ziemlich dasselbe: Blondin, nur in Trikot
Medaillen gekleidet, stand balanzirend auf dem S
überall von Feuerwerk umblitzt, während um
neben ihm allerlei kleinere Plakate sowohl Bal
Auffahrten, wie Tanzvergnügungen ankündigten. E
lautete: „Sizilianische Nacht. Um 2 Uhr Wi
Bonbonwalzer."

Botho, der diese Stelle wohl seit Jahr und
nicht passirt hatte, las alles mit ungeheuche
Interesse, bis er nach Passirung der „Haide", d

Schatten ihn ein paar Minuten lang erquickt hatte, jenseits derselben in den Hauptweg einer sehr belebten und in ihrer Verlängerung auf Rixdorf zulaufenden Vorstadt einbog. Wagen, in doppelter und dreifacher Reihe, bewegten sich vor ihm her, bis mit einem Male alles stillstand und der Verkehr stockte. „Warum halten wir?" Aber ehe der Kutscher antworten konnte, hörte Botho schon das Fluchen und Schimpfen aus der Front her und sah, daß alles in einander gefahren war. Sich vorbeugend und dabei neugierig nach allen Seiten hin ausspähend, würde ihm, bei der ihm eigenen Vorliebe für das Volksthümliche, der ganze Zwischenfall sehr wahrscheinlich mehr Vergnügen als Mißstimmung bereitet haben, wenn ihm nicht ein vor ihm haltender Wagen sowohl durch Ladung wie Inschrift zu trübseliger Betrachtung angeregt hätte. „Glasbruch Ein- und Verkauf von Max Zippel in Rixdorf" stand in großen Buchstaben auf einem wandartigen Hinterbrett und ein ganzer Berg von Scherben thürmte sich in dem Wagenkasten auf. „Glück und Glas" ... Und mit Widerstreben sah er hin und dabei war ihm in allen Fingerspitzen als schnitten ihn die Scherben.

Endlich aber kam die Wagenreihe nicht nur wieder in Fluß, sondern der Schimmel that auch sein Bestes, Versäumtes einzuholen, und eine kleine

Weile, so hielt man vor einem lehnan gebauten, mit hohem Dach und vorspringendem Giebel ausstaffirten Eckhause, dessen Erdgeschoßfenster so niedrig über der Straße lagen, daß sie mit dieser fast dasselbe Niveau hatten. Ein eiserner Arm streckte sich aus dem Giebel vor und trug einen aufrecht stehenden vergoldeten Schlüssel.

„Was ist das?" fragte Botho.

„Der Rollkrug."

„Gut. Dann sind wir bald da. Blos hier noch bergan. Thut mir leid um den Schimmel, aber es hilft nichts."

Der Kutscher gab dem Pferd einen Knips und gleich darnach fuhren sie die mäßig ansteigende Bergstraße hinauf, an deren einer Seite der alte, wegen Ueberfüllung schon wieder halb geschlossene Jakobi-Kirchhof lag, während an der dem Kirchhofszaun gegenüber gelegenen Seite hohe Miethskasernen aufstiegen.

Vor dem letzten Hause standen umherziehende Spielleute, Horn und Harfe, dem Anscheine nach Mann und Frau. Die Frau sang auch, aber der Wind, der hier ziemlich scharf ging, trieb alles hügelan und erst als Botho zehn Schritt und mehr an dem armen Musikantenpaare vorüber war, war er in der Lage, Text und Melodie zu hören. Es war dasselbe Lied, das sie damals auf dem Wilmers-

dorfer Spaziergange so heiter und so glücklich gesungen hatten, und er erhob sich und blickte, wie wenn es ihm nachgerufen würde, nach dem Musikantenpaare zurück. Die standen abgekehrt und sahen nichts, ein hübsches Dienstmädchen aber, das an der Giebelseite des Hauses mit Fensterputzen beschäftigt war und den um- und rückschauhaltenden Blick des jungen Offiziers sich zuschreiben mochte, schwenkte lustig von ihrem Fensterbrett her den Lederlappen und fiel übermüthig mit ein: „Ich denke dran, ich danke Dir mein Leben, doch Du Soldat, Soldat denkst Du daran?“

Botho, die Stirn in die Hand drückend, warf sich in die Droschke zurück und ein Gefühl, unendlich süß und unendlich schmerzlich, ergriff ihn. Aber freilich das Schmerzliche wog vor und fiel erst ab von ihm, als die Stadt hinter ihm lag und fern am Horizont im blauen Mittagsdämmer die Müggelberge sichtbar wurden.

Endlich hielten sie vor dem Neuen Jakobi-Kirchhof.

„Soll ich warten?“

„Ja. Aber nicht hier. Unten beim Rollkrug. Und wenn Sie die Musikantenleute noch treffen ... hier, das ist für die arme Frau.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Botho hatte sich der Führung eines gleich am Kirchhofs-Eingange beschäftigten Alten anvertraut und das Grab der Frau Nimptsch in guter Pflege gefunden: Epheuranken waren eingesetzt, ein Geraniumtopf stand dazwischen und an einem Eisenständerchen hing bereits ein Immortellenkranz. „Ah, Lene," sagte Botho vor sich hin. „Immer dieselbe ... Ich komme zu spät." Und dann wandt' er sich zu dem neben ihm stehenden Alten und sagte: „War wohl blos 'ne kleine Leiche?"

„Ja, klein war sie man."

„Drei oder vier?"

„Justement vier. Und versteht sich unser alter Supperndent. Er sprach blos 's Gebet und die große mittelaltsche Frau, die mit dabei war, so 40 oder drum rum, die blieb in einem Weinen. Und

auch 'ne Jungsche war mit dabei. Die kommt jetzt alle Woche 'mal und den letzten Sonntag hat sie den Geranium gebracht. Und will auch noch 'n Stein haben, wie sie jetzt Mode sind: grünpolirt mit Namen und Datum drauf."

Und hiernach zog sich der Alte mit der allen Kirchhofsleuten eigenen Geschäfts-Politesse wieder zurück, während Botho seinen Immortellenkranz an den schon vorher von Lene gebrachten anhing, den aus Immergrün und weißen Rosen aber um den Geraniumtopf herumlegte. Dann ging er, nachdem er noch eine Weile das schlichte Grab betrachtet und der guten Frau Nimptsch liebevoll gedacht hatte, wieder auf den Kirchhofs-Ausgang zu. Der Alte, der hier inzwischen seine Spalier-Arbeit wieder aufgenommen, sah ihm, die Mütze ziehend, nach und beschäftigte sich mit der Frage, was einen so vornehmen Herrn, über dessen Vornehmheit ihm, seinem letzten Händedruck nach, kein Zweifel war, wohl an das Grab der alten Frau geführt haben könne. „Da muß so was sein. Und hat die Droschke nicht warten lassen." Aber er kam zu keinem Abschluß, und um sich wenigstens auch seinerseits so dankbar wie möglich zu zeigen, nahm er eine der in seiner Nähe stehenden Gießkannen und ging erst auf den kleinen eisernen Brunnen und dann auf das Grab

der Frau Nimptsch zu, um den im Sonnenbrand etwas trocken gewordenen Epheu zu bewässern.

Botho war mittlerweile bis an die dicht am Rollkruge haltende Droschke zurückgegangen, stieg hier ein und hielt eine Stunde später wieder in der Landgrafenstraße. Der Kutscher sprang dienstfertig ab und öffnete den Schlag.

„Da," sagte Botho ... „Und dies extra. War ja 'ne halbe Landpartie ..."

„Na, man kann's auch woll vor 'ne ganze nehmen."

„Ich verstehe," lachte Rienäcker. „Da muß ich wohl noch zulegen?"

„Schaden wird's nich ... Danke schön, Herr Baron."

„Aber nun futtert mir auch den Schimmel besser 'raus. Is ja ein Jammer."

Und er grüßte und stieg die Treppe hinauf.

* * *

Oben in seiner Wohnung war alles still, selbst die Dienstboten fort, weil sie wußten, daß er um diese Zeit immer im Klub war. Wenigstens seit seinen Strohwittwertagen. „Unzuverlässiges Volk," brummte er vor sich hin und schien ärgerlich. Trotzdem war es ihm lieb, allein zu sein. Er wollte niemand sehn und setzte sich draußen auf den

Balkon, um so vor sich hin zu träumen. Aber es war stickig unter der herabgelassenen Marquise, dran zum Ueberfluß auch noch lange blauweiße Franzen hingen, und so stand er wieder auf, um die große Leinwand in die Höh zu ziehn. Das half. Die sich nun einstellende frische Luftströmung that ihm wohl und aufathmend und bis an die Brüstung vortretend, sah er über Feld und Wald hin bis auf die Charlottenburger Schloßkuppel, deren malachitfarbne Kupferbekleidung im Glanz der Nachmittagssonne schimmerte.

„Dahinter liegt Spandau," sprach er vor sich hin. „Und hinter Spandau zieht sich ein Bahndamm und ein Schienengeleise, das bis an den Rhein läuft. Und auf dem Geleise seh' ich einen Zug, viele Wagen und in einem der Wagen sitzt Käthe. Wie sie wohl aussehen mag? O gut; gewiß. Und wovon sie wohl sprechen mag? Nun, ich denke mir von allerlei: pikante Badegeschichten und vielleicht auch von Frau Salinger's Toiletten und daß es in Berlin doch eigentlich am besten sei. Und muß ich mich nicht freuen, daß sie wiederkommt? Eine so hübsche Frau, so jung, so glücklich, so heiter. Und ich freue mich auch. Aber heute darf sie nicht kommen. Um Gottes willen nicht. Und doch ist es ihr zuzutrauen. Sie hat

seit drei Tagen nicht geschrieben und steht noch ganz auf dem Standpunkt der Ueberraschungen."

Er hing dem noch eine Weile nach, dann aber wechselten die Bilder und längst Zurückliegendes trat statt Käthe's wieder vor seine Seele: der Dörr'sche Garten, der Gang nach Wilmersdorf, die Partie nach Hankel's Ablage. Das war der letzte schöne Tag gewesen, die letzte glückliche Stunde ... „Sie sagte damals, daß ein Haar zu fest binde, darum weigerte sie sich und wollt' es nicht. Und ich? warum bestand ich darauf? Ja, es giebt solche räthselhaften Kräfte, solche Sympathieen aus Himmel oder Hölle und nun bin ich gebunden und kann nicht los. Ach sie war so lieb und gut an jenem Nachmittag, als wir noch allein waren und an Störung nicht dachten, und ich vergesse das Bild nicht, wie sie da zwischen den Gräsern stand und nach rechts und links hin die Blumen pflückte. Die Blumen, — ich habe sie noch. Aber ich will ein Ende damit machen. Was sollen mir diese todten Dinge, die mir nur Unruhe stiften und mir mein bischen Glück und meinen Ehefrieden kosten, wenn je ein fremdes Auge darauf fällt."

Und er erhob sich von seinem Balkonplatz und ging, durch die ganze Wohnung hin, in sein nach dem Hofe hinaus gelegenes Arbeitszimmer, das des Morgens in heller Sonne, jetzt aber in tiefem

Schatten lag. Die Kühle that ihm wohl und er trat an einen eleganten, noch aus seiner Junggesellenzeit herstammenden Schreibtisch heran, dessen Ebenholzkästchen mit allerlei kleinen Silberguirlanden ausgelegt waren. In der Mitte dieser Kästchen aber baute sich ein mit einem Giebelfeld ausgestattetes und zur Aufbewahrung von Werthsachen dienendes Säulentempelchen auf, dessen nach hintenzu gelegenes Geheimfach durch eine Feder geschlossen wurde. Botho drückte jetzt auf die Feder und nahm, als das Fach aufsprang, ein kleines Briefbündel heraus, das mit einem rothen Faden umwunden war, obenauf aber, und wie nachträglich eingeschoben, lagen die Blumen, von denen er eben gesprochen. Er wog das Päckchen in Händen und sagte, während er den Faden ablöste: „Viel Freud, viel Leid. Irrungen, Wirrungen. Das alte Lied."

Er war allein und an Ueberraschung nicht zu denken. In seiner Vorstellung aber immer noch nicht sicher genug, stand er auf und schloß die Thür. Und nun erst nahm er den obenauf liegenden Brief und las. Es waren die den Tag vor dem Wilmersdorfer Spaziergange geschriebenen Zeilen, und mit Rührung sah er jetzt im Wiederlesen auf alles das, was er damals mit einem Bleistiftstrichelchen bezeichnet hatte. „Stiehl ... Allé-h ... Wie diese liebenswürdigen „h's" mich auch heute wieder an-

blicken, besser als alle Orthographie der Welt. Und wie klar die Handschrift. Und wie gut und schelmisch, was sie da schreibt. Ach, sie hatte die glücklichste Mischung und war vernünftig und leidenschaftlich zugleich. Alles was sie sagte, hatte Charakter und Tiefe des Gemüths. Arme Bildung, wie weit bleibst du dahinter zurück."

Er nahm nun auch den zweiten Brief und wollte sich überhaupt vom Schluß her bis an den Anfang der Korrespondenz durchlesen. Aber es that ihm zu weh. „Wozu? Wozu beleben und auffrischen, was todt ist und todt bleiben muß? Ich muß aufräumen damit und dabei hoffen, daß mit diesen Trägern der Erinnerung auch die Erinnerungen selbst hinschwinden werden."

Und wirklich, er war es entschlossen und sich rasch von seinem Schreibtisch erhebend, schob er einen Kaminschirm bei Seit' und trat an den kleinen Herd, um die Briefe darauf zu verbrennen. Und siehe da, langsam, als ob er sich das Gefühl eines süßen Schmerzes verlängern wolle, ließ er jetzt Blatt auf Blatt auf die Herdstelle fallen und in Feuer aufgehen. Das Letzte, was er in Händen hielt, war das Sträußchen und während er sann und grübelte, kam ihm eine Anwandlung, als ob er jede Blume noch einmal einzeln betrachten und zu diesem Zwecke das Haarfädchen lösen müsse. Plötzlich aber,

wie von abergläubischer Furcht erfaßt, warf er die Blumen den Briefen nach.

Ein Aufflackern noch und nun war alles vorbei, verglommen.

„Ob ich nun frei bin? … Will ich's denn? Ich will es **nicht**. Alles Asche. Und **doch** gebunden.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Botho sah in die Asche. „Wie wenig und wie viel.“ Und dann schob er den eleganten Kaminschirm wieder vor, in dessen Mitte sich die Nachbildung einer pompejanischen Wandfigur befand. Hundertmal war sein Auge darüber hinweg geglitten, ohne zu beachten, was es eigentlich sei, heute sah er es und sagte: „Minerva mit Schild und Speer. Aber Speer bei Fuß. Vielleicht bedeutet es Ruhe. . . Wär' es so.“ Und dann stand er auf, schloß das um seinen besten Schatz ärmer gewordene Geheimfach und ging wieder nach vorn.

Unterwegs, auf dem ebenso schmalen wie langen Korridore, traf er Köchin und Hausmädchen, die diesen Augenblick erst von einem Thiergartenspaziergange zurückkamen. Als er Beide verlegen und ängstlich dastehen sah, überkam ihn ein menschlich

Rühren, aber er bezwang sich und rief sich zu, wenn auch freilich mit einem Anfluge von Ironie, „daß endlich einmal ein Exempel statuirt werden müsse.“ So begann er denn, so gut er konnte, die Rolle des donnernden Zeus zu spielen. Wo sie nur gesteckt hätten? Ob das Ordnung und gute Sitte sei? Er habe nicht Lust, der gnädigen Frau, wenn sie zurück komme (vielleicht heute schon), einen aus Rand und Band gegangenen Hausstand zu überliefern. Und der Bursche? „Nun, ich will nichts wissen, nichts hören, am wenigsten Entschuldigungen.“ Und als dies heraus war, ging er weiter und lächelte, zumeist über sich selbst. „Wie leicht ist doch predigen und wie schwer ist danach handeln und thun. Armer Kanzelheld ich! Bin ich nicht selbst aus Rand und Band? Bin ich nicht selber aus Ordnung und guter Sitte? Daß es war, das möchte gehn, aber daß es noch ist, das ist das Schlimme.“

Dabei nahm er wieder seinen Platz auf dem Balkon und klingelte. Jetzt kam auch der Bursche, fast noch ängstlicher und verlegener als die Mädchen, aber es hatte keine Noth mehr, das Wetter war vorüber. „Sage der Köchin, daß ich etwas essen will. Nun, warum stehst Du noch? Ah, ich sehe schon (und er lachte), nichts im Hause. Trifft sich alles vorzüglich. . . . Also Thee; bringe mir

Thee, der wird doch wohl da sein. Und laß ein paar Schnitten machen; alle Wetter, ich habe Hunger. . . Und sind die Abendzeitungen schon da?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

Nicht lange, so war der Theetisch draußen auf dem Balkon servirt und selbst ein Imbiß hatte sich gefunden. Botho saß zurückgelehnt in den Schaukelstuhl und starrte nachdenklich in die kleine blaue Flamme. Dann nahm er zunächst den Moniteur seiner kleinen Frau, „das Fremdenblatt", und erst in weiterer Folge die „Kreuzzeitung" zur Hand und sah auf die letzte Seite. „Gott, wie wird Käthe sich freuen, diese letzte Seite jeden Tag wieder frisch an der Quelle studiren zu können, will sagen zwölf Stunden früher als in Schlangenbad. Und hat sie nicht Recht? „Unsere heut vollzogene eheliche Verbindung beehren sich anzuzeigen Adalbert v. Lichterloh, Regierungsreferendar und Lieutenant der Reserve, Hildegard v. Lichterloh, geb. Holtze." Wundervoll. Und wahrhaftig, so zu sehn, wie sich's weiter lebt und liebt in der Welt ist eigentlich das Beste. Hochzeit und Kindtaufen! Und ein paar Todesfälle dazwischen. Nun, die braucht man ja nicht zu lesen, Käthe thut es nicht und ich thu' es auch nicht und blos wenn die Vandalen 'mal einen ihrer „alten Herrn" verloren haben und ich das Korpszeichen inmitten der Trauer-Annonce sehe, das

les' ich, das erheitert mich und ist mir immer, als ob der alte Korps-Kämpe zu Hofbräu nach Walhalla geladen wäre. Spatenbräu paßt eigentlich noch besser."

Er legte das Blatt wieder bei Seit', weil es klingelte. . . „Sollte sie wirklich. . ." Nein, es war nichts, blos eine vom Wirth heraufgeschickte Suppenliste, drauf erst 50 Pfennig gezeichnet standen. Aber den ganzen Abend über blieb er trotzdem in Aufregung, weil ihm beständig die Möglichkeit einer Ueberraschung vorschwebte, und so oft er eine Droschke mit einem Koffer vorn und einem Damenreisehute dahinter in die Landgrafenstraße einbiegen sah, rief er sich zu: „Das ist sie; sie liebt dergleichen und ich höre sie schon sagen: ich dacht' es mir so komisch, Botho."

* * *

Käthe war nicht gekommen. Statt ihrer kam am anderen Morgen ein Brief, worin sie ihre Rückkehr für den dritten Tag anmeldete. „Sie werde wieder mit Frau Salinger reisen, die doch, Alles in Allem, eine sehr nette Frau sei, mit viel guter Laune, viel chic und viel Reise-Comfort."

Botho legte den Brief aus der Hand und freute sich momentan ganz aufrichtig, seine schöne junge Frau binnen drei Tagen wiederzusehen. „Unser Herz hat Platz für allerlei Widersprüche. . . Sie

dalbert, nun ja, aber eine dalbrige junge Frau ist immer noch besser als keine."

Danach rief er die Leute zusammen und ließ sie wissen, daß die gnädige Frau in drei Tagen wieder da sein werde; sie sollten Alles in Stand setzen und die Schlösser putzen. Und kein Fliegenfleck auf dem großen Spiegel.

Als er so Vorkehrungen getroffen, ging er zum Dienst in die Kaserne. „Wenn wer fragt, ich bin von 5 an wieder zu Haus."

Sein Programm für die zwischenliegende Zeit ging dahin, daß er bis Mittag auf dem Eskadronhofe bleiben, dann ein paar Stunden reiten und nach dem Ritt im Klub essen wollte. Wenn er niemand anders dort traf, so traf er doch Balafré, was gleichbedeutend war mit Whist en deux und einer Fülle von Hofgeschichten, wahren und unwahren. Denn Balafré, so zuverlässig er war, legte doch grundsätzlich eine Stunde des Tags für Humbug und Aufschneidereien an. Ja, diese Beschäftigung stand ihm, nach Art eines geistigen Sports, unter seinen Vergnügungen obenan.

Und wie das Programm war, so wurd' es auch ausgeführt. Die Hofuhr in der Kaserne schlug eben 12, als er sich in den Sattel hob und nach Passirung erst der „Linden" und gleich danach der Luisenstraße, schließlich in einen neben dem Kanal

hinlaufenden Weg einbog, der weiterhin seine Richtung auf Plötzensee zu nahm. Dabei kam ihm der Tag wieder in Erinnerung, an dem er hier auch herumgeritten war, um sich Muth für den Abschied von Lene zu gewinnen, für den Abschied, der ihm so schwer ward und der doch sein mußte. Das war nun drei Jahre. Was lag alles dazwischen? Viel Freude; gewiß. Aber es war doch keine rechte Freude gewesen. Ein Bonbon, nicht viel mehr. Und wer kann von Süßigkeiten leben!

Er hing dem noch nach, als er auf einem von der Jungfernhaide her nach dem Kanal hinüberführenden Reitwege zwei Kameraden herankommen sah, Ulanen, wie die deutlich erkennbaren Czapkas schon von fernher verriethen. Aber wer waren sie? Freilich, die Zweifel auch darüber konnten nicht lange währen und noch ehe man sich von hüben und drüben bis auf hundert Schritte genähert hatte, sah Botho, daß es die Rexins waren, Vettern und beide vom selben Regiment.

„Ah, Rienäcker,“ sagte der Aeltere. „Wohin?“

„So weit der Himmel blau ist.“

„Das ist mir zu weit.“

„Nun dann bis Saatwinkel.“

„Das läßt sich hören. Da bin ich mit von der Partie, vorausgesetzt, daß ich nicht störe. . . Kurt (und hiermit wandt' er sich an seinen jüngeren Ve-

gleiter), Pardon! Aber ich habe mit Rienäcker zu sprechen. Und unter Umständen. . ."

„. . Spricht sich's besser zu Zweien. Ganz nach Deiner Bequemlichkeit, Bozel," und dabei grüßte Kurt von Rexin und ritt weiter. Der mit Bozel angeredete Vetter aber warf sein Pferd herum, nahm die linke Seite neben dem ihm in der Rangliste weit vorstehenden Rienäcker und sagte: „Nun denn also Saatwinkel. In die Tegeler Schußlinie werden wir ja wohl nicht einreiten."

„Ich werd' es wenigstens zu vermeiden suchen," entgegnete Rienäcker, „erstens mir selbst und zweitens Ihnen zu Liebe. Und drittens und letztens um Henriettens willen. Was würde die schwarze Henriette sagen, wenn ihr ihr Bogislaw todtgeschossen würde und noch dazu durch eine befreundete Granate?"

„Das würd' ihr freilich einen Stich ins Herz geben", erwiderte Rexin, „und ihr und mir einen Strich durch die Rechnung machen."

„Durch welche Rechnung?"

„Das ist eben der Punkt, Rienäcker, über den ich mit Ihnen sprechen wollte."

„Mit mir? Und von welchem Punkte?"

„Sie sollten es eigentlich errathen und ist auch nicht schwer. Ich spreche natürlich von einem Verhältniß, meinem Verhältniß."

„Verhältniß!“ lachte Botho. „Nun, ich stehe zu Diensten, Rexin. Aber offen gestanden, ich weiß nicht recht, was speziell mir Ihr Vertrauen einträgt. Ich bin nach keiner Seite hin, am wenigsten aber nach dieser, eine besondere Weisheitsquelle. Da haben wir ganz andere Autoritäten. Eine davon kennen Sie gut. Noch dazu Ihr und Ihres Vetters besonderer Freund.“

„Balafré?“

„Ja.“

Rexin fühlte was von Nüchternheit und Ablehnung heraus und schwieg einigermaßen verstimmt. Das aber war mehr, als Botho bezweckt hatte, weshalb er sofort wieder einlenkte. „Verhältnisse. Pardon, Rexin, es giebt ihrer so viele.“

„Gewiß. Aber so viel ihrer sind, so verschieden sind sie auch.“

Botho zuckte mit den Achseln und lächelte. Rexin aber, sichtlich gewillt, sich nicht zum zweiten Male durch Empfindelei stören zu lassen, wiederholte nur in gleichmüthigem Tone: „Ja, so viel ihrer, so verschieden auch. Und ich wundre mich, Rienäcker, gerade Sie mit den Achseln zucken zu sehn. Ich dachte mir. . .“

„Nun denn heraus mit der Sprache.“

„Soll geschehn.“

Und nach einer Weile fuhr Rexin fort: „Ich

habe die hohe Schule durchgemacht, bei den Ulanen und schon vorher (Sie wissen, daß ich erst spät dazu kam) in Bonn und Göttingen und brauche keine Lehren und Rathschläge, wenn sich's um das Uebliche handelt. Aber wenn ich mich ehrlich befrage, so handelt sich's in meinem Falle nicht um das Uebliche, sondern um einen Ausnahmefall."

„Glaubt jeder."

„Kurz und gut, ich fühle mich engagirt, mehr als das, ich liebe Henrietten, oder um Ihnen so recht meine Stimmung zu zeigen, ich liebe die schwarze Jette. Ja, dieser anzügliche Trivialname mit seinem Anklang an Kantine paßt mir am besten, weil ich alle feierlichen Allüren in dieser Sache vermeiden möchte. Mir ist ernsthaft genug zu Muth und weil mir ernsthaft zu Muth ist, kann ich alles, was wie Feierlichkeit und schöne Redensarten aussieht, nicht brauchen. Das schwächt blos ab."

Botho nickte zustimmend und entschlug sich mehr und mehr jedes Anfluges von Spott und Superiorität, den er bis dahin allerdings gezeigt hatte.

„Jette," fuhr Rexin fort, „stammt aus keiner Ahnenreihe von Engeln und ist selber keiner. Aber wo findet man dergleichen? In unsrer Sphäre? Lächerlich. Alle diese Unterschiede sind ja gekünstelt und die gekünsteltsten liegen auf dem Gebiete der Tugend. Natürlich giebt es Tugend und ähnliche

schöne Sachen, aber Unschuld und Tugend sind wie Bismarck und Moltke, das heißt rar. Ich habe mich ganz in Anschauungen wie diese hineingelebt, halte sie für richtig und habe vor, danach zu handeln so weit es geht. Und nun hören Sie, Rienäcker. Ritten wir hier statt an diesem langweiligen Kanal, so langweilig und strippengerade wie die Formen und Formeln unsrer Gesellschaft, ich sage, ritten wir hier statt an diesem elenden Graben am Sacramento hin und hätten wir statt der Tegeler Schießstände die Diggings vor uns, so würd' ich die Jette freiweg heirathen; ich kann ohne sie nicht leben, sie hat es mir angethan und ihre Natürlichkeit, Schlichtheit und wirkliche Liebe wiegen mir zehn Komtessen auf. Aber es geht nicht. Ich kann es meinen Eltern nicht anthun und mag auch nicht mit 27 aus dem Dienst heraus, um in Texas Cowboy zu werden oder Kellner auf einem Mississippi-Dampfer. Also Mittelkurs. . ."

„Was verstehen Sie darunter?"

„Einigung ohne Sanktion."

„Also Ehe ohne Ehe."

„Wenn Sie wollen, ja. Mir liegt nichts am Wort, ebenso wenig wie an Legalisirung, Sakramentirung, oder wie sonst noch diese Dinge heißen mögen; ich bin etwas nihilistisch angeflogen und habe keinen rechten Glauben an pastorale Heilig-

sprechung. Aber, um's kurz zu machen, ich bin, weil ich nicht anders kann, für Monogamie, nicht aus Gründen der Moral, sondern aus Gründen meiner mir eingebornen Natur. Mir widerstehen alle Verhältnisse, wo knüpfen und lösen so zu sagen in dieselbe Stunde fällt, und wenn ich mich eben einen Nihilisten nannte, so kann ich mich mit noch größerem Recht einen Philister nennen. Ich sehne mich nach einfachen Formen, nach einer stillen, natürlichen Lebensweise, wo Herz zum Herzen spricht und wo man das Beste hat, was man haben kann, Ehrlichkeit, Liebe, Freiheit."

„Freiheit," wiederholte Botho.

„Ja, Rienäcker. Aber weil ich wohl weiß, daß auch Gefahren dahinter lauern und dies Glück der Freiheit, vielleicht aller Freiheit, ein zweischneidig Schwert ist, das verletzen kann, man weiß nicht wie, so hab' ich Sie fragen wollen."

„Und ich will Ihnen antworten," sagte der mit jedem Augenblick ernster gewordene Rienäcker, dem bei diesen Konfidenzen das eigne Leben, das zurückliegende, wie das gegenwärtige, wieder vor die Seele treten mochte. „Ja, Rexin, ich will Ihnen antworten, so gut ich kann, und ich glaube, daß ich es kann. Und so beschwör' ich Sie denn, bleiben Sie davon. Bei dem, was Sie vorhaben, ist immer nur zweierlei möglich und das eine ist gerade so schlimm wie das

andre. Spielen Sie den Treuen und Ausharrenden oder was dasselbe sagen will, brechen Sie von Grund aus mit Stand und Herkommen und Sitte, so werden Sie, wenn Sie nicht versumpfen, über kurz oder lang sich selbst ein Gräuel und eine Last sein, verläuft es aber anders und schließen Sie, wie's die Regel ist, nach Jahr und Tag Ihren Frieden mit Gesellschaft und Familie, dann ist der Jammer da, dann muß gelöst werden, was durch glückliche Stunden und ach, was mehr bedeutet, durch unglückliche, durch Noth und Aengste verwebt und verwachsen ist. Und das thut weh."

Rexin schien antworten zu wollen, aber Botho sah es nicht und fuhr fort: „Lieber Rexin, Sie haben vorhin in einem wahren Musterstücke dezenter Ausdrucksweise von Verhältnissen gesprochen, „wo knüpfen und lösen in dieselbe Stunde fällt", aber diese Verhältnisse, die keine sind, sind nicht die schlimmsten, die schlimmsten sind die, die, um Sie noch 'mal zu zitiren, den „Mittelkurs" halten. Ich warne Sie, hüten Sie sich vor diesem Mittelkurs, hüten Sie sich vor dem Halben. Was Ihnen Gewinn dünkt, ist Bankrutt und was Ihnen Hafen scheint, ist Scheiterung. Es führt nie zum Guten, auch wenn äußerlich alles glatt abläuft und keine Verwünschung ausgesprochen und kaum ein stiller Vorwurf erhoben wird. Und es kann auch nicht

anders sein. Denn alles hat seine natürliche Konsequenz, dessen müssen wir eingedenk sein. Es kann nichts ungeschehen gemacht werden und ein Bild, das uns in die Seele gegraben wurde, verblaßt nie ganz wieder, schwindet nie ganz wieder dahin. Erinnerungen bleiben und Vergleiche kommen. Und so denn noch einmal, Freund, zurück von Ihrem Vorhaben oder Ihr Leben empfängt eine Trübung und Sie ringen sich nie mehr zu Klarheit und Helle durch. Vieles ist erlaubt, nur nicht das, was die Seele trifft, nur nicht Herzen hineinziehen und wenn's auch blos das eigne wäre."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Am dritten Tage traf ein im Abreisemoment aufgegebenes Telegramm ein: „Ich komme heut Abend. K.“

Und wirklich sie kam. Botho war am Anhalter Bahnhof und wurde der Frau Salinger vorgestellt, die von Dank für gute Reisekameradschaft nichts hören wollte, vielmehr immer nur wiederholte, wie glücklich sie gewesen sei, vor allem aber wie glücklich er sein müsse, solche reizende junge Frau zu haben. „Schaun's, Herr Baron, wann i das Glück hätt' und der Herr Gemoahl wär', i würd' mi kein' drei Tag' von solch ane Frau trenne. Woran sie dann Klagen über die gesammte Männerwelt, aber im selben Augenblick auch eine dringende Einladung nach Wien knüpfte. „Wir hoab'n a nett's Häusl kei Stund von Wian und a paar Reitpferd

und a Küch'. In Preußen hoaben's die Schul und in Wian hoaben wir die Küch'. Und i weiß halt nit, was i vorzieh."

„Ich weiß es," sagte Käthe „und ich glaube Botho auch."

Damit trennte man sich und unser junges Paar stieg in einen offenen Wagen, nachdem Ordre gegeben war, das Gepäck nachzuschicken.

Käthe warf sich zurück und stemmte den kleinen Fuß gegen den Rücksitz, auf dem ein Riesenbouquet, die letzte Huldigung der von der reizenden Berliner Dame ganz entzückten Schlangenbader Hauswirthin lag. Käthe selbst nahm Botho's Arm und schmiegte sich an ihn, aber auf wenig Augenblicke nur, dann richtete sie sich wieder auf und sagte, während sie mit dem Sonnenschirm das immer aufs neue herunterfallende Bouquet festhielt: „Es ist doch eigentlich reizend hier, all die Menschen und die vielen Spreekähne, die vor Enge nicht ein noch aus wissen. Und so wenig Staub. Ich find' es doch einen rechten Segen, daß sie jetzt sprengen und Alles unter Wasser setzen; freilich lange Kleider darf man dabei nicht tragen. Und sieh nur den Brodwagen da mit dem vorgespannten Hund. Es ist doch zu komisch. Nur der Kanal . . . Ich weiß nicht, er ist immer noch so . . ."

„Ja," lachte Botho, „er ist immer noch so.

Vier Wochen Julihitze haben ihn nicht verbessern können."

Sie fuhren unter den jungen Bäumen hin, Käthe riß ein Lindenblatt ab, nahm's in die hohle Hand und schlug drauf, daß es knallte. „So machten wir's immer zu Haus. Und in Schlangenbad, wenn wir nichts Besseres zu thun hatten, haben wir's auch so gemacht und alle die Spielereien aus der Kinderzeit wieder aufgenommen. Kannst Du Dir's denken, ich hänge ganz ernsthaft an solchen Thorheiten und bin doch eigentlich eine alte Person und habe abgeschlossen."

„Aber Käthe ..."

„Ja, ja, Matrone, Du wirst es sehn ... Aber sieh doch nur, Botho, da ist ja noch der Staketenzaun und das alte Weißbierlokal mit dem komischen und etwas unanständigen Namen, über den wir in der Pension immer so schrecklich gelacht haben. Ich dachte, das Lokal wäre längst eingegangen. Aber so was lassen sich die Berliner nicht nehmen, so was hält sich; alles muß nur einen sonderbaren Namen haben, über den sie sich amüsiren können."

Botho schwankte zwischen Glücklichsein und Anflug von Verstimmung. „Ich finde, Du bist ganz unverändert, Käthe."

„Gewiß bin ich. Und warum sollt' ich auch verändert sein? Ich bin ja nicht nach Schlangenbad

geschickt worden, um mich zu verändern, wenigstens nicht in meinem Charakter und meiner Unterhaltung. Und ob ich mich sonst verändert habe? Nun, cher ami, nous verrons."

„Matrone?"

Sie hielt ihm den Finger auf den Mund und schlug den Reiseschleier wieder zurück, der ihr halb über das Gesicht gefallen war, gleich danach aber passirten sie den Potsdamer Bahnviadukt, über dessen Eisengebälk eben ein Courierzug hinbrauste. Das gab ein Zittern und Donnern zugleich und als sie die Brücke hinter sich hatten, sagte sie: „Mir ist es immer unangenehm gerade drunter zu sein."

„Aber die drüber haben es nicht besser."

„Vielleicht nicht. Aber es liegt in der Vorstellung. Vorstellungen sind überhaupt so mächtig. Meinst Du nicht auch?" Und sie seufzte, wie wenn sich ihr plötzlich etwas Schreckliches und tief in ihr Leben Eingreifendes vor die Seele gestellt hätte. Dann aber fuhr sie fort: „In England, so sagte mir Mr. Armstrong, eine Badebekanntschaft, von der ich Dir noch ausführlicher erzählen muß, übrigens mit einer Alvensleben verheirathet, in England, sagte er, würden die Todten 15 Fuß tief begraben. Nun 15 Fuß tief ist nicht schlimmer als 5, aber ich fühlte ordentlich, während er mir's erzählte, wie sich mir der clay, das ist nämlich das richtige englische Wort,

centnerschwer auf die Brust legte. Denn in England haben sie schweren Lehmboden."

„Armstrong sagtest Du ... Bei den badischen Dragonern war ein Armstrong."

„Ein Vetter von dem. Sie sind alle Vettern, ganz wie bei uns. Ich freue mich schon, Dir ihn in all seinen kleinen Eigenheiten schildern zu können. Ein vollkommener Kavalier mit aufgesetztem Schnurrbart, worin er freilich etwas zu weit ging. Er sah sehr komisch aus, diese gewribbelte Spitze, dran er immer noch weiter wribbelte."

Zehn Minuten später hielt ihr Wagen vor ihrer Wohnung und Botho, während er ihr den Arm reichte, führte sie hinauf. Eine Guirlande zog sich um die große Korridorthür und eine Tafel mit dem Inschriftsworte „Willkommen", in dem leider ein „l" fehlte, hing etwas schief an der Guirlande. Käthe sah hinauf und las und lachte.

„Wilkommen! Aber blos mit einem „l", will sagen nur halb. Ei, ei. Und „L" ist noch dazu der Liebesbuchstabe. Nun, Du sollst auch Alles nur halb haben."

Und so trat sie durch die Thür in den Korridor ein, wo Köchin und Hausmädchen bereits standen und ihr die Hand küßten.

„Guten Tag, Bertha; guten Tag, Minette. Ja, Kinder, da bin ich wieder. Nun, wie findet Ihr

mich? hab' ich mich erholt?" Und eh' die Mädchen antworten konnten, worauf auch gar nicht gerechnet war, fuhr sie fort: „Aber Ihr habt Euch erholt. Namentlich Du, Minette. Du bist ja ordentlich stark geworden."

Minette sah verlegen vor sich hin, weshalb Käthe gutmüthig hinzusetzte: „Ich meine nur hier so um Kinn und Hals."

Indem kam auch der Bursche. „Nun, Orth, ich war schon in Sorge um Sie. Gott sei Dank, ohne Noth; ganz unverfallen, blos ein bischen bläßlich. Aber das macht die Hitze. Und immer noch dieselben Sommersprossen."

„Ja, gnädige Frau, die sitzen."

„Nun das ist recht. Immer ächt in der Farbe."

Unter solchem Gespräche war sie bis in ihr Schlafzimmer gegangen, wohin Botho und Minette ihr folgten, während die beiden andern sich in ihre Küchenregion zurückzogen.

„Nun, Minette, hilf mir. Erst den Mantel. Und nun nimm den Hut. Aber sei vorsichtig, wir wissen uns sonst vor Staub nicht zu retten. Und nun sage Orth, daß er den Tisch deckt vorn auf dem Balkon, ich habe den ganzen Tag keinen Bissen genossen, weil ich wollte, daß es mir recht gut bei Euch schmecken solle. Und nun geh, liebe Seele; geh, Minette."

Minette beeilte sich und ging, während Käthe vor dem hohen Stehspiegel stehen blieb und sich das in Unordnung gerathene Haar arrangirte. Zugleich sah sie im Spiegel auf Botho, der neben ihr stand und die schöne junge Frau musterte.

„Nun, Botho," sagte sie schelmisch und kokett und ohne sich nach ihm umzusehen.

Und ihre liebenswürdige Koketterie war klug genug berechnet und er umarmte sie, wobei sie sich seinen Liebkosungen überließ. Und nun umspannte er ihre Taille und hob sie hoch in die Höh'. „Käthe, Puppe, liebe Puppe."

„Puppe, liebe Puppe, das sollt' ich eigentlich übelnehmen, Botho. Denn mit Puppen spielt man. Aber ich nehm' es nicht übel, im Gegentheil. Puppen werden am meisten geliebt und am besten behandelt. Und darauf kommt es mir an."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Es war ein herrlicher Morgen, der Himmel halb bewölkt und in dem leisen Westwinde, der ging, saß das junge Paar auf dem Balkon und sah, während Minette den Kaffeetisch abräumte, nach dem Zoologischen und seinen Elephantenhäusern hinüber, deren bunte Kuppeln im Morgendämmer lagen.

„Ich weiß eigentlich noch nichts,“ sagte Botho, „Du bist ja gleich eingeschlafen und der Schlaf ist mir heilig. Aber nun will ich auch Alles wissen. Erzähle.“

„Ja, erzählen; was soll ich erzählen? Ich habe Dir ja so viele Briefe geschrieben, und Anna Grävenitz und Frau Salinger mußt Du ja so gut kennen wie ich oder eigentlich noch besser, denn ich habe mitunter mehr geschrieben, als ich wußte.“

„Wohl. Aber eben so oft hieß es „davon

mündlich." Und dieser Moment ist nun da, sonst denk' ich, Du willst mir etwas verschweigen. Von Deinen Ausflügen weiß ich eigentlich gar nichts und Du warst doch in Wiesbaden. Es heißt zwar, daß es in Wiesbaden nur Obersten und alte Generale gäbe, aber es sind doch auch Engländer da. Und bei Engländern fällt mir wieder Dein Schotte ein, von dem Du mir erzählen wolltest. Wie hieß er doch?"

„Armstrong; Mr. Armstrong. Ja, das war ein entzückender Mann und ich begriff seine Frau nicht eine Alvensleben, wie ich Dir, glaub' ich, schon sagte, die beständig in Verlegenheit kam, wenn er sprach. Und er war doch ein vollkommener Gentleman, der sehr auf sich hielt, auch dann noch, wenn er sich geben ließ und eine gewisse Nonchalance zeigte. Gentlemen bewähren sich in solchen Momenten immer am besten. Meinst du nicht auch? Er trug einen blauen Schlips und einen gelben Sommeranzug und sah aus, als ob er darin eingenäht wäre, weshalb Anna Grävenitz immer sagte: Da kommt das Pennal. Und immer ging er mit einem großen aufgespannten Sonnenschirm, was er sich in Indien angewöhnt hatte. Denn er war Offizier in einem schottischen Regiment, das lange in Madras oder Bombay gestanden, oder vielleicht war es auch Delhi. Das ist aber am Ende gleich.

Was der alles erlebt hatte! Seine Konversation war reizend, wenn man auch mitunter nicht wußte, wie man's nehmen sollte."

„Also zudringlich? Insolent?"

„Ich bitte Dich, Botho, wie Du nur sprichst. Ein Mann wie der; Kavalier comme-il-faut. Nun, ich will Dir ein Beispiel von seiner Art zu sprechen geben. Uns gegenüber saß die alte Generalin von Wedell und Anna Grävenitz fragte sie (ich glaube, es war gerade der Jahrestag von Königgrätz), ob es wahr sei, daß 33 Wedells im siebenjährigen Kriege gefallen seien? was die alte Generalin bejahte, hinzusetzend, es wären eigentlich noch einige mehr gewesen. Alle, die zunächst saßen, waren über die große Zahl erstaunt, nur Mr. Armstrong nicht, und als ich ihn wegen seiner Gleichgiltigkeit scherzhaft zur Rede stellte, sagte er, daß er sich über so kleine Zahlen nicht aufregen könne. „Kleine Zahlen," unterbrach ich ihn, aber er setzte lachend und um mich zu widerlegen, hinzu: von den Armstrongs seien 133 in den verschiedenen Kriegsfehden seines Clans umgekommen. Und als die alte Generalin dies Anfangs nicht glauben wollte, schließlich aber (als Mr. A. dabei beharrte,) neugierig frug: ob denn alle 133 auch wirklich „gefallen" seien? sagte er „Nein, meine Gnädigste, nicht gerade gefallen, die meisten sind wegen Pferde-

diebstahl von den Engländern, unseren damaligen Feinden, gehenkt worden." Und als sich alles über dies unstandesgemäße, ja, man kann wohl sagen, etwas genirliche Gehenktwerden entsetzte, schwor er, „wir thäten Unrecht, Anstoß daran zu nehmen, die Zeiten und Anschauungen änderten sich und was seine doch zunächst betheiligte Familie betreffe, so sähe dieselbe mit Stolz auf diese Heldenvorfahren zurück. Die schottische Kriegsführung habe dreihundert Jahre lang aus Viehraub und Pferdediebstahl bestanden, ländlich sittlich und er könne nicht finden, daß ein großer Unterschied sei zwischen Länderraub und Viehraub."

„Verkappter Welfe," sagte Botho. „Aber es hat manches für sich."

„Gewiß. Und ich stand immer auf seiner Seite, wenn er sich in solchen Sätzen erging. Ach, er war zum Todtlachen. Er sagte, man müsse nichts feierlich nehmen, es verlohne sich nicht, und nur das Angeln sei eine ernste Beschäftigung. Er angle mitunter 14 Tage lang im Loch Neß oder im Loch Lochy, denke Dir, solche komische Namen giebt es in Schottland, und schliefe dann im Boot und mit Sonnenaufgang stünd' er wieder da und wenn dann die 14 Tage um wären, dann mauf're er sich, dann ginge die ganze schülbrige Haut ab und dann hab' er eine Haut wie ein Baby. Und er thäte das alles

aus Eitelkeit, denn ein glatter egaler Teint sei doch eigentlich das Beste, was man haben könne. Und dabei sah er mich so an, daß ich nicht gleich eine Antwort finden konnte. Ach, Ihr Männer! Aber das ist doch wahr, ich hatte von Anfang an ein rechtes Attachement für ihn und nahm nicht Anstoß an seiner Redeweise, die sich mitunter in langen Ausführungen, aber doch viel, viel lieber noch in einem beständigen Hin und Her erging. Einer seiner Lieblingssätze war: „Ich kann es nicht leiden, wenn ein einziges Gericht eine Stunde lang auf dem Tische steht; nur nicht immer dasselbe, mir ist es angenehmer, wenn die Gänge rasch wechseln." Und so sprang er immer vom Hundertsten ins Tausendste.

„Nun, da müßt' ihr euch freilich gefunden haben," lachte Botho.

„Haben wir auch. Und wir wollen uns Briefe schreiben, ganz in dem Stil, wie wir mit einander gesprochen; das haben wir beim Abschied gleich ausgemacht. Unsere Herren, auch Deine Freunde, sind immer so gründlich. Und Du bist der gründlichste, was mich mitunter recht bedrückt und ungeduldig macht. Und Du mußt mir versprechen, auch so zu sein, wie Mr. Armstrong und ein bischen mehr einfach und harmlos plaudern zu wollen und ein bischen rascher und nicht immer dasselbe Thema."

Botho versprach Besserung, und als Käthe, die die Superlative liebte, nach Vorführung eines phänomenal reichen Amerikaners, eines absolut fakerlakigen Schweden mit Kaninchenaugen und einer faszinirend schönen Spanierin — mit einem Nachmittagsausfluge nach Limburg, Oranienstein und Nassau geschlossen und ihrem Gatten abwechselnd die Krupt, die Kadettenanstalt und die Wasserheilanstalt beschrieben hatte, zeigte sie plötzlich auf die Schloßkuppel nach Charlottenburg und sagte: „Weißt Du, Botho, da müssen wir heute noch hin oder nach Westend oder nach Halensee. Die Berliner Luft ist doch etwas stickig und hat nichts von dem Athem Gottes, der draußen weht und den die Dichter mit Recht so preisen. Und wenn man aus der Natur kommt, so wie ich, so hat man das, was ich die Reinheit und Unschuld nennen möchte, wieder lieb gewonnen. Ach, Botho, welcher Schatz ist doch ein unschuldiges Herz. Ich habe mir fest vorgenommen, mir ein reines Herz zu bewahren. Und Du mußt mir darin helfen. Ja, das mußt Du, versprich es mir. Nein, nicht so: Du mußt mir dreimal einen Kuß auf die Stirn geben, bräutlich, ich will keine Zärtlichkeit, ich will einen Weihekuß ... Und wenn wir uns mit einem Lunch begnügen, natürlich ein warmes Gericht, so können wir um drei draußen sein.“

* * *

Und wirklich, sie fuhren hinaus und wiewohl die Charlottenburger Luft noch mehr hinter dem „Athem Gottes“ zurückblieb als die Berliner, so war Käthe doch fest entschlossen, im Schloßpark zu bleiben und Halensee fallen zu lassen. Westend sei so langweilig und Halensee sei noch wieder eine halbe Reise, fast wie nach Schlangenbad, im Schloßpark aber könne man das Mausoleum sehen, wo die blaue Beleuchtung einen immer so sonderbar berühre, ja, sie möchte sagen, wie wenn einem ein Stück Himmel in die Seele falle. Das stimme dann andächtig und zu frommer Betrachtung. Und wenn auch das Mausoleum nicht wäre, so wäre doch die Karpfenbrücke da, mit der Klingel dran und wenn dann ein großer Mooskarpfen käme, so wär' es ihr immer, als käm' ein Krokodil. Und vielleicht wär' auch eine Frau mit Kringeln und Oblaten da, von der man etwas kaufen und dadurch im Kleinen ein gutes Werk thun könne, sie sage mit Absicht ein „gutes Werk“ und vermeide das Wort christlich, denn Frau Salinger habe auch immer gegeben.

Und alles verlief programmmäßig und als die Karpfen gefüttert waren, gingen beide weiter in den Park hinein, bis sie bis dicht an das Belvedere kamen mit seinen Rokokofiguren und seinen historischen Erinnerungen. Von diesen Erinnerungen wußte Käthe nichts und Botho nahm deshalb

Veranlassung, ihr von den Geistern abgeschiedener Kaiser und Kurfürsten zu erzählen, die der General von Bischofswerder an eben dieser Stelle habe erscheinen lassen, um den König Friedrich Wilhelm II. aus seinen lethargischen Zuständen oder was dasselbe gewesen, aus den Händen seiner Geliebten zu befreien und ihn auf den Pfad der Tugend zurückzuführen.

„Und hat es geholfen?“ fragte Käthe.

„Nein.“

„Schade. Dergleichen berührt mich immer tief schmerzlich. Und wenn ich mir dann denke, daß der unglückliche Fürst (denn unglücklich muß er gewesen sein) der Schwiegervater der Königin Luise war, so blutet mir das Herz. Wie muß sie gelitten haben! Ich kann mir immer in unserem Preußen solche Dinge gar nicht recht denken. Und Bischofswerder, sagtest Du, hieß der General, der die Geister erscheinen ließ?“

„Ja. Bei Hofe hieß er der Laubfrosch.“

„Weil er das Wetter machte?“

„Nein, weil er einen grünen Rock trug.“

„Ach, das ist zu komisch ... Der Laubfrosch.“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Bei Sonnenuntergang waren beide wieder daheim und Käthe, nachdem sie Hut und Mantel an Minette gegeben und den Thee beordert hatte, folgte Botho in sein Zimmer, weil es sie nach dem Bewußtsein und der Genugthuung verlangte, den ersten Tag nach der Reise ganz und gar an seiner Seite zugebracht zu haben.

Botho war es zufrieden und weil sie fröstelte, schob er ihr ein Kissen unter die Füße, während er sie zugleich mit einem Plaid zudeckte. Bald danach aber wurd' er abgerufen, um Dienstliches, das der Erledigung bedurfte, rasch abzumachen.

Minuten vergingen und da Kissen und Plaid nicht recht helfen und die gewünschte Wärme nicht geben wollten, so zog Käthe die Klingel und sagte

dem eintretenden Diener, „daß er ein paar Stücke Holz bringen solle; sie friere so."

Zugleich erhob sie sich, um den Kaminschirm bei Seite zu schieben, und sah, als dies geschehen war, das Häuflein Asche, das noch auf der Eisenplatte lag.

Im selben Momente trat Botho wieder ein und erschrak bei dem Anblick, der sich ihm bot. Aber er beruhigte sich sogleich wieder, als Käthe mit dem Zeigefinger auf die Asche wies und in ihrem scherzhaftesten Tone sagte: „Was bedeutet das, Botho? Sieh', da hab' ich Dich mal wieder ertappt. Nun bekenne. Liebesbriefe? Ja oder nein?"

„Du wirst doch glauben, was Du willst?"

„Ja oder nein?"

„Gut denn; ja."

„Das war Recht. Nun kann ich mich beruhigen. Liebesbriefe, zu komisch. Aber wir wollen sie doch lieber zweimal verbrennen: erst zu Asche und dann zu Rauch. Vielleicht glückt es."

Und sie legte die Holzstücke, die der Diener mittlerweile gebracht hatte, geschickt zusammen und versuchte sie mit ein paar Zündhölzchen anzuzünden. Und es gelang auch. Im Nu brannte das Feuer hell auf und während sie den Fauteuil an die Flamme schob und die Füße bequem und, um sie zu wärmen, bis an die Eisenstäbe vorstreckte, sagte sie: „Und nun will ich Dir auch die Geschichte

von der Russin auserzählen, die natürlich gar keine Russin war. Aber eine sehr kluge Person. Sie hatte Mandelaugen, alle diese Personen haben Mandelaugen, und gab vor, daß sie zur Kur in Schlangenbad sei. Nun, das kennt man. Einen Arzt hatte sie nicht, wenigstens keinen ordentlichen, aber jeden Tag war sie drüben in Frankfurt oder in Wiesbaden oder auch in Darmstadt und immer in Begleitung. Und Einige sagen sogar, es sei nicht mal derselbe gewesen. Und nun hättest Du sehen sollen, welche Toilette und welche Suffisance! Kaum, daß sie grüßte, wenn sie mit ihrer Ehrendame zur Table d'hote kam. Denn eine Ehrendame hatte sie, das ist immer das Erste bei solchen Damen. Und wir nannten sie „die Pompadour“, ich meine die Russin, und sie wußt' es auch, daß wir sie so nannten. Und die alte Generalin Wedell, die ganz auf unsrer Seite stand und sich über die zweifelhafte Person ärgerte (denn eine Person war es, darüber war kein Zweifel), die alte Wedell, sag' ich, sagte ganz laut über den Tisch hin: „Ja, meine Damen, die Mode wechselt in allem, auch in den Taschen und Täschchen und sogar in den Beuteln und Beutelchen. Als ich noch jung war, gab es noch Pompadours, aber heute giebt es keine Pompadours mehr. Nicht wahr? Es giebt keine Pompadours mehr.“ Und dabei lachten wir und sahen alle die

Pompadour an. Aber die schreckliche Person gewann trotzdem einen Sieg über uns und sagte mit scharfer und lauter Stimme, denn die alte Wedell hörte schlecht: „Ja, Frau Generalin, es ist so, wie Sie sagen. Nur sonderbar, als die Pompadours abgelöst wurden, kamen die Reticules an die Reihe, die man dann später die Ridicules nannte. Und solche Ridicules giebt es noch.“ Und dabei sah sie die gute alte Wedell an, die, weil sie nicht antworten konnte, vom Tische aufstand und den Saal verließ. Und nun frag' ich Dich, was sagst Du dazu? Was sagst Du zu solcher Impertinenz?... Aber Botho, Du sprichst ja nicht, Du hörst ja gar nicht..“

„Doch, doch, Käthe..“

* * *

Drei Wochen später war eine Trauung in der Jakobi-Kirche, deren kreuzgangartiger Vorhof auch heute von einer dichten und neugierigen Menschenmenge, meist Arbeiterfrauen, einige mit ihren Kindern auf dem Arm, besetzt war. Aber auch Schul- und Straßenjugend hatte sich eingefunden. Allerlei Kutschen fuhren vor, und gleich aus einer der ersten stieg ein Paar, das, so lang es im Gesichtskreise der Anwesenden verblieb, mit Lachen und Getuschel begleitet wurde.

„Die Taille“, sagte eine der zunächst stehenden Frauen.

„Taille?“

„Na denn Hüfte.“

„Schon mehr Walfischrippe ...“

„Das stimmt.“

Und kein Zweifel, daß sich dies Gespräch noch fortgesetzt hätte, wenn nicht in eben diesem Augenblicke die Brautkutsche vorgefahren wäre. Der vom Bock herabspringende Diener eilte den Kutschenschlag zu öffnen, aber der Bräutigam selbst, ein hagerer Herr mit hohem Hut und spitzen Vatermördern, war ihm bereits zuvorgekommen und reichte seiner Braut die Hand, einem sehr hübschen Mädchen, das übrigens, wie gewöhnlich bei Bräuten, weniger um seines hübschen Aussehens, als um seines weißen Atlaskleides willen bewundert wurde. Dann stiegen Beide die mit einem etwas abgetretenen Teppich belegte, nur wenig Stufen zählende Steintreppe hinauf, um zunächst in den Kreuzgang und gleich danach in das Kirchenportal einzutreten. Aller Blicke folgten ihnen.

„Un kein Kranz nich?“ sagte dieselbe Frau, vor deren kritischem Auge kurz vorher die Taille der Frau Dörr so schlecht bestanden hatte.

„Kranz? .. Kranz? .. Wissen Sie denn nich? .. Haben Sie denn nichts munkeln hören?“

„Ach so. Freilich hab' ich. Aber, liebe Kornatzki, wenn es nach's Munkeln ginge, gäb' es gar keine Kränze mehr un Schmidt in der Friedrichstraße könnte man gleich zumachen."

„Ja, ja," lachte jetzt die Kornatzki „das könnt' er. Un am Ende für so 'nen Alten! Fuffzig jute hat er doch woll auf'n Puckel un sah eigentlich aus, als ob er seine silberne gleich mitfeiern wollte."

„Woll. So sah er aus. Un haben Sie denn seine Vatermörder gesehn? So was lebt nich."

„Damit kann er sie gleich dod machen, wenn's wieder munkelt."

„Ja, das kann er."

„Und so ging es noch eine Weile weiter, während aus der Kirche schon das Präludium der Orgel hörbar wurde.

* * *

Den anderen Morgen saßen Rienäcker und Käthe beim Frühstück, diesmal in Botho's Arbeitszimmer, dessen beide Fenster, um Luft und Licht einzulassen, weit offen standen. Rings um den Hof her nistende Schwalben flogen zwitschernd vorüber und Botho, der ihnen allmorgendlich einige Krumen hinzustreuen pflegte, griff eben wieder zu gleichem Zweck nach dem Frühstückskorb, als ihm das ausgelassene Lachen seiner seit fünf Minuten schon in ihre

Lieblingszeitung vertieften jungen Frau Veranlassung gab, den Korb wieder hinzustellen.

„Nun, Käthe, was ist? Du scheinst ja was ganz besonders Nettes gefunden zu haben."

„Hab' ich auch.. Es ist doch zu komisch, was es für Namen giebt! Und immer gerade bei Heiraths- und Verlobungsanzeigen. Höre doch nur."

„Ich bin ganz Ohr."

„... Ihre heute vollzogene eheliche Verbindung zeigen ergebenst an: Gideon Franke, Fabrikmeister, Magdalene Franke, geb. Nimptsch.. Nimptsch. Kannst Du Dir 'was Komischeres denken? Und dann Gideon!"

Botho nahm das Blatt, aber freilich nur weil er seine Verlegenheit dahinter verbergen wollte. Dann gab er es ihr zurück und sagte mit so viel Leichtigkeit im Ton, als er aufbringen konnte: „Was hast Du nur gegen Gideon, Käthe? Gideon ist besser als Botho."

Druck von G. Pätz, Naumburg a. S.

(1)

DENKMAL
ALBRECHT THAER'S
ZU BERLIN.

NACH DEM

ENTWURFE VON **CHR. RAUCH** AUSGEFÜHRT

VON

H. HAGEN.

Nach Photographien von L. Ahrends gezeichnet von Professor Holbein und in Holz geschnitten von E. Glantz.

Mit Text von Th. Fontane

Preußische Staatsbibliothek Berlin

BERLIN.
VERLAG VON GUSTAV BOSSELMANN.

Schon vor einer Reihe von Jahren und zwar auf den jährlichen Versammlungen der Deutschen Forst- und Landwirthe, wurde der Gedanke angeregt, den Verdiensten **Thaer's** um die wissenschaftliche Begründung und Ausbildung der Landwirthschaft, ein Denkmal zu setzen. Ein solches Denkmal kam auch wirklich zu Stande und wurde ihm zu **Leipzig** errichtet.

Dieser Leipziger Denkstein konnte jedoch die Verpflichtung **Preussens** nicht lösen, dem Manne, welcher in seiner besten Kraft für und in Preussen mit voller Hingebung gewirkt hatte, in der Hauptstadt ein würdiges Standbild aufzurichten, welches die verehrten Züge der Nachwelt erhalte.

Im Jahre 1843 begann der damalige Präsident des Landes-Oekonomie-Collegiums, Hr. v. **Beckedorf**, die Ausführung des Unternehmens zunächst durch Sammlung der erforderlichen Mittel, worin er nicht nur durch die landwirthschaftlichen Vereine des Landes, sondern auch durch die Ministerien (besonders durch das landwirthschaftliche Ministerium seit seiner Errichtung) und die obern Provinzial-Behörden auf das Willigste und Wirksamste unterstützt wurde. Indessen traten manche ungünstige Zeitverhältnisse dem Vorhaben entgegen, so dass es erst im Jahre 1854 wieder aufgenommen werden konnte. Kränklichkeit veranlasste den Präsidenten v. Beckedorf, im Jahre 1856 aus seiner Thätigkeit zu scheiden; seinen Zweck jedoch nicht aus den Augen verlierend, beredete er zunächst die Modellirung der Statue mit dem Bildhauer Prof. **Rauch**, und legte dann die Fortführung der Angelegenheit in die Hände eines Comité's bestehend aus den Herren v. **Meding**, Graf **Itzenplitz**, **Koppe** und v. **Olfers**, an dessen Verhandlungen er bis zu seinem Lebensende, der übernommenen Verpflichtung zu genügen, fortwährend den lebhaftesten Antheil nahm.

Da inzwischen, nach vielfachen anderen Vorschlägen und Erörterungen, Se. **Majestät König Friedrich Wilhelm IV.** bestimmt hatte, dass die Statue **Thaer's** neben dem Standbilde **Beuth's** seine Aufstellung auf dem Platze vor der Bauakademie finden sollte, so mussten dieselben Verhältnisse für die Maasse des Denkmals, welche für letzteres (wenngleich später errichtet) schon feststanden, angenommen werden, was ohne Erhöhung der ursprünglich veranschlagten Summe geschehen konnte. Später wurde von Verehrern **Schinkel's** die Idee aufgefasst, auch ihm dort ein Standbild zu errichten, und es wurde nun von **Sr. Königl. Hoheit dem damaligen Prinzen Regenten** genehmigt, dass alle drei Statuen nach dem schon entworfenen Plane des Herrn General-Garten-Direktors **Lenné** auf dem Platze der Bauakademie in einem Halbkreise ihre gemeinschaftliche Aufstellung finden sollten.

Das 9½ Fuss hohe Model der Statue **Thaer's** konnte noch von dem Professor **Rauch** völlig fertig hergestellt werden; leider war es seine letzte Arbeit, aber von dem Meister mit derselben Kraft demselben

Fleisse und derselben Lebendigkeit durchgeführt, wie irgend eine seiner früheren Leistungen. So wird seine Thaer-Statue als redendes Zeugniss von der Grösse des Künstlers für alle Zeiten noch ein besonderes Interesse gewähren.

Mit dem Entwurfe des Fussgestelles, welches 11½ Fuss hoch, in seinen Maassen und Gliederungen dem Fussgestelle der Beuth-Statue ähnlich werden musste, wurde der Bildhauer Herr Hugo Hagen, welcher bereits an der Ausführung des grossen Models zum Standbilde sehr thätig geholfen hatte, beauftragt. Die Modele zu diesen Reliefs wurden ebenfalls von dem Herrn Hagen entworfen und ausgeführt. Den Bronzeguss der Statue und der Reliefs lieferte der Kunstgiesser Herr Gladenbeck; ciselirt wurde beides von dem Ciseleur Herrn Grünenberg; die Granitarbeit ging aus der Werkstätte des Hof-Steinmetzmeisters Herrn Robert Müller hervor.

Endlich im Herbst 1860 waren alle Arbeiten und Vorbereitungen für die Aufstellung so weit gediehen, dass am Montag den 5. November die Enthüllungs-Feierlichkeit des Thaer-Denkmals auf dem Platze an der Bauakademie stattfinden konnte. Schon vor dem auf 12 Uhr Mittags angesetzten Beginn derselben war der Platz mit den, zur Theilnahme an der Feier geladenen Personen — wohl über 1200 — gefüllt. Se. Maj. der König Friedrich Wilhelm IV. war durch schwere Krankheit, Se. Kgl. Hoh. der Prinz-Regent durch einen Todesfall in der Kgl. Familie am Erscheinen verhindert. Die Einrichtung war so getroffen, dass unmittelbar neben dem verhüllten und mit vier Masten geschmückten Denkmal die vier Comité-Mitglieder (v. Meding, v. Olfers, Graf Itzenplitz, Koppe) standen; ihnen gegenüber befanden sich auf einem Teppich eine Anzahl von Sesseln und Stühlen für die Minister, Generalität, Gesandten und sonstige hohe Beamte. Unter den Erschienenen waren JJ. EE. der Feldmarschall v. Wrangel, der General-Inspecteur der Artillerie, General der Infanterie v. Hahn, der Stadt-Commandant General-Lieutenant v. Alvensleben; die Minister v. Auerswald, v. d. Heydt, Simons, v. Patow, Graf Pückler, v. Bethmann-Hollweg, Graf Schwerin, der Vice-Adm. Schröder (die Minister Frhr. v. Schleinitz und General-Lieutenant v. Roon hatten ihr Ausbleiben, Letzterer mit seinem Gesundheitszustande, entschuldigt). An der Seite der Minister befand sich der Sohn des Gefeierten, Landes-Oekonomie-Rath Thaer auf Möglin, wie die Mitglieder der Thaer'schen Familie. Für die Damen derselben, wie für die Töchter des verewigten Rauch, waren Plätze auf einem der Balcone des Hotel d'Angleterre vorbehalten. An dem Denkmale selbst standen der Bildhauer Hagen, der Ciseleur Grünenberg, der Giesser Gladenbeck und der Steinmetzmeister Rob. Müller. Zur andern Seite der Minister hatten die Vertreter des Magistrats und der Stadtverordneten, unter Führung des Oberbürgermeisters, Dr. Krausnick, die Vertreter der Akademie der Wissenschaften (DD. Ehrenberg und Mitscherlich), der Akademie der Künste, der Universität (Dekane DD. Beseler und Braun in ihrer Amtstracht), die Mitglieder des Landes-Oekonomie-Collegiums, wie die Vertreter der wissenschaftlichen Institute sich aufgestellt. Rechts vom Denkmale, und zwar zunächst oben nach der Bauakademie zu, waren die Plätze für die Vertreter der landwirthschaftlichen Vereine und für die sonstigen Theilnehmer aus den deutschen (nichtpreussischen) Staaten, und zwar waren erschienen: ein Vertreter des k. bayerischen Handels-Ministeriums, ein Vertreter des k. sächsischen Ministeriums des Innern (Geh. Reg.-Rath Reuning aus Dresden), der Director Schober von der Akademie in Tharandt, sowie Vertreter von Vereinen resp. Lehranstalten aus Wiesbaden, Celle, Hannover, Lüneburg, Prag, Brünn, Dresden, Chemnitz, Lützschena, Camburg, Eisenach, Köthen, Roslau und Kiel. Auch Kurland und Karlskrona (Schweden) waren vertreten. Diesen Vertretern reihten sich die Vertreter oder Deputationen der preussischen landwirthschaftlichen Vereine und zwar provinzenweise wie folgt an: neben den ebengenannten die aus Preussen, diesen zunächst, Posen, dann: Pommern, Brandenburg (natürlich in grosser Anzahl), Schlesien, Sachsen,

Westfalen, Rheinprovinz, hohenzollernsche Lande. Hinter dem Denkmal stand ein Musikcorps und wiederum hinter Letzterem waren im Halbkreise 200 Arbeiter der landwirthschaftlichen Maschinenfabriken von Beermann, Eckert, Schneitler und Andree mit ihren Fahnen, Emblemen und einem Musikcorps postirt (sie waren mit demselben durch die Stadt zum Festplatze gezogen), während der übrige Raum dem zuschauenden Publikum blieb, das sich zahlreich eingefunden und namentlich auch die Schlossbrücke, Prinzengasse u. s. w. besetzt hatte.

Bald nach 12 Uhr begann die Feier mit den Klängen des Chorals: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren." Darauf nahm der Vorsitzende des Comité's, Wirkl. Geh. Rath und Mitglied des Herrenhauses v. Meding Exc., seinen Platz zwischen dem Denkmale und dem mit den Sesseln besetzten Raume und hielt folgende Ansprache:

Hohe Versammlung, verehrte Berufsgenossen! Wir tragen eine alte Schuld der Dankbarkeit ab, indem wir das dem Begründer der wissenschaftlichen Auffassung des Landbaues errichtete Denkmal heute dem gesammten Vaterlande feierlich übergeben. Nicht Viele sind mehr übrig von Denen, die persönlich an seiner Wirksamkeit Theil genommen haben, aber sein Wirken lebt in reichem Maasse unter uns fort. Albrecht Thaer war der Mann der Wissenschaft, aber auch der Mann der Praxis. Schon aus der frühesten Zeit seiner Thätigkeit stammt das Werk, das zu einem verbesserten Betriebe der Landwirthschaft in Deutschland die grösste Anregung gegeben hat, die „Einleitung in die Kenntniss der englischen Landwirthschaft." In schon vorgerückten Jahren hat Albrecht Thaer mit eisernem Fleiss sich selbst erst die Kenntniss der edleren Schafzucht erworben, und ist dann der Begründer dieses wichtigen Zweiges unseres landwirthschaftlichen Gewerbes geworden. Unter den zahlreichen Wohlthaten, welche das preussische Vaterland der gesegneten Regierung Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm III., des Weisen und Gerechten, verdankt, ist die Berufung Thaer's in die hiesigen Lande wahrlich keine der geringsten gewesen. Preussens Landwirthe jeden Standes und Ranges haben ihre Dankbarkeit für diese königliche Wohlthat thatsächlich bekundet, indem sie Thaer's Wirksamkeit kräftig unterstützt und in seinem Sinne fortgearbeitet haben. Wir haben an Thaer's Lehre und Beispiele gelernt, einem oft undankbaren Boden die Schätze zu entlocken, die der allgütige Schöpfer in jeden Boden gelegt hat. Wir wissen aber auch, dass die so gewonnenen materiellen Güter nur dazu dienen sollen, um die höheren Zwecke der Menschheit desto kräftiger zu fördern: felsenfeste Königstreue, ächte Vaterlandsliebe und wahre Gottesfurcht, Tugenden, in deren Pflege dem übrigen Vaterlande mit seinem Beispiele voran zu leuchten, es der hohe und edle Beruf des Landbaues ist. Sr. Majestät dem jetzt regierenden König, dessen Leiden der allgütige Gott mildern wolle, verdanken wir die Entscheidung, wonach dem Denkmal seine Stelle auf einem der hervorragendsten Plätze dieser schönen Hauptstadt angewiesen ist. Se. k. Hoh. der Prinz-Regent hat diese Entscheidung zu bestätigen geruht. Neben demselben werden als seine Seitenstücke binnen Kurzem die Monumente von Beuth und Schinkel ihre Stelle finden, von Männern, die um den Gewerbfleiss und um die Kunst sich in gleicher Weise verdient gemacht haben, wie Thaer um den Landbau. Es ist dies ein schönes Zeugniss, dass das Vaterland die Verdienste seiner Söhne um die Künste des Friedens nicht minder ehrt, wie die Helden und Staatsmänner, deren Thaten die Regierungen unserer glorreichen Könige unterstützt und verherrlicht haben. Ein das ganze Land in Betrübniss setzender Todesfall beraubt uns heute der persönlichen Gegenwart Sr. k. Hoh. des Prinzen-Regenten und der übrigen Mitglieder des geliebten Herrscherhauses. Se. k. Hoh. der Prinz-Regent, wie nicht weniger Se. k. Hoh. der Prinz Friedrich Wilhelm, welcher als Protector mehrerer landwirthschaftlichen Vereine dem Landbau seine besondere Gnade zuwendet, haben aber Höchstdero besondere Theilnahme an der Feier ausdrücken zu lassen geruht. So sei hiermit dies Denkmal dem gesammten preussischen und deutschen Vaterlande übergeben. Möge es ein Zeugniss bleiben von dem, was das Vaterland seinen erlauchten Königen und Regenten verdankt, und von dem, was es unter deren Führung zu leisten vermag! Möge Thaer's Denkmal für Preussen und für Deutschland in allen Folgezeiten zu einem hervorleuchtenden Beispiel gemeinnütziger Thätigkeit dienen!

Auf ein gegebenes Zeichen fiel die Hülle des Standbildes; die ganze Versammlung entblösste das Haupt und eine dreifache Fanfare ertönte. Demnächst brachte Hr. v. Meding Sr. Maj. dem König und Sr. k. Hoh. dem Prinz-Regenten ein dreifaches Hoch, in das die Versammlung einstimmte. Nachdem der

dreimalige Tusch der Musiker und die Volkshymne verklungen waren, wandte sich Se. Exc. der Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten, Graf v. Pückler, an die Herren des Comités und sprach ihnen im Namen der Landwirthe des Vaterlandes den Dank und die Freude für und über das gelungene Unternehmen aus. Die Anwesenden besichtigten nunmehr das Denkmal, und die Feier endete nach 12½ Uhr mit dem Vorbeimarsch der Maschinenarbeiter.

Das Denkmal, wie schon oben angedeutet, besteht aus einer Portraitstatue Thaer's und aus 8 Reliefbildern (alle vom Bildhauer Hagen herrührend), die an den Seiten des Piedestals angebracht worden sind. Die oberen grösseren Reliefs stellen in idealer Weise Thaer's Leben und Wirken dar, während die unteren kleineren Reliefs dem wirklichen Leben entnommen, das landwirthschaftliche, durch Thaer neu angeregte Leben, und ihn in Mitten desselben zur Anschauung bringen.

Obere Reliefs. An der Vorderseite: Ceres sitzend, die Sichel in der Linken, mit der Rechten, die zugleich Aehren fasst, eine Tafel haltend, welche die Widmungsworte trägt:

ALBRECHT THAER

GEB. 1752. GEST. 1828.

DEM BEGRUENDER

DES WISSENSCHAFTLICHEN LANDBAUES

DAS DANKBARE VATERLAND

Zu ihrer Seite zwei ideale Knabengestalten, die eine mit einem aufgerollten Pergamente, welches die Namen der Landbauschriftsteller des Alterthums, Cato, Columella, Virgil, Varro trägt, die andere mit einer Tafel, auf welcher die wichtigsten Werke Thaer's verzeichnet sind: Englische Landwirthschaft 1798. Ackergeräthe 1803. Annalen 1805. Grundsätze der rationellen Landwirthschaft 1810.

Das zweite Relief, zur Rechten, bezieht sich auf den Beginn der Thätigkeit Thaer's. Noch der Arzneikunst, der Hygieia, vorzugsweise angehörend, welche ihre Hand auf seine Schulter legt, steht er nachdenkend vor der Sphinx, dem ewigen Räthsel der Natur und Menschheit; die Philosophie, mit erhobener Leuchte vor ihm herwandelnd, eröffnet ihm die neue Bahn.

Das dritte Relief zur Linken, stellt ihn in seiner vollen Wirksamkeit dar, als Lehrer vermittelnd zwischen der Landwirthschaft, deren kräftige Gestalt sich auf eine Sense stützt und den Fuss auf eine Garbe setzt, und der Wissenschaft, auf deren Schulter er seine Hand legt, während hinter derselben durch die reiche Füllhörner tragende Gestalt das Gemeinwohl versinnlicht wird, welches aus dieser Verbindung hervorgeht.

Das vierte Relief, an der Hinterseite, der Widmung gegenüber, stellt das erreichte Ziel seines Strebens dar: die blühende Landwirthschaft stützt sich auf die ihr zugewendeten Gestalten der Wissenschaft und der Industrie. Thaer selbst, schon vollendet gedacht, ist als Hermenbüste im Bilde aufgestellt.

Untere Reliefs. An der Vorderseite: Der praktische Unterricht. Thaer, umgeben von einigen Freunden und Schülern, erklärt die Vorzüge einer Schaaf-Race, von welcher ein Widder durch einen Bauernknaben herbeigeführt ist. Den Hintergrund bildet das Gebäude der landwirthschaftlichen Akademie zu Mögelin mit seiner Umgebung, der Ort der Hauptwirksamkeit Thaer's.

Die beiden Seitenreliefs geben rechts eine Schaafwäsche, links eine Erndte. Das vierte Relief an der Rückseite des Denkmals stellt Thaer in vorgerücktem Alter, im Kreise seiner Familie dar, wie er bei seiner Jubelfeier von Freunden und Verehrern, unter diesen auch von einer Abordnung des hiesigen Gewerbevereins, begrüsst wird, welche glückwünschend Ehrengeschenke überreichen.

Diese unteren vier Reliefs boten zugleich eine schickliche Gelegenheit, einige der Gönner, Freunde, Gehülfen und Schüler des verdienten Mannes, deren Namen unter den Landwirthen des Vaterlandes noch jetzt einen guten Klang haben, in die Darstellung aufzunehmen: ihre Namen sind an dem unteren Rande derselben vermerkt. Es sind im ersten Relief: Frau v. Friedland, Einhoff, Koppe, v. Wulffen, Mentzel, der Herzog v. Holstein-Beck, v. Bülow-Essenrode, und der Schäfer Grabert, welcher die erste Heerde nach Möglin brachte; im zweiten Relief der Fürst Heinrich LXII. Reuss-Klipphausen; im dritten Relief v. Thünen; im vierten Thaer mit seiner Frau, dreien seiner Söhne, Albrecht, dem jetzigen Director der Academie zu Möglin, Ernst (leider früh gestorben, ein geistreicher, wohlwollender Arzt), und Georg (ausgezeichneter Landwirth zu Panthen in Schlesien), und seinem Schwiegersohn Korte; unter den Begrüssenden: Graf v. Itzenplitz, v. Bredow-Schwanebeck, Bath, v. Arnim-Neuensund, v. Eckardstein-Prötzel, v. Treskow-Friedrichsfelde.

Ueber die künstlerische Bedeutung des Denkmals mag es noch gestattet sein, die Worte zu citiren, die von competenter Seite (Prof. Wilhelm Lübke, jetzt Professor der Kunstgeschichte in Zürich) darüber geäussert wurden. Diese Worte lauten:

„Bei Betrachtung des Thaerdenkmals haben wir die Statue selbst und die Reliefs vom Postament zu sondern. Das Bildniss Thaer's tritt dem Beschauer mit voller charakteristischer Bedeutung entgegen. Die lebhafte Stellung und Geberde ist bezeichnend gewählt und in glücklicher Natürlichkeit zum Ausdruck gekommen. Die Haltung des Körpers ist ungezwungen, und der feine Ausdruck des wohlwollenden, liebenswürdigen Kopfes vollendet den Eindruck eines anziehenden Charakterbildes und hat unmittelbar für den Beschauer etwas Gewinnendes. Man begreift sofort, dass es einem Manne gilt, dessen Wirken ein liebevolles, segensreiches für das öffentliche Leben. Unser alter Meister Rauch hat in diesem seinem letzten Werke, ähnlich früheren Heroen seiner Kunst, die volle Frische und Lebendigkeit seiner bildnerischen Begabung bethätigt und als glänzendes Siegel auf sein eigenes ruhmvoll beschlossenes Leben gedrückt.

Die Plastik kann in den meisten Fällen, wo es nicht etwa die Darstellung eines Mannes der blossen äusseren That gilt, in der Portraitstatue nur eine Andeutung der besonderen Art geistigen Wirkens geben. Um der individuellen Ausprägung solcher Thätigkeit im Bildwerke gerecht zu werden, bedarf sie der Reliefschilderung als Aushülfe. Wir freuen uns, dass am Denkmale Thaer's die Ausschmückung des Postaments genügenden Anlass zu solcher Darstellung geboten hat. Auf vier friesartigen Relief-Compositionen wird von dem Wirken des Gefeierten in den verschiedenen Zweigen seines Berufes ein anschauliches Bild vorgeführt. Diese Reliefs befinden sich am unteren Theile des Postamentes, während über ihnen vier andere Relieftafeln mehr allegorisch-idealen Darstellungen zu seiner Verherrlichung dienen. Der Bildhauer Hagen, der langjährige hingebende Gehülfe Rauch's, zeigt sich in diesen umfassenden Compositionen als ein Künstler, dem es neben lebendiger Phantasie und glücklicher Gestaltungskraft eben so wenig an dem Sinn für klare, rhytmische Anordnung, wie an Talent für naturwahre Lebensfrische des Styles gebricht. In anziehender Weise hat er dabei die Momente des Landlebens, die sich hier von selbst darboten, künstlerisch aufzufassen und zu gestalten verstanden. Ganz vorzüglich ist in dieser Hinsicht die Darstellung der Schafwäsche gelungen. Aber auch den einfacheren Scenen hat der Bildhauer durch seine portraitwahre Charakteristik eine Fülle von Interesse verliehen.

Wir sehen in diesem ganzen Werke die feste Fortsetzung jener durch das langjährige Wirken Rauch's in der Berliner Plastik begründeten Tradition, die man als eine glückliche Verschmelzung des Idealen und des Natürlichen bezeichnen kann. Auf dieser Höhe des Stiles ist es denn auch möglich, Darstellungen allegorischer Fassung an demselben Monumente mit überwiegend realen Schilderungen aus alltäglichen Lebenskreisen zu verbinden. Nur diesem richtigen Erkennen des wahren Kunstzieles verdankt die Berliner Bildhauerschule den Ruhm, überall da die erste im ganzen Umkreise moderner plastischer Thätigkeit zu sein, wo es sich um lebensvolle und doch erhöhte, d. h. ideale Auffassung historisch bestimmter Persönlichkeiten handelt."

Albrecht Daniel Thaer.

Albrecht Daniel Thaer wurde am 14. Mai 1752 zu Celle geboren. Sein Vater, Hofmedicus ebendaselbst, stammte aus Liebenwerda in Sachsen; seine Mutter war die Tochter des Landrentmeisters Saffe zu Celle. Seine ersten Studien machte Albrecht Thaer auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, aber er verfuhr dabei in so unregelmässiger Art und Weise, dass er z. B. (es sind dies seine eigenen Worte) im 16. Jahre französisch und englisch sprechen konnte, aber kein Wort lateinisch verstand. Die Lehrer liessen es eben gehen. Endlich entdeckte er sich dem Rector des Gymnasiums, nahm Privatstunden und holte in einem einzigen Jahre alles Versäumte so völlig nach, dass er ein Jahr darauf im Stande war, nach Göttingen zur Universität abzugehen. Sein ganzes Wesen damals (im Gegensatz zu seinen reiferen Jahren) war genialisch und excentrisch; er hatte etwas Wunderkindartiges an Gaben wie an Unarten. Er begann nun mit grossem Eifer Medicin zu studiren und schien namentlich bestimmt, in der Chirurgie Bedeutendes zu leisten. Er verweilte Tage lang, das Secirmesser in der Hand, auf dem anatomischen Saal, sah aber bei der ersten Operation, der er beiwohnte, dass er seltsamerweise wohl zum Anatomen am leblosen, aber nie und nimmer zum Chirurgen am lebendigen Organismus bestimmt sein könne, denn er fiel in Ohnmacht; — eine Erscheinung, die sich wiederholte, so oft er den Versuch machte, die angeborene Scheu zu überwinden. Er wandte sich nun der Pathologie zu, hörte Collegia bei den berühmten Professoren Schröder und Baldinger, die beide ein ganz besonderes Vertrauen zu ihm fassten, und genoss, trotz seiner noch knabenhaften Erscheinung, ein solches Ansehen bei Alt und Jung, dass kein erheblicher Krankheitsfall vorkam, bei dem er nicht zu Rathe gezogen worden wäre. Dies gab ihm, neben vielem Selbstgefühl, auch eine besondere Position, eine Art Mittelstellung zwischen Lehrern und Schülern. Den eigentlich studentischen Kreisen, namentlich seinen speciellen Fachgenossen, wurde er immer fremder und nur Bücher, philosophische Studien und philosophische Freunde schienen ihm eines vertrauteren Umgangs werth. Unter den letzteren nahm Johann Anton Leisewitz, der Dichter des Julius von Tarent, den ersten Rang ein. Thaer selbst schreibt darüber: „Unsere Seelen waren in beständigem Einklang, fast hatten wir nur Ein Herz." Ihre Freundschaft wurzelte, neben den Beziehungen des Herzens, in gleichen Interessen und Bestrebungen und wiewohl Thaer, nach unbedeutenden ersten Versuchen, die noch in seine Schulzeit fielen, die dichterische Produktion nicht als sein eigentliches Feld erkannt hatte, so war er doch, neben philosophischem Scharfblick, mit so viel ästhetischer Fühlung ausgerüstet, dass er dem dichterisch-productiven Freunde als Kritiker hoch willkommen war. Sie lebten drei Jahre mit und neben einander; auch nachdem Beide Göttingen verlassen (1774), bestand ihr Freundschaftsverhältniss fort und die wenigen Briefe, die, aus einer gewiss sehr lebhaften Correspondenz zwischen den Beiden, noch jetzt existiren, geben Auskunft darüber, welchen Einfluss Leisewitz dem kritischen Freunde auf seine Arbeiten gestattete. Einer dieser aufbewahrten Briefe enthält eine sehr eingehende Kritik des „Julius von Tarent" und ein aufmerksames Verfolgen des

berühmten Trauerspiels in seiner gegenwärtigen Gestalt, zeigt zur Genüge, wie bereitwillig die wohlmotivirten Bemerkungen Thaer's von dem Freunde und Dichter benutzt worden sind.

Aus dieser Zeit studentischen Zusammenlebens mit Leisewitz datiren aber noch andere Arbeiten Thaer's, die ihn uns nicht nur auf kritischem, sondern auch auf productivem Gebiete zeigen, freilich auf einem der Kritik verwandten, auf dem der philosophisch-theologischen Untersuchung. Thaer selbst schreibt über diese, später (in etwas veränderter Gestalt) so berühmt gewordene Arbeit: „Ich erschuf mir damals — gleich wenig mit den Orthodoxen, wie mit den neuern sogenannten „Berliner Theologen" einverstanden — ein selbstständiges, religions-philosophisches System und brachte es flüchtig zu Papier. Es ward wider meinen Willen abgeschrieben, fiel in die Hände eines grossen Mannes, der den Styl etwas umänderte und einen Theil davon, als Fragment eines unbekannten Verfassers, herausgab. Bis jetzt wissen es nur drei lebende Menschen, dass ich der Urheber bin." In diesen Worten Thaer's wird weder Lessing genannt, noch mit Bestimmtheit angegeben, welches der „Fragmente eines Wolfenbüttel'schen Unbekannten" Thaer für sich in Anspruch nimmt; es ist aber nach den scharfsichtigen und sehr eingehenden Untersuchungen W. Körtes, des Thaer'schen Schwiegersohnes und Biographen, sehr wahrscheinlich, dass die kleine, bis dahin Lessing zugeschriebene Schrift über „die Erziehung des Menschengeschlechts" eine Jugendarbeit Albrecht Thaer's ist, die von Leisewitz an Lessing übergeben, von diesem theils überarbeitet, theils fortgesetzt wurde.

Fast gleichzeitig mit diesem Aufsatz schrieb Thaer seine Doctor-Dissertation. Sie erschien 1774 zu Göttingen unter dem Titel: *„De actione Systematis nervosi in febribus;"* bald darauf kehrte er in seine Vaterstadt (nach Celle) zurück, um sich daselbst als praktischer Arzt niederzulassen.

Hier hatte er zunächst durch eine harte Schule zu gehen. Weder gefiel die Stadt ihm, noch er der Stadt. Ihm erschien Alles klein, beschränkt, krähwinklig; er erschien Allen eitel und eingebildet. Seine Jugend und das noch Unentwickelte seiner Erscheinung liessen ihn, bei den Ansprüchen, die er erhob, fast in komischem Lichte erscheinen und an die Stelle der Auszeichnungen, die ihm in Göttingen so reich zu Theil geworden waren, traten nun Kränkungen. Der Prophet galt nichts in der Heimath.

Jahre vergingen in Unmuth und Unbefriedigtheit, aber seine bedeutende ärztliche Begabung drang doch endlich siegreich durch und vor Ablauf von 5 oder 6 Jahren sah er sich, als der bedeutendste Arzt in Celle, hochgeehrt und von Allen gesucht. Sein alter Vater selbst (der noch weiter practizirte) fand einst Gelegenheit, sich von dem wachsenden Ruhm des Sohnes zu überzeugen. Jener nämlich begegnete, als er eben seine Krankenbesuche beginnen wollte, einem Bauer auf der Treppe und folgendes Zwiegespräch griff Platz:

Zu wem will Er?

Is woll de Doctor Thaer to Hus? Ick bin krank un möcht em spräken.

Ich bin der Doctor Thaer.

Ja, he es de olle; ick will aberst den jungschen spräken, de is klöger.

Vater Thaer lachte und gönnte dem Sohn seinen Triumph.

Um diese Zeit (etwas früher) hatte auch Thaer, in Gemeinschaft mit Leisewitz, seine erste Reise nach Berlin gemacht und Spalding, Mendelssohn, Engel, Nicolai, Madame Bamberger („eine Frau, die über die abstractesten Materien der Philosophie rosenfarbenes Licht und Grazie zu verbreiten weiss") kennen gelernt. Es war von einer Uebersiedelung nach Berlin die Rede, aber es zerschlug sich wieder. Bald nach seiner Rückkehr nach Celle lernte er Philippine von Willich, eine Tochter des Vicepräsidenten am Oberappellationsgericht zu Celle, Georg Wilhelm von Willich, kennen, und nachdem er das Glück gehabt hatte, sie von einer schweren Krankheit wiederherzustellen, erfolgte 1785 die Verlobung

und im folgenden Jahre die Vermählung des jungen Paares. Thaer war damals Stadtphysicus und Hofmedicus, und genoss eines grossen ärztlichen Ansehens.

Aber sein ärztliches Wirken genügte ihm nicht. Er hatte in seiner Dissertation die Heilkunst als das Herrlichste, Angenehmste, innerhalb aller menschlichen Bestrebungen Nützlichste gepriesen; je mehr er fortschritt, desto zweifelhafter wurde ihm der Anspruch auf das Lob, das er gespendet, und desto mehr beschlich ihn die Vorstellung, dass eine andere, segensreichere Kunst da sein müsse, herrlicher, nützlicher, heilender, als die Heilkunst. Nach dieser Kunst begann sein Herz zu suchen. Er fand sie; aber erst allmählig, von Stufe zu Stufe.

Als diese schönste, segensreichste Heilkunst erschien ihm der Ackerbau; ihrem Dienst beschloss er sich zu widmen. Von kleinen Anfängen ging er aus.

Er hatte sich in Celle ein geräumiges Haus mit einem sehr grossen Hofraum gekauft, welchen er zu einem kleinen Garten benutzte. Er wandte sich alsbald mit Vorliebe der Blumenzucht zu und bezeigte ein besonderes Geschick und eine glückliche Hand im Variiren von Nelken und Aurikeln. Es sprach sich hierin schon dieselbe Neigung für das „Princip der Kreuzung" aus, das er später, innerhalb der Thierwelt, so glänzend durchführte.

Der kleine Raum hinterm Hause genügte dem „Hofmedicus" bald nicht mehr; er kaufte einen grösseren vor dem Thore gelegenen Garten, mit einem daranstossenden Kamp von meist dürrem Flugsandboden, aber mit schönen Gruppen alter Eichen und Buchen besetzt. Garten und Kamp umfassten 16 Morgen und der Bebauung und Verschönerung dieses Fleckchens Erde waren von nun an alle seine Mussestunden gewidmet. Akazien, Lärchenbäume, Pappeln wurden gepflanzt; Weissdorn- und Buchenhecken zogen sich als lebendiger Zaun um die Anlage, Rasenflächen wurden geschaffen und Obstbaum-Plantagen angelegt. Dazwischen Fruchtsträucher aller Art. Gartenbau trat an die Stelle der Pflege von Nelken und Aurikeln, — aus dem Blumisten war ein Gärtner geworden.

So ging es eine Weile. Aber wie ihm das Blumenbeet zu kleinlich geworden war, so wurde ihm jetzt der Garten (trotz seiner relativen Grösse) zu eng. Er kaufte deshalb in kurzer Zeit noch so viele Ländereien hinzu, dass alles zusammen eine zwar kleine, aber ziemlich anständige Wirthschaft ausmachen konnte. Diese Wirthschaft lag nur eine Viertelstunde vor dem Thore, zog sich am Aller-Fluss entlang und umfasste ohngefähr 110 Morgen unterm Pfluge und 18 Morgen natürliche Wiesen. Da er kein Wirthschaftsgebäude vorfand, so entwarf er einen Plan zu einem „Gehöft" und liess Wohnhaus und Wirthschaftsgebäude nach seinem eigenen Plane aufführen. Er hatte dabei überall nur das Zweckmässige, nirgends die Eleganz im Auge und verfuhr ganz nach der Regel des M. P. Cato: „Baue dein Gehöft so, dass es weder den Gebäuden an Ländereien, noch den Ländereien an Gebäuden fehlt." Der Boden bestand aus Lehm und Sand; drei Arbeitspferde und 14 Kühe wurden angeschafft und zwei Knechte und zwei Mägde in Dienst genommen.

So war Thaer, nachdem er die Stadien des Blumisten und Gärtners durchgemacht hatte, zum Landwirth geworden. Er blieb noch Arzt, sogar ein beschäftigter, vielfach ausgezeichneter (1796 ward er zum Leibarzt des Königs Georg's III. ernannt), aber sein Herz, sein Sinnen und Trachten gehörte der „Wirthschaft" draussen und die Sommermonate pflegte er, sammt seiner Familie, auf dem „Gute" zu wohnen. Sein Leben war ein sehr angestrengtes; die Frühstunden von 4—7 und der Spätabend gehörten seinen landwirthschaftlichen Studien, der Tag seinem ärztlichen Beruf. Nur die Passion half über Alles hinweg.

Es lag ihm zunächst daran, seiner Umgebung augenscheinlich darzuthun, dass es einen Ackerbau gebe, der vollkommener und ergiebiger sei, als der, welchen man im Celle'schen Felde betreibe. Er wollte durch sein eignes Beispiel zeigen, wie man den Ackerbau, mit höchstem Unrecht, nur als ein Handwerk, ja

oft noch geringer ansehe, in der Meinung, dass weniger Kunst dazu gehöre, einen Acker zu bestellen, als einen Schuh zu machen. Er wollte die Betreibung dieses wichtigen, verwickelten, dieses unerschöpflich künstlichen Gewerbes zu wohlverdienten Ehren bringen. Er stellte sich bei seiner kleinen Wirthschaft einen doppelten Zweck: den zum Theil widerstrebenden Boden in eine möglichst hohe Culturstufe zu heben und vor allem eine Experimental-Wirthschaft zu seiner eignen Belehrung und Förderung zur Hand zu haben.

Selbstdenkend, aber auch Rath nicht verschmähend, wie gute Bücher oder bewährte Landwirthe ihm boten, ging er ans Werk. Er belächelte die Bauernweisheit, die damals, häufiger noch als jetzt, sich in dem Satze gefiel: „Ein günstiger Regen ist besser, als alles Geschreibse der Federfuchser.“ und zu seinen Lieblingssätzen gehörte der Ausspruch Zimmermanns: „Ein Trommelschläger, der in zwanzig Schlachten trommelte, weiss doch weniger vom Krieg, wie König Friedrich, als er eine gewonnen hatte.“ Gegen die Trommelschläger, die in zwanzig Schlachten getrommelt, zog Thaer jetzt zu Felde; auch seine ärztliche Praxis mochte ihm gezeigt haben, dass es mit der „Erfahrung“ untergeordneter Naturen ein eigen Ding ist und dass sie nur da belehrt, wo eine Neigung vorhanden ist, sich belehren zu lassen. Wo diese Neigung fehlt, glauben die Männer der Erfahrung wohl an Tücken der Natur, aber nie an Fehler des Systems.

Thaer begann die Anfänge einer rationellen Landwirthschaft in seinem Kopfe allmählig auszuarbeiten und fing mit der Aufstellung gewisser Probleme an. Das erste Problem, dessen Lösung er zustrebte, war folgendes:

> die grösste Masse zur thierischen Nahrung geeigneter Pflanzen, auf einer bestimmten Fläche Landes zu gewinnen.

Das zweite nicht minder wichtige Problem bestand darin:

> die verschiedenen Fruchtkräfte jedes Bodens für die verschiedenen, ihrer bedürftigen Fruchtarten so viel als möglich und in einer der Regeneration des Absorbirten günstigen Wechselfolge zu benutzen; also die Brache entbehrlich zu machen.

Die Lösung des ersten Problems fand er im Anbau der Futtergewächse, ganz besonders der Kartoffel, die Lösung des zweiten Problems in der seitdem siegreich durchgedrungenen „Lehre von der Fruchtfolge.“

Für die Kartoffel trat er überall in die Schranken und widerlegte alte Vorurtheile. Er wies darauf hin, dass die Irländer die stärksten und ältesten Kartoffelesser und zugleich, unter allen europäischen Racen, vielleicht die gesundeste, kräftigste und schönste seien; und dem Grafen Podewils, der ihn auf diesem Gebiete freundlich bekämpfte, antwortete er in spätern Jahren: „der Herr Graf ist mein sehr verehrter Freund, aber der Kartoffelbau ist mein Kind.“

Seine „Lehre von der Fruchtfolge“ stiess Anfangs auf vielen Widerspruch und da er seine eignen Felder danach bestellte, prophezeihte man ihm, dass seine Aecker nach 4 Jahren völlig ausgesogen sein würden. Thaer liess sich das nicht anfechten. Schon Friedrich der Grosse hatte sich seinerzeit für ein rationelles aber constantes Tragen der Felder ausgesprochen und den Widerspruch mit den Worten zurückgewiesen: „seh Er doch nur sein Gartenbeet an, wie das alljährlich trägt.“ Thaer war gewillt, die treffende Bemerkung des Königs sich selber gesagt sein zu lassen. Er überzeugte sich alsbald, dass der Acker nicht dadurch ausgesogen wird, dass man ihn alljährlich tragen lässt, sondern dadurch, dass man ihn nicht das tragen lässt, was er zur Wiederherstellung seiner Kräfte bedarf. Es führte das später zu dem Axiom, dass den Acker, wie den Menschen, nichts so sehr entnerve und aussauge, als das Nichtsthun, das Nichttragen; aber auf das richtige, das ihm passende Tragen kommt es an.

Das System des Fruchtwechsels (das die Brache entbehrlich machte) trat nunmehr siegreich in's Leben, wiewohl zunächst nur mangelhaft und weitab von dem Grade von Vollkommenheit, dem es später

entgegenging. Thaer überzeugte sich alsbald, dass es mit dem blossen *Saat- und Fruchtwechsel* an und für sich nicht gethan sei, dass vielmehr eine genaue Kenntniss des *Bodens* voraus geben müsse, um die für eine bestimmte Oertlichkeit jedesmal vortheilhafteste Production von vornherein feststellen zu können. Wenn mancher Landwirth immerfort klagte, dass sein Lein fast alljährlich missrathe, so lachte Thaer, dass der Betreffende, ohne alle Noth, unverbesserlich darauf aus sei, seinen Lein selber bauen zu wollen und setzte hinzu: „ein Landwirth, der *alles* baut, was er braucht, ist ein *Schneider*, der sich seine *Schuhe* selber macht.“ Thaer verlangte von jedem *Boden* etwas, aber er verlangte nicht alles von allem, vielmehr machte er es zu einem besondern Gegenstand seiner Studien, genau festzustellen, welche Producte jeder Boden, nach der *ihm innewohnenden Eigenart*, d. h. nach seiner chemischen Zusammensetzung, am ehesten hervorbringen könne. Wo — um auf das obige Beispiel noch einmal zurückzugreifen — kein Lein wachsen wollte, da gab er es auf, einen kümmerlichen Ertrag zu erzwingen und den Boden genau untersuchend, der eine Leinerndte verweigerte, stellte er nunmehr fest: auf einem Boden von der und der Beschaffenheit hat sich der Fruchtwechsel in dem und dem Kreise zu drehen, *unter Ausschluss von Lein*. Glücklicherweise begann eben damals *die* Wissenschaft, welche ganz besonders zur Bodenkenntniss hinführt, die *Chemie*, sich zu jener Stufe hoher Ausbildung zu erheben, auf der wir sie jetzt erblicken. Thaer widmete ihr die grösste Aufmerksamkeit, und die chemische Zusammensetzung der verschiedensten Bodenarten mit ihrer speciellen Tragfähigkeit oder Unfähigkeit vergleichend, glückte es ihm, seine speciellen Erfahrungen zu allgemeinen Gesetzen zu erheben. Die Frucht aller dieser seiner Anstrengungen war, dass er auch seine schlechtesten Felder (indem er sich auf sie verstand) durch Fleiss und Nachdenken einträglich zu machen wusste und *jeden* Boden, nach Verhältniss seiner Güte und seines Werthes, bei kluger Bewirthschaftung für einträglich erklärte.

In einzelnen Kreisen, wenn auch nicht gerade in nächster Nähe von Celle, begann die kleine Thaer'sche Wirthschaft Aufmerksamkeit zu erregen, einzelne Besucher kamen, Briefe wurden ausgetauscht, Anregungen gegeben und empfangen. Es ist aber nichtsdestoweniger mindestens zweifelhaft, ob Thaer jemals aus seinem engsten Kreise herausgetreten und epochemachend für die Landwirthschaft geworden sein würde, wenn sich nicht zu seiner praktischen Thätigkeit (deren *wissenschaftliche* Ausbeute bis dahin nur einem ziemlich eng gezogenen Kreise zu gute gekommen war) eine emsige Beschäftigung mit den Büchern, und als letzte Frucht praktischer Erfahrung und wissenschaftlichen Studiums, ein *literarisches Auftreten* gesellt hätte.

Die deutsche landwirthschaftliche Literatur, die er in all ihren Erscheinungen kannte, hatte ihn im *Einzelnen* angeregt und belehrt, im *Ganzen* aber unbefriedigt gelassen. Dasselbe galt von den *englischen* landwirthschaftlichen Schriften, soweit er dieselben aus *Uebersetzungen* kennen gelernt hatte; er schloss sich dem Spott derer an, die damals von einer „Anglomanie“ (besonders in der Landwirthschaft) zu sprechen begannen und war — etwa gegen Anfang der 80er. Jahre — der festen Ueberzeugung, dass auch aus England nichts zu holen sei und dass die deutsche Landwirthschaft sich selber helfen müsse.

Genau um diese Zeit war es, als ein glückliches Ohngefähr ihm einige englische landwirthschaftliche Schriften im *Original* zuführte. Wie war er freudig überrascht, darin die genauesten Beobachtungen, die sorgfältigsten Versuche, die auch die kleinsten Einzelnheiten beachtenden Berechnungen, die lichtvollsten Verhandlungen und Forschungen zu finden! Das war ja genau, im Grossen und Kleinen, was ihm als Ziel einer rationellen Landwirthschaft vorgeschwebt hatte. Das, wonach sein Streben ging, — *die Engländer hatten es bereits*. Seitdem studirte Thaer die englische Landwirthschaft mit solcher Aufmerksamkeit, dass Engländer selbst ihm zugestanden: er kenne England (obgleich er nie da war) wie wenn er es Jahre lang durchreist habe.

Die Frucht dieser ernsten und anhaltenden Studien war sein berühmtes Werk, dessen erster Theil 1798 unter dem Titel erschien: „Einleitung zur Kenntniss der englischen Landwirthschaft und ihrer neueren praktischen und theoretischen Fortschritte, in Rücksicht auf Vervollkommnung deutscher Landwirthschaft, für denkende Landwirthe und Cameralisten." *) Der zweite Band folgte 1800 und 1801, der dritte Band 1804. In derselben Zeit, von 1799—1804 erschienen die „Annalen der Niedersächsischen Landwirthschaft" (Sechs Jahrgänge).

Das Aufsehen, das diese Bücher und Schriften machten, war ein ganz ausserordentliches. Man begreift diesen Erfolg nur, wenn man im Auge behält, dass sich ganz Deutschland eben damals nach einem besseren Ackerbausystem sehnte. „Wie ein leitendes Gestirn erschienen diese Werke am Horizont, freudig begrüsst von der landwirthschaftlichen Welt." Nicht nur in Schriften, sondern auch in den Salons der Residenzen und in den Wein- und Bierstuben der Marktstädte, ward mit Enthusiasmus dafür, mit Wuth (denn auch an Gegnern fehlte es nicht) dagegen gestritten, oft von beiden Seiten gleich unverständig. Seine eignen Erfolge, die von Jahr zu Jahr wuchsen, unterstützten sein Ansehn, so dass ihm ein grosser hannöverscher Grundbesitzer schrieb: „wenn ich diesen Abend einen Brief von Ihnen erhalte, dass ich meine Gebäude anstecken soll, so stehen sie vor Nacht schon in Flammen." Alles verlangte seinen Rath, erbat seine oberste Leitung, so dass demselben Manne (dazu noch immer „Leibmedicus"), dessen eignes Guts-Areal sich auf kaum 130 Morgen belief, 100,000 Morgen des verschiedensten Bodens derart zur Verfügung standen, dass er, in Ansehung der Bewirthschaftung, damit schaltete und waltete wie mit seinem Eigenthum. Sein Buch aber gewährte ihm vor allem die Befriedigung: „das Nachdenken besserer Köpfe über Landwirthschaft geweckt und zu energischerer Thätigkeit angespornt zu haben."

Im Jahre 1802 traten auch die Anfänge seiner „landwirthschaftlichen Akademie" in's Leben. Diese Akademie erwuchs organisch zwanglos; sie machte sich von selbst und ging mehr aus einem glücklichen Ohngefähr, als aus einem festen Entschlusse hervor, wiewohl Thaer in seinen Schriften bereits auf das Wünschenswerthe eines landwirthschaftlichen Lehrinstituts hingewiesen und seine Ideen darüber geäussert hatte. Im genannten Jahre kamen mehrere junge Männer (darunter der später, durch sein Buch „der isolirte Staat", so berühmt gewordene Herr v. Thünen) nach Celle, um an Ort und Stelle die Methode und die Erfolge der Thaerschen Bestellungsart kennen zu lernen. Sie blieben den ganzen Sommer über. Um diese jungen Leute nicht unbeschäftigt zu lassen, entschloss sich Thaer ihnen Vorlesungen über Landwirthschaft zu halten und einigen Unterricht in der Naturkunde, Chemie und Botanik hinzuzufügen. Der Fleiss und Eifer, womit man ihm entgegenkam, übertrafen seine Erwartung, aus den zwanglosen Vorlesungen wurde ein „Institut", das, im Kleinen, bereits all die Züge der später so berühmt gewordenen Mögliner Akademie besass.

So kam das Jahr 1804, das unsern Thaer nach Preussen führte.

Schon 1799 und 1801 hatte er Reisen in die Mark, besonders in die Oderbruchgegenden gemacht und dabei die Frau v. Friedland (Tochter des Generals v. Lestwitz, der die Schlacht von Torgau entschied), sowie deren Tochter und Schwiegersohn, den Landrath Grafen v. Itzenplitz kennen gelernt. Der Aufenthalt in Kunersdorf, dem schönen Gute der Frau v. Friedland, wo diese ausgezeichnete, mit allen

*) Dies Werk „Einleitung zur Kenntniss der englischen Landwirthschaft" ist allerdings grösstentheils eine Compilation, aber es ist keine Uebersetzung. Thaers Arbeit ist aus der gründlichen Kenntniss und Benutzung von mehr als 100 englischen Werken hervorgegangen. Die englische landwirthschaftliche Literatur lieferte ihm das Material, eine Fülle von Details; das Zusammenfassen, ordnen, aufbauen — das Licht hineintragen in das Chaos, ist Thaers Verdienst.

Details der Wirthschaftsführung vertraute Frau lebte, war ihm genuss- und lehrreich gewesen und vielfach belehrt, erstarkt, ermuthigt, war er nach seinem Landgütchen an der Aller zurückgekehrt. Die Hauptbedeutsamkeit dieser Reisen lag aber darin, dass es die während seines Aufenthalts in Kunersdorf angeknüpften Beziehungen (besonders zum Grafen Itzenplitz) waren, die bald darauf zu seiner Uebersiedelung nach Preussen führten.

Die nächste Veranlassung zu dieser Uebersiedelung entspross aus der politischen Lage, aus den damaligen grossen Weltverhältnissen. Der Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England hatte zur Besetzung Hannovers (damals englisch) durch die Franzosen geführt. Die Noth des Landes schmerzte ihn tief; zwar hatte er persönlich unter der französischen Okkupation nicht zu leiden, da er durch General Mortiers Anordnungen (der General behandelte ihn als Verfasser der „Englischen Landwirthschaft“ mit besonderem Respekt) vor allem Kriegsunwesen gesichert wurde, allein sein persönliches Gesichertsein konnte ihn nicht trösten über die allgemeine Lage.

In dieser Zeit war es, dass Thaer sein Auge auf Preussen richtete, auf Preussen, das er für die einzige feste Vormauer gegen hereinbrechende Anarchie und Despotismus hielt. Die Idee einer Uebersiedelung kam ihm; Briefe, nach Kunersdorf hin gerichtet, sprachen verwandte Wünsche aus und Graf Itzenplitz (übrigens bei Hardenberg und Beyme dem entschiedensten Entgegenkommen begegnend) führte mit Umsicht und Gewandtheit die ganze Angelegenheit zu einem glücklichen Ende. Schon im Februar 1804 erhielt Thaer, in Folge der von dem bewährten Freunde gethanenen Schritte, einen Brief vom Minister Hardenberg, in dem es hiess: „Für mich würde nichts erwünschter sein, als die Möglichkeit, mich recht oft Ihres angenehmen und lehrreichen Umgangs erfreuen zu können, aber noch weit grösser würde meine Zufriedenheit sein, wenn ich Sie dem preussischen Staate erwerben könnte. . . . . Eröffnen Sie mir freimüthig Ihre Wünsche und die Bedingungen, die Sie verlangen würden.“ Thaer reiste gleich nach Eingang dieses Briefes nach Berlin, um das Eisen zu schmieden, so lang es noch heiss sei. Schon am 19. März erhielt er folgendes Königliche Schreiben:

> Mein Herr Leibmedicus! Ich habe mit Vergnügen vernommen, dass Sie entschlossen sind, sich in Meinen Staaten niederzulassen und Ihr landwirthschaftliches Lehrinstitut hierher zu verlegen, wenn Sie für die mit dieser Veränderung verbundenen Schäden und Kosten entschädigt und in den Stand gesetzt würden, Ihre gemeinnützlichen Arbeiten für die Verbesserung der Landwirthschaft, welche künftig vorzüglich die Landescultur in den preussischen Staaten bezwecken werden, fortzusetzen. Da Ich Mir nun von Ihrem rühmlichst bekannten Eifer, Fleisse und Kenntnissen, den grössten Nutzen für die Landescultur verspreche, so habe Ich Ihnen sehr gern die gemachten Bedingungen, wie Sie aus der abschriftlich anliegenden erlassenen Ordre ersehen werden, bewilligt und wünsche, dass Sie recht bald im Stande sein mögen, Ihre Niederlassung in Meinen Staaten auszuführen. Bis dahin verbleibe ich Ihr gnädiger
>
> Friedrich Wilhelm.

Die beigelegte Ordre enthielt (ausser der Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften und ausser dem Charakter als Geheimer Kriegs-Rath) folgende Zugeständnisse: 1) drei bis vierhundert Morgen Acker des Amtes Wollup in Erbpacht; 2) die Erlaubniss, diese Erbpacht zu veräussern und ein Rittergut dafür zu kaufen; 3) Schutz und Begünstigung des landwirthschaftlichen Instituts.

Thaer nahm an; verkaufte den ihm in Erbpacht gegebenen Theil des Amtes Wollup, erstand dafür das Rittergut Möglin nebst dem Vorwerk Königshof, schloss im Herbst (1804) sein bis dahin

in Celle fortgeführtes Lehrinstitut, „dem der Ruhm verbleiben wird, die erste landwirthschaftliche Lehranstalt in Deutschland gewesen zu sein“ und wanderte, einige Wochen später, mit 23 Personen in sein neues Vaterland ein.

Thaer hatte in Celle zunächst eine Experimental-Wirthschaft, dann, — nachdem seine Versuche fast durchgängig von Erfolg gekrönt worden waren, — eine Modell-Wirthschaft geführt; in Möglin wurde die Modell-Wirthschaft zu einer Muster-Wirthschaft. Hierin liegt der alleinige Unterschied zwischen der Celler und der Mögliner Wirthschaftsführung ausgesprochen. Die Modell-Wirthschaft in Celle legte denen, die sie kennen gelernt hatten, die Mühwaltung, oft auch geradezu die Schwierigkeit des Transponirens aus kleinen in grosse Verhältnisse auf, die Mögliner Wirthschaft hingegen, war für die Mehrzahl der Fälle, ohne Weiteres ein Muster. Natürlich innerhalb der Grenzen, wie sie sich auf einem Gebiet, das einem lebendigen Organismus gleicht, von selbst verstehn.

Möglin war Muster, Celle war Modell, aber (den räumlichen Unterschied bei Seite gelassen) liefen beide Wirthschaften in ihren Prinzipien und Qualitäten auf dasselbe hinaus. Deshalb werden wir hier, nachdem wir die Celler Wirthschaft und die Prinzipien, die sie zur Geltung bringen sollte, so ausführlich besprochen haben, bei der Mögliner Wirthschaft nur kurz verweilen und nur dasjenige betonen, wodurch sich dieselbe, nicht quantitativ, sondern sachlich und qualitativ von der Celler Wirthschaft unterschied.

Es war dies vorzüglich die Einführung einer veredelten Schafzucht, die Herstellung, mittelst kunstvoller Kreuzung, einer ausgezeichneten Wolle, der besten, die bis dahin in Deutschland producirt worden war. Die Kunst, die Thaer zwanzig oder dreissig Jahre früher, halb spielend, geübt hatte, als es sich in seinem Garten zu Celle (lange bevor er eine Wirthschaft hatte) um Gewinnung immer neuer, immer schönerer Nelken- und Aurikel-Arten gehandelt hatte, — diese Kunst der Kreuzung kam ihm jetzt trefflich zu Statten. Was ihm innerhalb der vegetabilischen Welt überraschend geglückt war, glückte ihm innerhalb der animalischen doppelt und dreifach. Er schien wie auserwählt für diesen wichtigen Zweig landwirthschaftlicher Thätigkeit: physiologisches Wissen, angeborene feine Instinkte und eine glückliche Hand — alles vereinigte sich bei ihm, um zu den überraschendsten Resultaten zu führen.

Nicht gleich in den ersten Jahren seines Mögliner Aufenthalts, vielmehr erst 1811—13 als Koppe (vergl. dessen Biographie) als Gehülfe und Wirthschaftsführer bei ihm eingetreten war, hatte Thaer eine Schäferei — wozu er Merinoschafe aus Sachsen erhielt — einzurichten begonnen. Es ging auch nicht von Anfang an alles vortrefflich, aber schon 1815 und 16 wurde seine Wolle auf dem Berliner Wollmarkt für die beste erklärt. 1817 schrieb er an seine Frau: „für mich ist der diesmalige Wollmarkt (in Berlin) zwar nicht der pekuniär beste, aber der glorioseste, den ich erlebt habe. Meine Wolle ist 20 Prozent geringer verkauft, wie im vorigen Jahre, aber um 20 Prozent höher, wie irgend eine Wolle hier und in ganz Deutschland verkauft ist und werden wird. Unter allen Wollhändlern und allen Wollproducenten ist es ganz entschieden angenommen, dass meiner Wolle keine in ganz Europa nahe komme, viel weniger ihr an die Seite zu setzen sei. Dies ist so das Tagesgespräch geworden und so über das Gemeine hinweggehoben, dass ich auch keine Spur des Neides bemerke. Jeder erkennt es an, dass ich das Ausserordentliche errungen, worauf kein Anderer Anspruch machen kann. „Solche Wolle, sagt man, kann man erzeugen, denn Möglin hat sie erzeugt.“ Wenn ich auf den Markt komme, so steht alles mit dem Hut in der Hand. Ich heisse bereits der Wollmarktskönig!“

Thaer erzielte dies alles durch sein Kreuzungs-Prinzip und die geschickte, scharfsinnige Handhabung desselben. Jedem wäre es freilich nicht geglückt. Einem sehr erfahrenen Wollhändler sagte er: „zeigen Sie mir nur irgend ein Vliess, wie Sie es zu haben wünschen und ich werde Ihnen in der dritten oder vierten Generation einen Stamm herstellen, der nur solche Vliesse liefert." Man hielt dies für Uebertreibung, überzeugte sich aber bald, dass er nicht zuviel gesagt hatte. Es glückte ihm mit der Wollproduktion, wie dem berühmten englischen Viehzüchter Backwell mit der Fleischproduktion, der Schafe herstellte, die vor Beleibtheit auf ihren kurzen Beinen kaum gehen konnten, so dass er sich veranlasst sah, allmälig wieder Schafe mit längeren Beinen zu machen. Man sagte von ihm: es sei, als ob er sich ein Schaf nach seinem Ideale schnitzen und demselben dann das Leben geben könne. Dies passte auf Thaer so gut wie auf Backwell.

Es konnte nicht ausbleiben, dass das Thaer'sche Zuchtungs-Verfahren, das geniale Operiren mit der Natur, auch Gegner fand. Diese warfen ihm vor, dass er bei seiner Art und Weise der Züchtung, am Ende wohl gar die Natur dahin zu zwingen gedachte, wohin sie nicht wolle, und dass er sie dadurch schwächen und ermüden werde. Die Kunst aber werde nie die natürlichen Anlagen ersetzen können. Er rechtfertigte sich mit Shakespeare's tiefgeschöpfter Lehre (Wintermährchen IV, 3.):

„Doch wird Natur durch keine Art gebessert,
Schafft nicht Natur die Art; so, ob der Kunst,
Die, wie du sagst, Natur bestreitet, giebt es
Noch eine Kunst, von der Natur erschaffen.
Du siehst mein holdes Kind, wie wir vermählen
Den edlern Spross dem allerwildsten Stamm;
Befruchten so die Rinde schlechtrer Art
Durch Knospen edler Frucht: dies ist 'ne Kunst,
Die die Natur verbessert, mind'stens ändert:
Doch diese Kunst ist selbst Natur."

Thaer erfuhr Angriffe, aber sie waren vereinzelt und speziell auf dem Gebiete der Schafzucht ward er mehr und mehr eine europäische Autorität. Bei Errichtung (1816) der beiden auf Rechnung des Staats gegründeten Stammschäfereien zu Frankenfelde in der Mark und zu Panten in Schlesien, wurde Thaer zum General-Intendanten derselben ernannt und 1823, als auf seine Veranlassung in Leipzig der erste „Wollzüchter-Convent" zusammentrat, huldigte man ihm nicht nur als dem Präsidenten, sondern speziell auch als dem Meister der Versammlung.

Aber der Weg zu diesen Erfolgen war ein weiter und mühevoller. Unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen waren ihm die ersten Jahre seiner Mögliner Wirthschaftsführung vergangen. Zu den Sorgen und Fehlschlägen, die, namentlich nach dem unglücklichen Kriege von 1806, alle damaligen Grundbesitzer trafen, gesellten sich für ihn noch ganz besondere Schwierigkeiten: sein relatives Fremdsein in der neuen Heimath und — das „Institut."

Die Herstellung einer landwirthschaftlichen Lehranstalt war, wie oben bereits erwähnt, bei Thaers Uebersiedelung nach Möglin allerdings in Erwägung gezogen, aber von Seiten der preussischen Regierung mehr als ein Anspruch, den Thaer erheben könne, wie als eine Pflicht, die er zu erfüllen habe, angesehen worden. Thaer ging indess sofort an die Errichtung eines „Instituts", ähnlich wie es in Celle bestanden hatte, vielleicht dabei eben so sehr seiner Neigung, wie der Vorstellung folgend, dass ein solcher Schritt (ob gefordert oder nicht) eine Pflicht sei, die er gegen seine neue Heimath zu erfüllen habe. Die Anfänge waren auch viel versprechend. Schon im Jahre 1805 traf er Vorbereitungen zum Bau eines

Instituthauses; da es ihm indessen zu dem im Ganzen ziemlich kostspieligen Unternehmen an Mitteln gebrach, so machte er den Plan, den Bau auf Aktien zu unternehmen. Von allen Seiten kamen Zuschriften; schon im Juli 1806 konnte er bekannt machen, dass die Unterzeichnung nunmehr geschlossen sei. Ziemlich um dieselbe Zeit berichtete Thaer dem König (der an dem Zustandekommen des Unternehmens den lebhaftesten Antheil nahm), dass die Eröffnung des Mögliner Instituts in der Mitte Oktober erfolgen werde. In der That, das Wohnhaus mit 24 Zimmern, ausser dem Souterrain, stand fertig da; 21 junge Leute hatten sich zum Eintritt gemeldet; Alles versprach einen glänzenden Anfang.

Aber die Mitte des Oktober 1806 brachte andere Ereignisse: der siegreiche Feind überschwemmte die Marken und statt der angemeldeten 21 jungen Leute, kamen drei. Im Frühjahr 1807 waren es acht. Die Zahl wuchs zwar später, da aber, bei der völligen Zerrüttetheit aller Geldverhältnisse, viele Söhne sonst wohlhabender Eltern mit ihren Pensionen im Rückstand blieben, andere, die Aktien genommen hatten, ihre Aktien-Beiträge nicht zahlen konnten, so entstanden, ohne dass von irgend welcher Seite her eine Verschuldung vorgelegen hätte, die schwersten Verlegenheiten für Thaer selbst, der, dem guten Sterne Preussens vertrauend, in freilich schon bedrohter Zeit, dies Institut in's Leben gerufen hatte. Sechs Jahre später, während des Befreiungskrieges, wiederholten sich diese Verlegenheiten. Alles war in den Krieg (auch Thaers drei Söhne) und so kam es, dass die Einrichtung, die doch einmal da war, ohne Verlust weder aufgegeben noch fortgeführt werden konnte. In Noth und Sorge schrieb er seiner damals abwesenden Frau: „Wollte Gott, dass ich das Institut nicht angelegt hätte, denn es ist die Quelle aller Verlegenheiten und Sorgen geworden. Aber es ist für unser Land zu wichtig, und nun es einmal da ist, muss es bleiben.“ Ein Glück, dass es blieb. Mit dem Frieden kamen gesegnetere Zeiten und wie Thaer, während des letzten Jahrzehnts, das ihm noch zu leben und zu wirken vergönnt war, seinen Ruhm wachsen und die verschiedenen Zweige seiner Wirthschaft prosperiren sah, so hob sich auch das „Institut“ (seit 1819 „Königliche akademische Lehranstalt des Landbaus“) von Jahr zu Jahr an Ausdehnung und Ansehn.*) Es ist für unser Land von einer ähnlichen Bedeutung geworden, wie die „Forst-Akademie“ in dem benachbarten Neustadt-Eberswalde. Die grosse Wirksamkeit des Instituts hat seither unzweifelhaft darin bestanden, dass durch die vielen darin gebildeten, später dann zur Selbstständigkeit gelangten Männer, eine höhere, umfassendere Ansicht des landwirthschaftlichen Betriebes weiter und allgemeiner verbreitet worden ist, als je durch Schriften hätte geschehen können. Namentlich hat es das siegreiche Vordringen der Thaer'schen Prinzipien beschleunigt und um eins (nicht das Kleinste) speziell hervorzuheben, ein Zurückversinken der landwirthschaftlichen Sprache und Ausdrucksweise in das alte, wüste Chaos unmöglich gemacht.

Wir wenden uns zum Schluss noch einmal der literarischen Thätigkeit Thaers zu.

Auch in Möglin, wie Körte sich ausdrückt, war Thaer eben so thätig am Schreibtisch, wie auf dem Ackerfeld. In den ersten 10 Jahren seines Mögliner Aufenthalts, würde es ihm sogar sehr schlimm ergangen sein, wenn der Erwerb seiner Feder nicht dem stockenden Erwerb des Pfluges zu Hülfe gekommen

*) Anfangs hatte Thaer es für das Zweckmässigste gehalten, das Instituthaus auf den Fuss eines Gast- und Logierhauses zu setzen, damit jeder Akademist nach Vermögen, Geschmack und Gewohnheit leben und zehren könne. Allein das erwies sich bald als nachtheilig für alle Theile. Nur ungern entschloss er sich endlich dazu, einen gemeinschaftlichen Mittags- und Abendtisch zu halten. Die Mitglieder des Instituts waren, nach Thaers ausdrücklicher Bestimmung, nicht Studenten im gewöhnlichen Universitätssinne. Am wenigsten waren sie Schüler. Thaer äusserte sich dahin: „Schulmeister können wir nicht sein, sondern müssen unsere Zuhörer wie freie, vernünftige Männer betrachten, die nur allein ein lebhafter Trieb zu den hier zu lehrenden Wissenschaften zu uns geführt. Kein Zwang. Aber freilich würde es andererseits schmerzlich für uns sein, wenn wir uns zu der sonst bewährten Maxime gezwungen sähen: „sumimus pecuniam et mittimus asinum in patriam.“

wäre. Mannigfaches erschien in jenen Jahren von ihm: vor allem jedoch sei hier seines Meisterwerkes gedacht, das unter dem Titel „Grundzüge der rationellen Landwirthschaft“ (4 Bände) 1810—12 veröffentlicht wurde. Das Werk, wie alle Welt jetzt weiss, war epochemachend. Dennoch hätte er sich schwerlich schon damals zur Herausgabe desselben verstanden, wenn nicht die pressende Noth, in der er sich befand, ihm keine Wahl gelassen hätte. Er beklagte dies oft, denn wie gross die Freude gewesen war, mit der die landwirthschaftliche Welt dieses Werk begrüsst hatte, ihm selbst genügte es keineswegs. Wir können indess auf Thaer und sein berühmtes Werk anwenden, was Luther einst bei Tisch vom Melanchthon sagte: „Magister Philippus hätte Apologiam confessionis zu Augsburg nimmermehr geschrieben, wenn er nicht wäre so getrieben und gezwungen worden; er hätte wollen es immer noch besser machen.“ Die „rationelle Landwirthschaft“ hat verschiedene Auflagen erlebt und ist in verschiedne Sprachen übersetzt worden; zu einer Umarbeitung aber ist Thaer nicht gekommen, wie sehr dieselbe auch innerhalb seiner Wünsche lag. Die anderweiten Schriften seiner Mögliner Epoche (worunter namentlich verschiedene Bücher und Brochüren über Schafzucht und Wollproduktion) übergehen wir hier. Es mögen statt dessen von ihm selbst herrührende Worte hier Platz finden, die ihn uns, bis in sein hohes Alter hinein, von einer seltenen Frische des Geistes und von einer steten Geneigtheit zeigen, das Gute durch das Bessere zu ersetzen. „Meine Meinung, so schreibt er, habe ich über verschiedene Dinge in meinem Leben oft geändert, und hoffe es, wenn mir Gott Leben und Verstand noch länger erhält, noch mehrmals zu thun. Es freut mich immer, wenn ich Gründe dazu habe, denn so komme ich in meinem Wissen vorwärts. Ich halte den für einen Thoren, der in Erfahrungssachen seine Meinung zu ändern, nicht geneigt ist.“

Wir werfen noch einen Blick auf die letzten Jahre seines Lebens. Nachdem er schon seit 1810 und 11 mittelbar im Staatsdienst thätig gewesen und z. B. 1813 schon eine Gemeinheittheilungs-Ordnung (eine Angelegenheit, mit der er auch später praktisch viel beschäftigt war) entworfen hatte, wurde er 1817 zum Ritter des rothen Adlerordens und 1819 zum Geheimen Ober-Regierungsrath ernannt. 1823 folgte der schon erwähnte Leipziger Wollconvent, dem er präsidirte; das Jahr darauf (1824) feierte er unter zahlreicher Betheiligung von nah und fern, sein Doktor-Jubiläum. Unter den vielen Geschenken und Ueberraschungen, die der Tag brachte, war auch ein Goethesches, eigens für diesen Tag gedichtetes Lied:

Wer müht sich wohl im Garten dort
Und mustert jedes Beet?

1825 auf 26 erweiterte er seinen Besitz durch Ankauf der benachbarten Rittergüter Lüdersdorf und Biesdorf, und der neue Besitz regte seinen landwirthschaftlichen Eifer noch einmal auf das lebhafteste an. Aber das Feuer war im Erlöschen. Schon das Jahr zuvor hatte er an seinen Schwager Jacobi in Celle geschrieben: „Wir haben nun bald unsere Laufbahn auf dieser Welt vollendet. Wir können vor vielen Andern sagen, dass unser Leben köstlich gewesen, aber doch nur ein elend jämmerlich Ding. Mit Sehnsucht erwarten wir ein anderes; Gott erleichtere uns den Uebergang in dasselbe.“ Noch einige Jahre waren ihm gegönnt, aber Schmerzensjahre. Er litt an rheumatischen Beschwerden, endlich bildete sich ein schmerzhaftes Fussleiden aus, der Altersbrand. Er litt sehr. Des berühmten Dieffenbach Heilversuche schafften vorübergehend Linderung, aber die Uhr war abgelaufen: Thaer entschlief am 26. Oktober 1828.

Thaer war von mittlerer Grösse, fein und schlank gebaut, in allen Theilen von gutem Verhältniss, und von fester, ruhiger, immer bequemer Haltung und Bewegung. Sein Aeusseres war im Ganzen nichts weniger als imponirend, hatte jedoch etwas trocken Ablehnendes, so dass sich der Fremde nicht leicht auf den ersten Blick zu ihm hingezogen fühlte. Seine Züge zeigten nicht viel Beweglichkeit; der Mund war geschlossen, zurückgezogen, schweigsam, aber mit dem unverkennbaren Ausdruck der absichtslosesten Güte. Seine Augen waren rechte Künstleraugen, sehr bedeutend und von ungewöhnlicher Klarheit; dabei ruhig prüfend, man fühlte, dass er auch den verborgenen Fleck traf. Sein gutes, weiches Herz verrieth sich leicht, auch bei geringerer zufälliger Anregung. Was man jedoch ein gefälliges Wesen nennt, war ihm so wenig eigen, wie jede Art oberflächlicher Liebenswürdigkeit. Als Schriftsteller innerhalb seines Fachs, gehört Thaer in den höchsten Rang. Er war nicht eigentlich ein erfindendes Genie, aber er fand seine Stärke in der beharrlichsten Anwendung seines gesunden Verstandes und sehr ausgebildeten Scharfsinns. Dass er gleich anfangs sich einer fast allgemeinen Anerkennung zu erfreuen hatte, verdankte er ganz vorzüglich seiner Aufrichtigkeit und Treue in Erzählung von Thatsachen und der edlen Offenherzigkeit, mit welcher er auch das erzählte, worin er sich früher geirrt hatte. Das Bewusstsein seines grossen Ziels machte ihn stark, fest, beharrlich, muthig; seine Leistungen aber schienen ihm immer unzulänglich, ja selbst geringfügig gegen das, was seiner Seele vorschwebte. Ein Jagen nach Berühmtheit, wie es sich bei weniger Begabten so oft findet, blieb ihm durchaus fremd. Untersuchen, forschen, prüfen, war ihm von Jugend auf wie zur zweiten Natur geworden und die Verse Hagedorns erschienen wie an ihn gerichtet:

Der ist beglückt, der sein darf, was er ist,
Der Bahn und Ziel nach eignem Auge misst,
Nie sklavisch folgt, oft selbst die Wege weiset,
Ununtersucht nichts tadelt und nichts preiset.

Sein Leben, wie er selbst schreibt, war köstlich gewesen, dennoch empfand er zuletzt die „Sehnsucht nach einem anderen“, wo kein Suchen und kein Forschen ist. Wir aber, die wir noch inmitten des Kampfes stehn, den die Erde von uns heischt, haben ihm zu danken, dass er gesucht und geforscht.

* * *

So viel über Thaer selbst. Wir wenden uns nun dem zweiten Theil unserer Aufgabe zu und lassen der Biographie des Meisters in Nachstehendem die Biographien derer folgen, die ihm, wie auf dem nunmehr errichteten Denkmal (vgl. die Beschreibung der Basreliefs S. 4—6) so auch im Leben nahe standen, und ihn bei Durchführung der grossen landwirthschaftlichen Aufgabe, die ihm in unserm Vaterlande zufiel, theoretisch und praktisch, mit Rath und That unterstützten. Das Maass und die Art der Theilnahme jedes einzelnen an diesem Werk, wird aus den Biographieen selbst hervorgehen. Wir erfüllen durch diese Zusammenstellung eine Pflicht der Dankbarkeit, wie es denn auch dies selbe Gefühl der Pietät war, was bei Herstellung des Denkmals, selbst die Comité-Mitglieder, auf eine Gruppirung der verschiedenen Mitarbeiter Thaers, um die Gestalt des Meisters herum, Gewicht legen liess.

v. Wulffen-Pietzpuhl.

Carl von Wulffen, der Freund und nebst v. Tannen vielleicht der hervorragendste und geistvollste unter allen Schülern Thaers, wurde den 1. Dezember 1785 zu Wuticke in der Priegnitz bei Kyritz geboren. Sein Vater Carl Christian Christoph von Wulffen besass das Allodial-Rittergut Wuticke; seine Mutter, geborne von Nimschefsky, verlor er sehr frühzeitig.

Die erste Erziehung erhielt unser Wulffen nach der Sitte damaliger Zeit von einer französischen Gouvernante; der einzige Gewinn für seine Ausbildung war die erlangte Geläufigkeit in der französischen Sprache, welche ihm in späterer Zeit von Nutzen war.

Als Knabe wurde er zu einem Prediger in Blumberg (jetzt dem Grafen Arnim gehörig) bei Berlin in Pension gebracht, woselbst er den nöthigen Unterricht erhielt, um im Jahre 1800 als Junker in das Regiment „König" in Potsdam einzutreten.

Das einförmige, zum Theil wüste Leben, in welches er hier hineingerissen wurde, ward ihm sehr bald widerwärtig und gab ihm Veranlassung, mit allem Eifer und Ernst sich dem Studium der Mathematik unter Tempelhofs Leitung zu widmen; es sind diese Studien die Grundlage seiner spätern durch mathematische Form ausgezeichneten Arbeiten geworden.

Im Jahr 1806 befand sich Wulffen in Spandau, wurde jedoch bei der Capitulation der Festung freigelassen.

Inzwischen war durch Aussterben der von Wulffschen Linie auf Grabow und Pietzpuhl, sein Vater in den Besitz dieser Güter gelangt und Wulffen begab sich 1806 nach Grabow, um dort die ersten wichtigen Vorarbeiten: die Vermessung der Forstgrundstücke, für eine spätere Thätigkeit in der Begüterung auszuführen.

Im Jahre 1808 finden wir ihn auf einer landwirthschaftlichen Versammlung, welche der Staatsrath Thaer nach Freyenwalde berufen hatte. Bei der Aussicht, als ältester Sohn seines Vaters, dereinst die Sorge für die Bewirthschaftung der Güter Grabow und Pietzpuhl, deren sehr gesunkener Zustand einer gründlichen Hülfe bedurfte, zu übernehmen, war die landwirthschaftliche Vorbildung eine dringende Nothwendigkeit. So erfolgte Wulffens Uebersiedelung nach Möglin, woselbst Albrecht Thaer bereits lehrte. Vom Jahre 1810 finden sich in den Mögliner Annalen mehrere Aufsätze von ihm, die stets die Ermittelung der thierischen oder vegetabilischen Production zum Gegenstand haben und schon damals seinem Lehrer Thaer Veranlassung gaben zu folgendem Urtheil:

„Was dürfen wir nicht erwarten, wenn mehrere junge Männer mit gleichem Scharfsinn und emporstrebendem Eifer, wie der Herr Verfasser, ihre Kenntnisse und Talente der Wissenschaft und Praxis der Landwirthschaft ausschliesslich widmen."

Im Sommer 1810 trat Wulffen eine landwirthschaftliche Reise an; er besuchte den Siegenschen Wiesenbau und ging nach Hofwyl zu Fellenberg, von dort nach Genf und dem südlichen Frankreich. Hier war es, wo er in der Gegend von Grenoble im Jahre 1810 die Lupine, eine von den Zeiten der Römer her schon cultivirte Ackerbaupflanze vorfand und dieses, nach einem halben Jahrhundert für uns so wichtig gewordene Gewächs ausführlich besprach. Er machte seinen Lehrer Thaer schon damals auf die Wichtigkeit dieser Pflanze, namentlich in Bezug auf die Bodenverhältnisse der Mark Brandenburg, aufmerksam.

Im Frühjahr 1813, beim „Aufruf des Königs an das Volk" organisirte Wulffen die Landwehr des Ziesarschen Kreises. Als Hauptmann (ein Titel, auf den er stolz war und den er später nie ablegte) führte er seine Compagnie im Feldzuge. Nach dem Zeugniss seiner Vorgesetzten und Untergebenen zeichnete er sich durch Unerschrockenheit, Selbstständigkeit, festes, bestimmtes Urtheil, welches in den Augenblicken der Gefahr stets das Richtige traf, ebenso aus, wie durch Kameradschaftlichkeit und aufopfernde Sorge für die ihm treu anhängenden Untergebenen.

Aber die Würfel fielen nicht glücklich für ihn. In der Schlacht bei Rheims, 16. März 1814, wurde er (dem eine äusserst schwierige Position zur Vertheidigung anvertraut worden war) sammt seiner ganzen Compagnie, übrigens nach ehrenvoller Capitulation, gefangen genommen und in Folge davon bis tief in Frankreich, nach Limoges, hineintransportirt. Der Einzug der Verbündeten in Paris erlöste ihn aus der Gefangenschaft. Inzwischen war sein Vater im Mai 1813 gestorben und Wulffen eilte nun, zu der ihm zugefallenen umfassenden Reorganisation der väterlichen Güter, nach Grabow zurück. Vor Allem war es seine Sorge, die Güter Grabow und Pietzpuhl, welche verpachtet waren, in eigene Administration zu bringen. Die Verhältnisse waren äusserst verwickelt und bei der grossen Verschuldung der Güter, das Arrangement mit den Pachtern um so mehr erschwert.

Der Wiederausbruch des Krieges im Frühjahr 1815 unterbrach seine landwirthschaftliche Thätigkeit auf's Neue und im April 1815 sehen wir ihn unter General Thielemann wieder im Felde, im 5. Regiment der Churmärkischen Landwehr, 3. Armee-Corps.

In der Schlacht bei Ligny erhielt er das eiserne Kreuz. Diesmal zog er auch am 7. Juli 1815 siegreich in Paris mit ein und bat, da seine kriegerische Thätigkeit beendet erschien, unterm 12. Juli um Verabschiedung, aber erst im September konnte er aus dem Feldzuge nach Grabow zurückkehren.

Von nun an widmete er sich unausgesetzt der praktischen landwirthschaftlichen Thätigkeit, die alsbald die öden Steppen des Gutes Pietzpuhl in die fruchtbarsten Felder umzuwandeln begann. Bei dieser praktischen Wirksamkeit war Wulffen, ohne äussere Mittel, lediglich auf seine persönliche schöpferische Thätigkeit angewiesen. Zunächst führte er eine ganz militairisch disciplinirte Ordnung in Pietzpuhl ein, indem er das gesammte Dienstpersonal mit den ihm treu ergebenen Leuten seiner Compagnie besetzte. Diese militairische Ordnung blieb selbst später noch in allen Beziehungen zwischen ihm und den Leuten bemerkbar und trug dies Verhältniss wesentlich bei, dass sein Wille allein in allen Theilen der Wirthschaft sich kund gab.

Die Hülfsmittel, welche Wulffen benutzte, um den so tief gesunkenen Culturzustand von Pietzpuhl zu heben, waren folgende:

1. Correcte Eintheilung des Gutes und Entwerfung der Wirthschafts-Systeme nach den äusserst wechselnden Boden-Klassen;
2. Benutzung der bis dahin gänzlich unbenutzten Mergellager;
3. Ausgebreiteter Anbau der Erdäpfel (Solanum tuberosum);

4. Einführung des **Lupinenbaus***) im Grossen;
5. Nach erfolgter Mergelung der Futterschläge, Einführung des **Luzernenbaus**;
6. Aufsuchung eines, für die öden Sand- und Weideflächen geeigneten **Weidegrases** und in Folge dessen Besamung derselben mit Schafschwingel;
7. Einführung des **Mohrrübenbaus** im Grossen auf dem Felde.

Sehr interessant ist der Auszug eines Wulffenschen Briefes an den Staatsrath Thaer vom 23. Dezember 1821 über die Einführung der Erdäpfel, der Lupine und der Luzerne in Pietzpuhl, abgedruckt im 9. Bande der Möglinschen Annalen, S. 342.

Erst in seinem 40. Jahre verheirathete sich Wulffen mit **Aurelie v. Windheim**, von welcher er 2 Söhne und 3 Töchter erhielt.

Während seiner praktischen Wirksamkeit arbeitete er zugleich fortwährend an seiner geistigen Ausbildung und erhielt sich, wie innerhalb seines Fachs, so auch auf dem Gebiete der Philosophie, der Naturwissenschaften, der Politik und der Staatswissenschaften, im Zusammenhang mit den neuen Erscheinungen der Literatur.

Schon mitten im Kriege, während er mit seiner Compagnie an der Belagerung von Wittenberg Theil nahm, hatte er sich mit landwirthschaftlichen Problemen beschäftigt und eine höchst bemerkenswerthe, streng wissenschaftlich gehaltene Schrift ausgearbeitet, die später unter dem Titel: „**Versuch einer Theorie über das Verhältniss der Erndten zu dem Vermögen und der Kraft des Bodens, über seine Bereicherung und Erschöpfung**“ veröffentlicht wurde; sein eigentlich berühmtes Werk aber, „**Ideen zur Grundlage einer Statik des Landbaues**“, das epochemachend für die Agricultur-Wissenschaft wurde, erschien 1823 im 11. Bande der Möglinschen Annalen. Daran schlossen sich in langen Zwischenräumen: „**Die Vorschule** zur Statik des Landbaus“ (1830) und 1847 sein letztes Werk: „Entwurf einer Methodik zur Berechnung der Feldsysteme.“

Bei der Gründung des Landes-Oekonomie-Collegiums im Jahre 1842 wurde Wulffen als Mitglied desselben berufen.

Wulffen hat nie aufgehört sich zu bilden und selbst in spätern Jahren war es ihm ein Bedürfniss, die in frühester Jugend vernachlässigten Studien nachzuholen. Sein Gespräch war belebend, niemals kam ein platter Witz aus seinem Munde, er sprach gern in Bildern und immer hatte seine Erzählung einen poetischen Anflug.

Schiller und Jean Paul waren seine Lieblingsdichter. In seinem Hause sah er gern Gäste und liebte eine witzige Unterhaltung, wenn sie in Wahrheit geistreich war; er selbst verliess Pietzpuhl nur sehr selten, er war sich selbst genug und wusste schmerzliche Ereignisse seines Lebens mit philosophischer Fassung zu ertragen; bei einem äusserst mässigen Leben fand er nur Freude und Erheiterung in seiner Familie und zwischen seinen Schöpfungen.

Wie er selbst belebt, scharf, geistreich war, so sind es auch seine Schriften, die neben denen Thaer's und v. Thünen's, ziemlich unbestritten den höchsten Rang in der landwirthschaftlichen Literatur ein-

---

*) Wulffen gebührt das Verdienst, die **Lupine** im nördlichen Deutschland eingeführt und auf die Wichtigkeit dieser Sandpflanze zuerst, unter Hinweis auf die grossen Erfolge ihrer Benutzung in Pietzpuhl, aufmerksam gemacht zu haben. Der Künstler, welcher Wulffen als Thaer's Schüler auf den Figuren-Reliefs der Vorderseite der Thaer-Statue dargestellt hat, gab Wulffen die Lupine in die Hand, welche er in richtiger Würdigung der Wichtigkeit dieser Pflanze für den Landbau, seinem Lehrer Thaer, dem Gründer und Verbreiter des rationellen Landbaues, symbolisch zur Benutzung übergiebt.

nehmen. Die Mehrzahl seiner Arbeiten wird freilich nicht von all und jedem, sondern — eine landwirthschaftliche Bildung selbstverständlich vorausgesetzt — nur von philosophisch und mathematisch geschulten Köpfen gewürdigt werden können. Er schrieb zunächst für eine Minorität und war sich dessen bewusst. Zur Rechtfertigung seiner mathematischen Behandlungsmethode (namentlich in seinem Werke: die Statik des Landbaus) schrieb er selbst:

„Die Berechnung des Felder-Ertrages scheint mir sehr übel berathen, wenn wir bei Betrachtung einer neuen Wirthschaft uns jedesmal mit einem neuen Maassstab bekannt machen müssen. Den allgemeinen Maassstab soll die Statik feststellen, daher diese sich auch nur allgemein, d. i. durch Buchstabenrechnung, ausdrücken lässt. Ist nun dieser (der Maassstab) allgemein richtig entworfen und bildet er gleichsam den grossen Proportionalzirkel, auf welchem wir alle Verhältnisse der Natur, in Beziehung auf den Ackerbau, finden können, so darf keine neue Eintheilung geschehen, weil diese doch wieder für andere Verhältnisse unangemessen sein und also bald so viele Maassstäbe wie Münzsorten in Europa entstehen würden."

Schon aus dieser Probe erhellt die lichtvolle Art seiner Darstellung. Körte sagt von v. Wulffens Schriften, insonderheit von der „Vorschule der Statik des Landbaus" (die unter allen Wulffenschen Arbeiten als die reifste und lichtvollste gilt): „So schwierig der Stoff ist, so anziehend, so klar ist die Sprache. Die in dem Buche herrschende Genialität des Gemüths muss überdies dem Verfasser Jeden seiner Leser gewinnen."

Die letzten Jahre seines Lebens waren durch schwere Krankheit getrübt, eine Gehirnlähmung endigte am 23. April 1853 sein thätiges Leben. Seine Asche ruht in einem, schon mehrere Jahre vor seinem Tode, in dem grossen schönen Park von Pietzpuhl aus massiven Granitquadern erbauten Erbbegräbniss.

v. Thünen-Tellow.

Dr. Johann Heinrich v. Thünen auf Tellow in Mecklenburg, Mitglied des Mecklenburgschen patriotischen Vereins, einer der frühesten Schüler Thaer's, nimmt unter den wissenschaftlichen Bearbeitern der Landwirthschaftslehre, seit ihrer systematischen Begründung in Deutschland, einen der ersten Plätze ein.

Johann Heinrich v. Thünen wurde am 24. Juni 1783 zu Jever im Oldenburgischen geboren. Ueber seine ersten Jugendjahre ist wenig bekannt; er verbrachte sie muthmasslich im elterlichen Hause. 1802 begann er sich der Landwirthschaft zu widmen und erlernte sie praktisch zu Flattbode. 1803 begab er sich nach Celle und war hier unter Thaer's ersten Schülern, einer von jener kleinen Schaar, die zu Errichtung des „Instituts" und (später) der so berühmt gewordenen „Mögliner Akademie" führte. Er blieb ohngefähr ein Jahr in Celle; 1804 ging er nach Göttingen, um daselbst seine cammeralistischen Studien fortzusetzen. 1806 verheirathete er sich mit Helene Berlin, Tochter des Gutsbesitzers Berlin auf Liepen in Mecklenburg, verkaufte, kurz vorher oder nachher, sein in Jever belegenes väterliches Gut und pachtete das Gut Reepkow (?) in Pommern. Kriegsdrangsale indess, sowie die geringe Ergiebigkeit des Bodens, veranlassten ihn bald, diese Pachtung aufzugeben und nachdem er eine zu Marienhausen in Jever ihm angetragene Deich-Inspektorstelle ausgeschlagen hatte, kaufte er 1810 das Gut Tellow. Von 1810—20 führte er hier die Wirthschaft persönlich, mit eisernem Fleiss und seltener Beharrlichkeit, und über alle Details in genauester Weise Buch und Rechnung führend, sammelte er jenes Material an Beobachtungen und Resultaten, das er seinen spätern wissenschaftlichen Arbeiten zu Grunde legte. Die Mehrzahl derselben wurde in den Mecklenburger landwirthschaftlichen Annalen publicirt; sein Hauptwerk aber erschien selbstständig unter dem Titel: „Der isolirte Staat" (Hamburg 1826; — erste Abtheilung des zweiten Bandes 1850). Thaer sagte von diesem Buch: „Es ist ein Werk von solcher Tiefe und Fülle, von so leuchtender, sich über die ganze Sphäre der Landwirthschaft verbreitenden Klarheit, dass ich ihm keins an die Seite zu setzen wüsste, ausser v. Wulffens Schriften über „die Statik des Landbaus." Wulffen selbst, der nebst Thaer als der competenteste Richter gelten mochte, schrieb in fast begeisterter Weise über das Thünensche Buch und einem seiner an Thaer gerichteten Briefe (vom 15. Februar 1827) entnehmen wir hier folgende Stelle: „v. Thünen's merkwürdiges Buch „der isolirte Staat" lese ich jetzt erst zum drittenmal und habe meine statischen Arbeiten bei Seite gelegt, um es nun ordentlich zu lesen. Kaum habe ich jemals über eine literarische Erscheinung eine grössere Freude gehabt, als über dies Buch. Ich schreibe in der That blos deshalb, um Ihnen dies zu sagen. Angenommen, Thünen's Ansichten über die Statik wären noch nicht bis zur höchsten Klarheit gedrungen; selbst angenommen, dass die Wahrheit in einer oder der andern Richtung seiner Untersuchung verfehlt wäre (worüber ich mir noch kein Urtheil beimesse), dennoch hat der Verfasser mit diesem Buche die Petarde an das innerste Thor unserer Wissenschaft gelegt und es glücklich

gesprengt. . . . . Das Buch steht über der Kritik, aber nicht über Ihrer (Thaer's) Würdigung. Ich kenne Thünen nicht, . . . aber recht von Herzen wünsche ich ihm die Erndte des verdienten Ruhmes, für eine vom reinsten Trieb nach Wahrheit geleitete, so mühsame, so tief durchdachte Forschung. Nachschwimmen werden diesem kühnen Argonauten nun wohl Mehrere; aber Viele schifften nach Kolchis und sahen dort blos die dunkle Küste." Am anderen Ort werden v. Thünen's Verdienste in folgende Worte zusammengefasst: „v. Thünen sucht als Ackerbauer die Sicherheit seiner Existenz vornehmlich durch die höhere agronomische Verwerthung seines Bodencapitals zu erhalten. Auf die weise Haushaltung damit, gestützt auf eine schon an sich einträglichere Viehzucht, hat besonders er seine vaterländischen Gewerbsgenossen hingelenkt und er steht in dieser Beziehung neben dem nun verewigten Pogge, den gleiche Ansichten auf seinem empirischen Standpunkte leiteten, als einer der seltensten Wohlthäter seiner Landsleute dar. In Thünen vereinigte sich auf's glücklichste der gewandte Praktiker mit dem scharfsinnigen Theoretiker. Jede ihm interessante Erscheinung auf ihre erste Entstehungs-Ursache zurückführend, hat er, bei seinem gediegenen naturwissenschaftlichen Wissen, zahlreiche Berichtigungen und Ergänzungen unserer Erfahrungstheorie geliefert."

Auch im Auslande gewannen ihm seine Schriften hohe Geltung. Während der Verhandlungen über die Kornbill waren es, im Bericht des Mr. Jacob, v. Thünen's Ansichten, welche hauptsächlich hervorgehoben wurden, wie er denn überhaupt von national-ökonomischen Schriftstellern als Autorität citirt zu werden pflegt. Sein Buch vom „isolirten Staat" wurde in's Französische übersetzt und dem Uebersetzer desselben, dem Professor de Laverrière, von der Akademie der Wissenschaften die goldene Medaille dafür ertheilt.

Im Auslande hochgeehrt, genoss er in dem engeren Kreise, in dem er lebte, die allgemeinste Liebe und Achtung. Er war Mitglied vieler Vereine und Ehrenbürger der benachbarten Stadt Teterow. 1848 wurde er in's deutsche Parlament gewählt, lehnte aber Kränklichkeits halber ab. Von seinen Kindern vermählte sich die Tochter Helene an den Minister a. D. v. Buttel in Oldenburg; sein ältester Sohn, Edo Heinrich, ist der jetzige Besitzer von Tellow. v. Thünen selbst, nachdem er längere Zeit gekränkelt hatte, starb am 22. September 1850.

H. Einhof.

H. Einhof, der erste unter den Mitarbeitern Thaers, ein durch seine ausgedehnten Kenntnisse und Forschungen in fast allen Zweigen der Naturwissenschaft höchst verdienter Gelehrter, wurde wahrscheinlich um 1770 geboren. Mit Bestimmtheit ist sein Geburtsjahr nicht festzustellen gewesen. In den 90er. Jahren des vorigen Jahrhunderts kam er, als Gehulfe der Pharmacie aus Einbeck nach Celle, wo Thaer (damals noch ein vielbeschaftigter Arzt) alsbald ein lebhaftes Interesse für ihn fasste und sich, besonders bei Behandlung von Taubstummen, seines Beistandes bediente. Thaer vermittelte es, dass Einhof das Provisorat der Koniglichen Apotheke zu Celle erhielt und da die Stadtwohnung des ersteren in unmittelbarer Nahe der Apotheke gelegen war, so wurde der Verkehr alsbald ein engerer und Einhof empfahl sich seinem Gönner von Tage zu Tage mehr, nachdem er begonnen hatte die Bodenarten, mit deren Untersuchung sich Thaer damals vorzugsweise beschäftigte, nach ihrer chemischen Zusammensetzung zu bestimmen.

Als Thaer 1804 von Celle nach Moeglin übersiedelte, gab auch Einhof sein Provisorat an der Königlichen Apotheke auf und begleitete seinen Lehrer und Meister in die neue Heimath, da, wie er sich ausdruckte, „der Mond der Sonne folgen müsse, wenn er nicht ganz verdunkeln wolle." Er wurde alsbald von Seiten des Königs, zum Professor der Chemie, Technologie und Botanik ernannt. Aber nur wenige Jahre, freilich Jahre, in denen seine glanzende Begabung erst voll zur Erscheinung kam, waren ihm noch vergonnt. Im Februar 1808 hatte Einhof eine Reise nach Berlin gemacht und kehrte sehr beglückt über den Ankauf einer Luftpumpe, Elektrisir-Maschine und anderer physikalischen Gerathschaften (die damals noch etwas Seltenes waren und unter dem Druck der Kriegsnoth einen doppelten Werth hatten) nach Moeglin zurück. Hier aber harrte seiner allerhand Verdruss und Aergerniss mit einzelnen Akademikern, Aufregungen, die ihm ein heftiges Nervenfieber zuzogen, dem er am 28. Februar 1808 erlag. Er wurde auf dem neuen Moegliner Kirchhofe begraben; neben ihm ruht die jüngste Tochter Thaer's. Man begegnet ofter der Angabe, dass er ein Schwiegersohn Thaers gewesen sei, was aber nicht richtig ist. Erst sein Nachfolger Crome verheirathete sich mit einer der Thaer'schen Töchter. Thaer selbst schrieb über Einhofs Tod: „Ich habe seit seinem Hinscheiden nichts thun und denken konnen. Es ist der härteste Schlag, der mich treffen konnte. Ich fuhle mein ganzes Wesen zerrissen. Seit 8 Jahren war er um und neben mir, bildete sich ganz nach meinem Sinne, wirkte mit mir aus Einem Geiste und Herzen und nach einer Tendenz. Er war in meiner Familie mehr als Sohn und Bruder (diese Stelle ist es wohl, die dahin gedeutet worden ist, er sei Thaer's Schwiegersohn gewesen) und theilte mit uns jede Freude, jedes Leid, jede Hoffnung und Sorge. Was die Wissenschaft in seinem speziellen Fache (der Chemie) an ihm verloren hat, vermag ich noch nicht auszusprechen." Jetzt hat sich das Urtheil über seine Verdienste festgestellt.

Er und Hermbstadt waren die ersten, welche dem Landwirthe eine Folgenreihe der wichtigsten Belehrungen in Ansehung der Nahrungsfähigkeit der verschiedenen Bodenerzeugnisse und ihrer einzelnen Bestandtheile, sowie Rathschläge hinsichtlich der technischen Benutzung derselben mittheilten. Zugleich waren die genannten Beiden die ersten, welche zuerst auf eine allgemein verständliche Weise ihre erschöpfende oder bereichernde Kraft definirten und die abweichende Wirkung der verschiedenen Erd- und Düngerarten von dem Verhältnisse der einzelnen Theile zu einander und den besondern natürlichen Einflüssen auf dieselben herleiten lehrten. Einhof's spezielles Verdienst aber ist es, dass Niemand vor ihm eine so innige Verbindung der Naturwissenschaft mit der Lehre von der Oekonomie, Agronomie, Agricultur, Produktion und Fabrikation, theoretisch und praktisch bewirkt hat. Grosses hätte der deutsche Landbau noch von ihm erwarten können. Ausser Beiträgen zu den von Thaer herausgegebenen Annalen erschien unter Einhof's Namen: „Grundriss der Chemie für Landwirthe; aus dessen hinterlassenen Dictaten herausgegeben von A. Thaer." 1. Band. Berlin 1808. gr. 8. 1 Thlr.

J. G. Koppe.

Johann Gottlieb Koppe wurde den 21. Januar 1782 in seinem jetzigen Wohnorte, Dorf Beesdau, geboren. Seine Eltern besassen daselbst eine kleine Budnerstelle. Der Vater war im 7jährigen Kriege (Beesdau war damals noch sächsisch) Soldat in einem sächsischen Dragoner-Regiment geworden und hatte mit demselben einige Jahre in Warschau gestanden, bis zum Tode des letzten Königs von Polen aus dem sächsischen Hause. Der Vater unseres Koppe wurde zu Ende des Jahres 1779 mit Pension entlassen und nährte sich bis zu seinem Tode (1806) von Tagelöhnerarbeit.

Johann Gottlieb Koppe half seinem Vater, so gut es ging, bei seiner Arbeit auf Hof und Feld, bis zum Dezember 1793, wo er durch Zuthun von Anverwandten auf die Stadtschule zu Lübben kam. Der Unterricht war mangelhaft, die Schule besass aber eine kleine Bibliothek und entschädigte dadurch für manches andere, das fehlte. In seinem 15. Jahre kam Koppe von der Lübbener Stadtschule auf das dortige Lyceum, das damals einige vortreffliche Lehrer (Suttinger und Siebenhaar) hatte und ebenso durch den herrschenden Ton, wie durch das wissenschaftliche Streben, das Lehrer und Schüler durchdrang, unsrem Beesdauer Büdnersohn, wie er in freudiger Rückerinnerung selbzt erzählt, eine „ungeahnte Befriedigung des Daseins“ gewährte. Dieser erste Einblick in die Welt des Idealen machte, nach Koppe's eignem Zeugniss, dieses Jahr zum glücklichsten seines ganzen Lebens.

Es fehlte aber alsbald an Mitteln, die begonnenen Studien fortzusetzen und nach einjährigem Besuch des Lyceums wurde unser Koppe, behufs Erlernung praktischer Landwirthschaft, zu einem Pächter der gräflich Solmsschen Güter in die Lehre gethan. Es war dies im April 1797 und Koppe blieb daselbst bis Oktober 1799. Wenn das Lübbener Lyceumsjahr als die glücklichste Zeit seines Lebens dasteht, so waren diese drittehalb Lehrjahre auf dem Pachthofe der Solmsschen Güter seine unglücklichste Zeit. Koppe selbst schildert seine damalige Lage sehr anschaulich: „Ohne alle Mittel die wissenschaftlichen Beschäftigungen, an die ich mich gewöhnt hatte, fortzusetzen, in Gesellschaft von gemeinen, unmoralischen Menschen und niedergedrückt durch das Gefühl, die Unterstützung meiner armen Eltern in Anspruch nehmen zu müssen, durchlebte ich hier schwere Tage und Jahre.“ Dann fährt er, das allgemeine Fühlen jener Epoche sehr lehrreich schildernd, in Folgendem fort: „Dazu kam, dass die Ausübung meines Berufes mir desshalb keine Freude machte, weil meine Aufgabe grösstentheils darin bestand, die damaligen Hofediener zum Fleisse anzuhalten. Die Klagen derselben über ihr Loos machten Eindruck auf mich, weil wir jungen Leute, durch die Schriften, welche die Grundsätze der französischen Revolution vertheidigten, Parthei für die Hörigen und alle jene Klassen nahmen, welche Verpflichtungen gegen die Besitzer grosser Güter zu erfüllen hatten.“

All dies zusammengenommen, äusserliches wie innerliches, bestimmte unsern Koppe im Oktober 1799 seine Stellung auf dem Pachthofe aufzugeben und nach vergeblichem Versuch in Berlin ein Unterkommen zu finden, in das schlichte Haus seiner alten Eltern zurückzukehren. Er wurde liebevoll aufgenommen und seinerseits sich wohl bewusst, dass sein Fortgehen aus der Lehre, von aller Welt gemissbilligt werde, begann er nun durch eisernen Fleiss die Scharte auszuwetzen. Er vermied jeden Umgang mit andern jungen Leuten; seine ganze Zeit von früh bis spät gehörte der Arbeit und jede Stunde war darauf aus, dem Dorf und seinen Eltern zu zeigen, dass er fest entschlossen sei, für ihre Nachsicht sich dankbar zu erweisen. Die Leute im Dorfe fassten es auch so auf, tadelten nicht länger, was zurücklag und gaben ihm überall das beste Zeugniss. So mochte es kommen, dass im Sommer des Jahres 1800, ohne dass von seiner Seite irgend ein Schritt geschehen war, seitens des Majors v. Thümen, des Besitzers vom Rittergut Beesdau, die Anfrage an ihn erging: „ob er gewillt sei, die Stelle eines Unterverwalters auf einem andern v. Thümenschen Gute und zwar auf Graefendorf bei Jüterbogk, zu übernehmen?“ Die Antwort konnte nicht zweifelhaft sein. Koppe verliess Beesdau und das elterliche Haus, um seine neue Stellung anzutreten, und dem Vertrauen Ehre zu machen, das in ihn, den eben erst Achtzehnjährigen, gesetzt worden war. Seine neue Stellung war schwierig, doppelt schwierig bei seiner Jugend; alle Knechte waren älter als er, weigerten sich oft seinen Anordnungen Folge zu leisten und Herr v. Thümen selbst, an dessen Autorität er Halt und Schutz gehabt haben würde, lebte damals nicht auf Gräfendorf. Es wurde auch besser von dem Augenblick an, wo v. Thümen selbst seinen Wohnsitz auf dem Gute nahm. Herr v. Thümen war ein Ordnung liebender Geschäftsmann, der auf akkurate Buchführung hielt und sich lebhaft für landwirthschaftliche Literatur interessirend, alle dahin einschlagenden Bücher und Broschüren las und anschaffte.

Um diese Zeit war es, dass Thaer von Celle nach Moeglin übersiedelte. Die Nachricht davon weckte in Koppe, wie in Herrn v. Thümen selbst, ein lebhaftes Interesse, denn alle Neuerungen, die seit Jahren mit Erfolg in Graefendorf eingeführt worden waren, stützten sich auf landwirthschaftliche Prinzipien, wie Thaer sie aufgestellt hatte. Nun war der Mann in ihre Nähe gerückt, dessen Rath (nach aller Meinung) schon vorweg die Gewähr des Erfolges bot. Diesen Rath gedachte Koppe einzuziehen. Die Graefendorfer Schäferei hatte die feinsten Merinoschafe in der dortigen Gegend und stammte aus Stolpen und Lohmen ab. Im Jahre 1804 war der Centner Graefendorfer Wolle in Leipzig mit 150 Thaler bezahlt worden; — es lagen daher triftige Gründe vor, recht viel Schafe zu halten, was aber durch Bodenbeschaffenheit und Mangel an Wiesen erschwert wurde.

Koppe hatte vor, den Meister Thaer (für dessen „Annalen“ er übrigens schon einige Aufsätze geschrieben hatte) in dieser Schäfereifrage um Rath anzugehen, Moeglin zu besuchen und die dortige Wirthschaft durch Augenschein kennen zu lernen. Herr v. Thümen, der das lebhafteste Interesse an dieser Reise nahm, gewährte Urlaub und Mittel und Koppe trat im Juli 1807 seine Reise an.

Koppe wurde in freundlichster Weise in Moeglin aufgenommen und fand Gelegenheit, die ganze Wirthschaftsführung in allen ihren Theilen kennen zu lernen. Diese Reise wurde für Koppe entscheidend; zunächst gab sie Veranlassung zu einer Correspondenz zwischen ihm und Thaer.

Als im Jahre 1810 die Berliner Universität gegründet wurde, wurde Thaer veranlasst, während des Winters Vorlesungen an derselben zu halten. Er machte aber darauf aufmerksam, dass es wünschenswerth sei, die jungen Landwirthe nach Möglichkeit auf diese Vorlesungen vorzubereiten und dass er zu diesem Behuf empfehle, einen praktischen Landwirth als Vorbereitungs-Lehrer anzustellen. Es wurde auch in der That ein Gehalt von 500 Thalern bewilligt und Koppe zur Uebernahme dieser Stelle aufge-

fordert. Er nahm an; konnte aber, da inzwischen Major v. Thümen gestorben war, vor Juli 1811 in Moeglin nicht eintreffen. Seine Wirksamkeit als Lehrer dauerte nur anderthalb Jahre und zwar bis zum Ausbruch des Krieges 1813. Alle jungen Leute (auch die drei Söhne Thaers) verliessen die Akademie; Koppe blieb zurück, weil er für den Fortbestand der Wirthschaft unentbehrlich und eben damals mit Gründung jener Moegliner Schäferei beschäftigt war, die binnen Kurzem so berühmt werden sollte. Das Fundament dieser Schäferei waren Graefendorfer Merinoschafe, die Koppe auf Anordnung Thaers gekauft hatte, bevor er jene Gegend verliess.

An dem Kriege nahm Koppe keinen direkten Antheil; er fungirte 1813 als Adjutant beim Chef des neugebildeten Landsturms.

Die Zeiten waren schwer, die Aussichten trübe, besonders für die Lehranstalt. Zudem war Koppe seit Kurzem verheirathet. Dies bestimmte ihn, sich nach einer gesicherteren Stellung umzusehen und endlich die Administration mehrerer benachbarten Güter zu übernehmen, die ihm, unter günstigen Bedingungen, von Baron Eckardstein angeboten worden war. Unter diesen Gütern war auch das in der Nähe von Moeglin gelegene Gut Reichenow. Hier nahm Koppe im Juni 1814 Wohnung und lebte daselbst als Administrator der benachbarten Eckardsteinschen Güter bis 1827. Diese Güter waren bei Antritt seines Amtes schlecht im Stande. Baron Eckardstein kam ihm aber mit Geschäftskenntniss und jeglicher Geneigtheit entgegen und eine völlig veränderte Wirthschaftsführung: Schafhaltung, Kartoffelbau, Brennereibetrieb lieferten alsbald ziemlich bedeutende Reinerträge, an denen Koppe durch eine ihm zugesicherte Tantieme participirte.

1827 wurde die im Oderbruch gelegene, seitdem zu so grossem Ansehen gelangte Domaine Wollup in Zeitpacht ausgeboten. Die Anzeigen in den öffentlichen Blättern belehrten zugleich dahin, „dass dem Pächter ein bedeutendes Kapital in den Inventarienstücken übergeben werde“, woraus sich von selbst ergab, dass ein verhältnissmässig geringes Betriebscapital zur Bewirthschaftung des Gutes ausreichen werde. Dies erweckte in unserem Koppe die Neigung als Bewerber aufzutreten. Er setzte sich mit Baron Eckardstein darüber in Einvernehmen und nachdem dieser eingewilligt hatte, ihm das erforderliche Betriebskapital zu leihen, trat er mit seiner Bewerbung hervor. Er erhielt die Pachtung, da er der einzige Bewerber gewesen war, der sich bereit gezeigt hatte, auf die von der Regierung gestellten Bedingungen einzugehen. Die damals seit mehreren Jahren gesunkenen Produktenpreise hatten den Landwirthen allen Muth genommen, auf neue Unternehmungen einzugehen.

All die Zeit über, so lange Koppe in Reichenow als Administrator der Eckardsteinschen Güter thätig gewesen war, hatte er mit Thaer in freundschaftlichem Verkehr gestanden. Auch nach Thaers Tode und nachdem er (Koppe) den Aufenthalt in Reichenow mit dem in dem entfernter gelegenen Wollup vertauscht hatte, verblieb er in den alten Beziehungen zu Moeglin und dem Thaerschen Hause.

Seine Thätigkeit wurde immer angespannter und dehnte sich über immer grössere Kreise aus, nachdem er 1830 auch die Domaine Kienitz, 1 Meile von Wollup entfernt, in Pacht genommen hatte. 1838 fungirte er bei der dritten Versammlung deutscher Landwirthe, die in Carlsruhe abgehalten wurde, als Präsident. Im darauf folgenden Jahre wurde er zum Mitglied der Handels- und Ackerbau-Commission ernannt, welche über den Handelsvertrag mit der Niederländischen Regierung, über die Zuckersteuer und überhaupt über die damals schwebende Frage: „ob eine selbstständige Fabrikation des Rübenzuckers zu erwarten sei“ zu berathen hatte.

1842 bei Gründung des Landes-Oekonomie-Collegiums wurde er Mitglied dieser Behörde*); 1846 wurde er in die General-Synode (zu der bekanntlich auch Laien berufen wurden) und 1849 in die erste Kammer gewählt, in der er bis 1852 als Mitglied verblieb. 1858 schied er wegen zunehmender Gehörsschwäche aus dem Landes-Oekonomie-Collegium; 1860 trat er die Pachtungen Wollup und Kienitz an seine beiden jüngeren Söhne Moritz und Otto Koppe ab und zog sich auf seine, schon vorher gekauften Güter Beesdau und Crinitz (dasselbe Beesdau, in dem er als Tagelöhnersohn geboren worden war) zurück.

Koppe's Verdienste um die Landwirthschaft sind doppelter Art, denn er hat sich eben so sehr durch eine musterhafte Verwaltung der verschiedenen Landgüter (eigner und administrirter) wie durch seine landwirthschaftlichen Schriften hervorgethan. Seine literarische Thätigkeit umfasst einen Zeitraum von beinahe vierzig Jahren, indem seine ersten kleineren Aufsätze, in den „Annalen" abgedruckt, zu Anfang des Jahrhunderts, seine letzte Arbeit „über die Erzeugung des Rübenzuckers in ihren staatswissenschaftlichen und gewerblichen Beziehungen" im Jahre 1841 erschien.

Wir lassen das Verzeichniss seiner wissenschaftlichen Arbeiten, chronologisch geordnet, hier folgen:

„Der Ackerbau auf dem hohen Flämming" wahrscheinlich 1808 in Graefendorf geschrieben. Dies war seine erste bedeutendere Arbeit.

„Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht" erschien (mit einer Vorrede von Thaer) in 2 Bänden, in den Jahren 1811 und 1812. Dies populäre, landwirthschaftliche Werk hatte Koppe auf Wunsch und Anregung Thaers geschrieben. Thaer, nachdem das Gesetz von 1811 die Verhältnisse zwischen dem grossen Grundbesitz und den Bauern geregelt und die Grundsätze der Gemeinheitstheilung festgestellt hatte, war von dem lebhaften Wunsche erfüllt, dass der kleine Grundbesitzer nunmehr auch Kenntniss von einem zweckmässigeren Betriebe des Ackerbaues erlangen möge. Zu diesem Behuf drang er in Koppe, das oben namhaft gemachte populäre Buch zu schreiben. 1816 trotz aller Noth und Drangsal des Krieges, war es vergriffen und eine zweite Auflage folgte. Als die dritte nöthig wurde, schritt Koppe zu einer Umarbeitung, weil er wahrgenommen hatte, dass das Buch, seinem ursprünglichen Zwecke entgegen, nicht von dem kleinen, sondern von dem grossen Grundbesitzer gekauft und gelesen werde. So erschien die völlig veränderte 3. Auflage unter dem Titel:

Anleitung zu einem vortheilhaften Betriebe der Landwirthschaft;
ein Werk, das seitdem bis zur 7. Auflage vorgedrungen ist.

An das vorstehende, populärste und bedeutendste Buch Koppe's schloss sich, der Zeitfolge nach (1818) eine Schrift unter dem Titel: „Revision der Ackerbausysteme" an, worin er nachwies, dass die so vielfach angepriesenen, nach englischem Beispiel organisirten Wechselwirthschaften, für das deutsche Klima und die abweichenden Verhältnisse, nicht immer als vortheilhaft anzuempfehlen seien.

Dann folgten drei Bände „Mittheilungen aus dem Gebiet der Landwirthschaft" (vereint mit Schmalz,

*) Das Landes-Oekonomie-Collegium, in das bei seiner Gründung, ausser Koppe, v. Wulffen und v. Bredow, auch der Minister des Innern v. Rochow und der Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten Graf Arnim eintraten, besass in den eben Genannten eine Vereinigung und einen Stamm landwirthschaftlicher Autoritäten, wie er nicht oft zum zweiten Male gefunden werden dürfte. Graf Itzenplitz, der gegenwärtige Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten und v. Treskow-Friedrichsfelde, schlossen sich den genannten Notabilitäten ebenbürtig an.

Schweizer und Teichmann), woran sich 1825 „die Anleitung zur Kenntniss, Zucht und Pflege der Merinos" schloss, eine Schrift, die in mehreren Sprachen, auch ins Russische und Polnische übersetzt wurde. Koppe legte hierin seine reichen Erfahrungen nieder, die er in Graefendorf, dann später in Moeglin und Reichenow gesammelt hatte. — Seiner letzten Schrift „über die Erzeugung des Rübenzuckers etc." haben wir schon oben Erwähnung gethan.

Koppe's Leben rundet sich, wie ein Kunstwerk, äusserlich und innerlich zu einem wohlthuenden Ganzen ab. Anfang und Ende reichen sich die Hand. An selbiger Stelle, wo er geboren wurde, sieht der nun Achtzigjährige in die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Sein Leben war ein Sieg, möge es ein Vorbild sein für Viele.

v. Bülow-Essenrode.

v. Bülow-Essenrode, Landschaftsdirektor des Kurfürstenthums Lüneburg, der Lehrer, Freund und Förderer Thaers, wurde wahrscheinlich 1735 oder 36 geboren.

In seiner Jugend ganz für das Militair erzogen, hatte er nur die Art von Ausbildung erhalten, welche man damals in diesem Stande für nöthig hielt. Der siebenjährige Krieg hatte ihm, dem Führer eines neu errichteten Jägercorps, welches bald der Schrecken der Franzosen wurde, früh Gelegenheit gegeben, seine militairischen Talente glänzend zu entwickeln.

Obgleich schon im 25sten Jahre Major, nahm er doch nach geschlossenem Frieden seinen Abschied und trat einige Jahre nachher als erwählter Schatzrath in das Lüneburgische Landschafts-Collegium. Er studirte nun Landesverfassung, Finanzwesen, Gesetzgebung mit solcher Energie, dass er bald jedem Geschäft eines oberen Staatsdieners gewachsen war. Besonders sah er Landwirthschaft als den Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft, des Privatwohlstandes und Nationalreichthums an, und wirkte mit grösstem Eifer nicht nur für ihre allgemeine Aufnahme im Lande, sondern betrieb sie auch selbst, immer vervollkommnend, auf seinem väterlichen Gute. Gemeinheitstheilung und Verkoppelung, Abstellung des Naturalzehnten und der Hofdienste, ward nun seine Losung. Nach vierzehnjähriger Mühe und Ueberredung, gelang es ihm endlich, einen Vergleich mit seinen Bauern, die einstimmig einwilligen mussten, zu Stande zu bringen, wodurch er zwar seinen Grund und Boden, nahe am Hofe, bei einander erhielt, aber nur, indem er willig sehr gute Aecker weg gab, gegen einen durch Kaltgründigkeit sehr verschrieenen, durch alte Holzstämme gräulich verunstalteten Weidenraum. Er erhielt und verlangte viel weniger, als ihm, nach dem Urtheile der Bauern selbst, zukam; allein ohne eine so grosse Herabstimmung seiner rechtmässigen Forderung hätte er wohl nimmermehr die einstimmige Einwilligung der Bauern zuwegegebracht.

Im Jahre 1784 ward er zum Landschaftsdirector und zum Abt des Klosters Sanct Michaelis ernannt.

Vor dem Thore zu Lüneburg, auf schlechtem Haideboden, ward von ihm eine musterhafte Wirthschaft auf eigene Rechnung angelegt, und dieser Fleck, an dessen möglicher Cultur und Fruchtbarkeit man seit undenklicher Zeit gezweifelt hatte, prangte nun mit schwerem Weizen, dunklem Klee und üppigem Weisskohl.

Die Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle, deren thätiges Mitglied er war, wählte ihn zu ihrem Director, und hat erst durch ihn ihre bestimmte, zweckmässigste Tendenz erhalten.

In Allem, besonders aber in dem, was zur Landwirthschaft gehört, hatte v. Bülow, einen schnellen, richtigen Blick; er fasste gleich den treffendsten Entschluss, und war für keine Maassregel so eingenommen, dass er nicht vor ihrer Anwendung alle Localverhältnisse genau untersucht hätte.

Seine kleine aber musterhafte Wirthschaft war auch für Thaer ein reiches Feld der Erfahrung; alle Versuche wurden von beiden Freunden zugleich gemacht und somit zwiefach geprüft.

Wer diesen Mann je gesehen oder in irgend einem Verhältnisse mit ihm gestanden hatte, erkannte in jedem Worte, in jeder Miene sein gefühlvolles Herz, seinen redlichen Charakter, seinen richtigen Verstand. Sein natürliches Feuer war durch Sanftmuth, seine Festigkeit durch Freundlichkeit gemildert; Heuchelei war ihm so fremd wie Menschenfurcht; Freimüthigkeit dagegen zu sehr in seine Natur verwebt, als dass er sie überall hätte unterdrücken können; aber man wusste, dass er überall nur nach Recht und Vernunft dachte und sprach. Er besass eine erstaunliche Penetration und begriff ihm noch fremde Dinge sehr schnell, weshalb jeder Wortkram ihm widerlich war. Im gesellschaftlichen Leben verstand er die Würde seiner Stellung zu behaupten, ohne sie je drückend zu machen; auch der Fremde, der Blöde, der Bittende fühlte sich bei ihm leicht und frei. Adelstolz war ihm eine Thorheit, Geldstolz ein Gräuel. Seine Gastfreundschaft war allgemein bekannt, aber aller Aufwand, alle Ostentation war ihm zuwider; seine Mobilien entsprachen weder seinem Stande noch seinem sonstigen Aufwande, und wenn ihn die Freunde wohl lächelnd darauf aufmerksam machten, sprach er: „Ja! schöne Stühle kaufen, um Keinen darauf sitzen zu lassen!" Desto wohlthätiger war er gegen Nothleidende, gab aber immer so zartsinnig, dass er den Empfänger jeder Beschämung überhob. Er war ein zärtlicher, sorgsamer Vater seiner 18 Kinder, von welchen ihn 14 überlebten.

Unter seinen Söhnen war der bekannte preussische Finanzminister (von 1813 bis 1817) und der spätere Ober-Präsident zu Magdeburg. Ein anderer starb als Oberforstmeister zu Thale und alle Besucher des Harzes finden daselbst noch Gelegenheit, sich an den schönen Anlagen desselben zu erfreuen.

Ernst Oswald Mentzel.

Zu den Schülern Thaers, die am meisten in den Geist ihres Meisters eingingen und seine Lehren in grossem Umfange zur praktischen Anerkennung zu bringen bestrebt waren, gehört Mentzel. Wir bringen über ihn Folgendes:

Ernst Oswald Mentzel wurde am 6. August 1801 zu Waldenburg in Schlesien geboren; sein schon 1802 verstorbener Vater war daselbst und im nahen Bade Altwasser ein beliebter Arzt; sein älterer Bruder ist der bekannte Historiker Wolfgang Mentzel, ein zweiter bereits verstorbener Bruder war Bergbeamte und Dirigent der Werke zu Königshütte.

Auf einem von seiner Mutter erkauften Gute von Jugend an mit dem Betriebe der Landwirthschaft vertraut geworden, widmete er sich diesem Beruf und bezog, im Streben nach höherer wissenschaftlicher Ausbildung die Akademie zu Moeglin im Jahre 1818; dort blieb er bis Ostern 1820, ging dann nach Breslau, um daselbst Vorlesungen zu hören. Im Juni 1821 trat er die von seinem wohlwollenden Lehrer Thaer ihm angebotene Stelle als dessen Sekretair, Rechnungs- und Geschäftsführer der Gutswirthschaft und als Schäferei-Inspector an. Durch Dienstbeflissenheit, Accuratesse und ein besonderes Geschick, mit dem er Thaer bei der Züchtung seiner edlen Merinoheerde unterstützte, erwarb er sich dessen Vertrauen in hohem Grade, so dass ihm bei Abnahme der Sehkraft des Meisters bald die ganze Leitung der Schäferei überlassen wurde. Hier wurde ihm Gelegenheit, treffliche Züchtungsstudien zu machen; er legte die Stammbücher an und bildete gemeinschaftlich mit Thaer das Bonitirungsgeschäft und die abgekürzten Bonitirungszeichen aus. Im Mai 1833 begleitete er Thaer nach Leipzig zu dem höchst interessanten und folgenreichen Wollconvent, als dessen Schriftführer er fungirte.

Im Juni 1824 nahm Mentzel die ihm von dem damaligen Kriegsminister von Haake angebotene Administration des neu zu errichtenden Remonte-Depots zu Friedrichsaue im Oderbruch an, trat damit in den Staatsdienst und in ein neues Feld umfassender Thätigkeit. Auch bei der Leitung anderer Depots wurde er zu Rathe gezogen und im April 1829 zum Director sämmtlicher Remonte-Depots ernannt, nachdem der Landstallmeister von Burgsdorf zu Trakehnen seine bisher inne gehabte Stelle niedergelegt hatte.

Der Bedarf an Remonten für die Armee wurde bekanntlich vormals fast ausschliesslich vom Auslande bezogen; die schweren Pferde aus Holstein und den benachbarten nördlichen Gebieten, die leichten aus den Donaufürstenthümern, Bessarabien und aus der Krimm. König Friedrich Wilhelm III. richtete seine Aufmerksamkeit alsbald sehr energisch auf die Hebung der inländischen Pferdezucht. Der von Jahr zu Jahr erweiterte Remonteverkauf im Inlande, vermehrte und sicherte einerseits den Absatz der aufgezogenen Pferde und

förderte dadurch die Produktion zum grossen Segen des Landes; andererseits kam die Armee allmälig in die befriedigende Lage, ihren Pferdebedarf vollständig im eigenen Lande zu decken und des Auslandes gar nicht mehr zu bedürfen. Die nationalökonomische und politische Bedeutung dieses Fortschrittes bedarf keiner näheren Darlegung. Wie sehr die Preussische Pferdezucht seit 40 Jahren sich gehoben, vornehmlich in der Güte und Tüchtigkeit des Materials, das weiss jeder ältere unpartheiische Sachverständige. Von dem Pferdezustande unserer Armee kann man aber sagen: es giebt keine grossstaatliche Cavallerie, die besser remontirt wurde.

Zur Durchführung des nunmehrigen Remontirungs-Systems gehörte aber die Mitwirkung der Remonte-Depots. Ausgewachsene, sogenannte volljährige Pferde, wie die Armee sie braucht, sind in der erforderlichen Zahl und Güte, namentlich unverdorben, nicht zu beschaffen. Der Privatconsum und der Handel absorbiren ein gut Theil, noch grösser ist die Verminderung brauchbarer Pferde aber dadurch, dass sie zu früh in Gebrauch genommen werden. Insbesondere ist es der Bauer und kleine Pächter, der sein Fohlen schon mit dem dritten Jahre anspannt und beim Mangel der erforderlichen Schonung und Pflege die noch unentwickelten Organe einer vorzeitigen Invalidität entgegenführt. Für die Armee werden deshalb, so weit sich nicht unverdorbene volljährige Pferde vorfinden, dreijährige angekauft und in den Remonte-Depots, unter angemessener kräftigender Ernährung und sorgfältiger thierärztlicher Behandlung weiter ausgebildet.* Abgesehen von der unumgänglichen Nothwendigkeit dieser Hülfsmassregel zur Sicherung der Armee hat sich dieselbe auch in finanzieller Beziehung bewährt, indem die durchschnittlichen Verpflegungskosten eines Pferdes in den Depots innerhalb der dadurch erzielten Werthsteigerung bleiben.

Der Umfang dieser Kosten hängt nun wesentlich von der dem Zweck entsprechenden Beschaffenheit der Depots und ihrer richtigen Bewirthschaftung ab. Als Leiter der ganzen Verwaltung hat Mentzel sich in diesen Beziehungen erhebliche Verdienste erworben. Im Jahre 1844 wurde er zum Rath zweiter Klasse befördert und erhielt einige Jahre darauf den rothen Adlerorden zweiter Klasse.

Soweit die Pflichten seines Amtes es zuliessen, ist Mentzel auch bemüht gewesen, mit regem Eifer auf die Förderung der Landwirthschaft überhaupt hinzuwirken. In den zwanziger und dreissiger Jahren haben André's ökonomische Neuigkeiten, Weber's schlesische Monatsschrift, die Allgemeine Zeitung für Land- und Hauswirthschaft, auch die Spenersche und die Preussische Staatszeitung verschiedene Abhandlungen über wichtige landesökonomische Fragen und ausführliche kritische Beleuchtungen neuer literarischer Erscheinungen von ihm gebracht. In den damals so unangenehm und persönlich gewordenen Streit über Vollblut und Rennblut griff er kräftig ein, suchte die Fragen auf wissenschaftliche und praktische Grundlagen zurückzuführen und vertheidigte das im Vaterlande verunglimpfte Bestehende gegen das überschätzte Fremdländische. Die Schrift: „Ueber die Vollblutsfrage von O. Mentzel, Berlin, Enslin'sche Buchhandlung 1838" enthält einen Theil jener Controversen.

Im Jahre 1838 sendete Mentzel (am persönlichen Erscheinen verhindert) der zweiten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe eine Abhandlung über Züchtungsgrundsätze ein, welche die Veredlungsgesetze und den Werth der guten Abstammung zur Geltung zu bringen bestimmt war. Die Männer von Fach, an der Spitze der erfahrene, um die Thierzuchtslehre hochverdiente Geh. Rath v. Weckherlin, adoptirten diese Grundsätze, die seither auch als geltend angesehen wurden, in neuerer Zeit jedoch von H. v. Nathusius und nach diesem auch vom Direktor Settegast bekämpft worden sind und zwar unter Voranstellung der Wirksamkeit des jedesmal zeugenden Individuums, abgesehen von der weiteren Abstammung. Der bezügliche Streit schwebt noch.

Im Jahre 1845 schrieb Mentzel ein auf jahrelangen Quellenstudien beruhendes historisches Werk: „Die Remontirung der Preuss. Armee. Berlin bei Alex. Duncker", worin die Pferdebeschaffung für das vaterländische Heer aus ältester Zeit geschildert und die bezüglichen neueren Verhältnisse speziell nachgewiesen, auch ältere Nachrichten über das Gestütswesen beigebracht werden.

Ueber die in den Staatsgestüten seit den dreissiger Jahren eingeschlagene und längere Zeit verfolgte Zuchtrichtung, waren erhebliche Differenzen entstanden; die unbedingte Bevorzugung des Englischen Vollbluts, namentlich des Rennbluts, unter Zurückstellung und Vernachlässigung des bisher conservirten guten Exterieurs wurde von der Mehrzahl der praktischen Züchter und von erfahrenen Cavalleristen nicht nur beklagt, sondern auch oft schwer empfunden. Wenn auch gerühmt werden konnte, dass die Zahl der Vollblutspferde von Jahr zu Jahr um etliche Hundert gewachsen sei, so nahm die Produktion breiter, beiniger und überhaupt kräftiger, für die verschiedenen Verwendungszwecke brauchbarer Pferde, doch in starker Progression ab. Hierüber laut gewordene Beschwerden bewogen König Friedrich Wilhelm IV. eine commissarische Berathung über die bei Behandlung der Pferdezucht leitenden Grundsätze anzubefehlen. An diesen Berathungen nahm auch Mentzel Theil und legte der Kommission in ihren, im Februar 1847 stattgehabten Sitzungen eine Denkschrift vor, die später auch in den Annalen der Landwirthschaft veröffentlicht worden ist und einem vom Königl. Ministerium für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten mittelst Circulars vom 18. März 1849 verbreiteten Züchtungsprogramm zur Grundlage dient.

Im Jahre 1846 in das Landes-Oekonomie-Kollegium berufen, fand Mentzel dort ein mannichfaltiges Feld der Thätigkeit. Die Annalen der Landwirthschaft, mehr aber noch die Akten des Kollegiums legen Zeugniss davon ab.

Ueber die ernsteren, zugleich ins amtliche Gebiet eingreifenden Beschäftigungen mit der Pferdezucht, hat Mentzel seiner ursprünglichen Neigung für die Schafzucht nicht entsagt; sie ist von ihm fortgesetzt praktisch geübt und stets als Gegenstand sorgfältiger Beobachtungen behandelt worden. Der vom landwirthschaftlichen Centralverein für die Mark Brandenburg und die Niederlausitz ausgesetzt gewesene Preis für die beste Schrift über Schafzucht ist seinem Werke: „Handbuch der rationellen Schafzucht, Berlin 1859 bei G. Bosselmann" zuerkannt worden und ist von demselben bereits die zweite Auflage erschienen.

Von der weitesten Ausdehnung und in alle Schichten der Landwirthe eindringend, ist die Wirksamkeit, welche Mentzel durch den, im Vereine mit seinem inzwischen verstorbenen Freunde v. Lengerke herausgegebenen landwirthschaftlichen Kalender gewonnen hat. Der letztere ist bekannt genug, um mehr darüber beizubringen, als das interessante Faktum, dass von diesem Kalender jährlich 25,000 Exemplare in die Welt gehen und nützliche Kenntnisse verbreiten.

Es ist als ein glücklicher Gedanke anzusehen, dass das Komité für die Errichtung des Thaer-Denkmals die drei Freunde Koppe, v. Wulffen und Mentzel in eine Gruppe zusammen und ihrem Meister nahe gestellt hat. Sie waren es, die im Landes-Oekonomie-Kollegium in Thaers Sinne mit warmem Eifer und ganzer Hingebung gemeinsam arbeiteten, sich oft gegenseitig ergänzten und anregten. Wie sie im Leben zu einander gehörten, so hat der Künstler sie auch in Erz beisammen gelassen.

v. Bredow-Schwanebeck.

August Christoph von Bredow aus dem Hause Eichhorst in Mecklenburg-Strelitz, wurde am 29. Februar 1780 geboren. Im 8. Jahre elternlos, ward er von seinem Onkel Asmus Wilhelm v. Bredow auf Prillwitz in Mecklenburg-Strelitz, nach dem Philantropium in Dessau gebracht, das er dann später bis zu seinem Abgange auf die Universität Halle, mit der Ritter-Akademie in Alt-Brandenburg vertauschte.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts verliess er Halle und zog sein Vermögen aus Mecklenburg heraus, um sich im Preussischen anzusiedeln. Er erwarb Falkenwalde in der Neumark von Herrn v. Zinnow, verkaufte es aber nach zwei Jahren schon, um 1804 Schwanebeck, — ein v. Bredow'sches Lehn im Westhavellande bei Nauen — zu erwerben. Mit grossem Eifer der Landwirthschaft hingegeben, lebte er daselbst bis 1810, wo er von den Ständen erwählt ihre Angelegenheiten zu übernehmen, nach Berlin ging. Immer aber blieb er seiner Aufgabe treu: „aus einer Wüstenei einen möglichst einträglichen Besitz zu schaffen" und die Verwaltung des Gutes von Berlin aus leitend, glückte es ihm endlich, nach einem Zeitraum von 40 Jahren, die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, vollständig erfüllt zu sehen.

Er verliess 1835 Berlin, wozu ernste Kränklichkeit ihn nöthigte. Er lebte nun wieder ganz dem Landbau. Was darüber geschrieben wurde, las er mit scharfsinniger Prüfung und benutzte, was ihm nützlich erschien. Mit Thaer und der Gräflich-Itzenplitzschen Familie war er persönlich bekannt und befreundet. Er starb nach dreiwöchentlicher Krankheit am 21. Juli 1844.

Carl Baath.

Carl Baath, Königl. Amtsrath, geb. den 19. August 1757, pachtete im Jahre 1791 die im Oderbruche belegene Domaine Sachsendorf mit den Vorwerken Werder und Seelow. Er brachte diese Domaine, auf welcher bis dahin kein Pächter mit Erfolg gewirthschaftet, in schwunghaften Betrieb, genoss im ganzen Oderbruche und darüber hinaus einen hohen Ruf als praktischer Landwirth, diente den Landwirthen dieser Gegend zum Muster und erwarb sich vor Allem durch zweckmässige Entwässerungen, Einführung des Rapsbaues und Ausbreitung der Kartoffel-Kultur, ein grosses Verdienst um die Bewirthschaftung des Oderbruchs. Seine mit der praktischen Tüchtigkeit verbundene Geschäftskenntniss und Gewandtheit, veranlasste die Königl. Regierung, ihn in allen landwirthschaftlichen und ländlichen Angelegenheiten überhaupt zu Rathe zu ziehen. Einen Ruf in das Ministerium oder zur Bildung eines landwirthschaftlichen Ministeriums lehnte er jedoch ab. Er wollte seinem praktischen Berufe treu bleiben und dieser eröffnete ihm in dem im Jahre 1808 erfolgten Erwerbe des Rittergutes Behlendorf und in der ihm in den Kriegsjahren anvertrauten Oberaufsicht über andere benachbarte Güter, eine noch erhöhte Wirksamkeit. Es konnte nicht fehlen, dass der Staatsrath Thaer, der Lehrer und Begründer der rationellen Landwirthschaft, den Bestrebungen und Leistungen, welche Baath auf den seiner Bewirthschaftung anvertrauten Gütern entwickelte, seine volle Aufmerksamkeit schenkte und durch häufige Besuche auf der Domaine Sachsendorf, seine Schüler auf die Wirksamkeit eines Mannes hinwies, der in der Praxis das ausführte und bethätigte, was sein eigener forschender Geist als das Richtige erkannte. Auf diese Weise entspann sich, begünstigt durch die Nähe der beiden Güter Moeglin und Sachsendorf und gegründet auf persönliche Liebenswürdigkeit, zwischen beiden Männern ein reger wissenschaftlicher und freundschaftlicher Verkehr, welcher ununterbrochen bis zum Jahre 1816 fortdauerte, wo Baath am 3. Februar seiner rastlosen Wirksamkeit durch den Tod entrissen wurde.

v. Arnim-Neuensund.

Hans Anton Joachim von Arnim, Landes- und Ritterschafts-Director der Ukermark, wurde am 13. Dezember 1756 geboren. Auf der Ritter-Akademie zu Brandenburg genoss derselbe seine erste Ausbildung und studirte später zu Halle die Kameral-Wissenschaften.

Nach dem hierauf erfolgten Tode seines Vaters kam er in den Besitz seiner Güter und widmete sich nun mit vollem Eifer der Landwirthschaft. Sein Patriotismus, sein uneigennütziger Charakter und sein vorurtheilsfreier Sinn gaben ihm allgemeines Vertrauen.

Er wurde zum Ritterschaftsrathe, demnächst im Jahre 1799 zum Landrathe und zuletzt zum Landes- und Ritterschaftsdirektor der Ukermark ernannt.

Im Jahre 1811 war er bei den Berathungen der Grundlagen behufs der inneren Verwaltung der Finanzen, besonders aber des Abgabensystems, thätig.

Der Förderung der Landeskultur stets zugethan, stand er ununterbrochen mit dem Staatsrathe Thaer in Verbindung, dessen spezielle Freundschaft er genoss.

Bei der Feststellung der bäuerlichen Regulirungsverhältnisse wurde er vielfach sowohl von Thaer selbst, wie auch vom Geh. Rath v. Scharnweber zu Rathe gezogen. Geehrt und betrauert, weit über den Kreis der ihm Zunächststehenden hinaus, starb er in der Nacht von 4. auf den 5. August 1821 auf seinem Gute Neuensund.

Herzog von Holstein-Beck.

Der Herzog Friedrich Carl Ludwig von Holstein-Beck wurde in Königsberg in Preussen am 20. August 1757 geboren. Er war der Sohn des in der Schlacht bei Kunersdorf verwundeten und in Folge dessen am 10. September 1759 verstorbenen Prinzen Carl Anton August und einer Gräfin von Dohna-Leistenau, deren Pflege der zweijährige Sohn verblieb. Bei der Thronbesteigung Kaiser Peters III. von Russland 1762, mit dem das Haus Holstein-Gottorp nach Russland kam, wurde er im Russischen Dienste engagirt, durfte aber bis zu seinem „ukasmässigen", d. h. bis zu seinem 18ten Lebensjahre (bis zu seiner Majorennität) in Preussen bleiben. Der frühzeitige Tod des Kaisers 1762 und der 1775 erfolgte Tod seines Grossvaters des Herzogs Peter Friedrich August von Holstein-Beck, der Kaiserl. Russischer General-Feldmarschall und Gouverneur von Reval war, änderten seine Pläne, und auf seiner Mutter Wunsch und König Friedrichs II. Vorschlag trat er mit seinem Russischen Militairrang als Major à la suite in die Preussische Armee, nachdem er erst noch auf Reisen in Frankreich, Deutschland und Italien, sowie auf Universitäten sich ausgebildet hatte. In der Umgebung des Prinzen Heinrich, Bruders Friedrich des Grossen, machte er den Baierschen Erbfolgekrieg mit, zog sich aber durch die Freundschaft, die der Prinz Heinrich für ihn bewies, das Missfallen des Königs zu und erhielt nach wiederholten Bitten seinen Abschied. Zuvor sicherte er sich jedoch beim Prinzen von Preussen, dem nachmaligen Friedrich Wilhelm II., für die Zeit von dessen Regierungsantritt, den Wiedereintritt in die Armee. 1780 vermählte er sich mit der Tochter des Königl. Preuss. Staatsministers v. Schlieben, der Gräfin Friederike Amalie, von der ihm drei Kinder geboren wurden: der nachherige Herzog Friedrich Wilhelm Paul Leopold von Holstein-Glücksburg, die noch lebende Prinzessin Friederike, verw. Freifrau v. Richthofen und die früh verstorbene Prinzessin v. Anhalt-Köthen-Pless. Bis zum Tode des Königs lebte er auf seinen Gütern in Preussen: Lindenau, Charlottenthal, Louisenhof und Holstein bei Königsberg, wo er sich einen guten Ruf als Landwirth erwarb, und namentlich viel für Kartoffelbau und Schafzucht that, worüber er sogar späterhin ein Werk schrieb. 1786 beim Tode des Königs trat er wieder in Militairdienste, war bei Unterdrückung der Polnischen Revolution ruhmreich thätig, und erhielt für sein Korps 7 Orden pour le mérite und vom Könige eine Schenkung polnischer Güter. Bei der Grenzregulirung (nach der Theilung) wurde er Preuss. Prinzipal-Kommissair, und erledigte sich dieses Amtes zur Zufriedenheit des Königs. 1797 bei Thronbesteigung Kaiser Pauls von Russland, verliess er auf dessen Bitten den Preussischen Dienst und vertauschte ihn mit dem Russischen, indem er dort mit seinem Patente als General-Lieutenant eintrat. Er blieb indess nur kurze Zeit in Petersburg, indem er einige Monate nachher schon den Abschied nahm und nun mit seiner Familie vorübergehend in

Leipzig lebte. Zu Anfang des Jahrhunderts zog er sich auf seine Güter in Preussen zurück. Zwischen 1804 und 1805 war er in Möglin und lebte mehrere Monate lang im Thaerschen Hause. Thaer lebte mit ihm so ganz gemeinsam, dass er von dieser Zeit noch lange nachher stets mit den heitersten Erinnerungen sprach. Noch heute zeigt man im Garten zu Möglin den einsamen Herzogsstuhl, zwischen einigen Rüsterstämmen am schattigen Ufer des Teichs, ein kunstloser Sitz, wo der Herzog zu ruhen und zu meditiren liebte.

Nachdem er in den Jahren 1806 und 1807 den völligen Ruin seiner ostpreussischen Güter erlebt und seinen einzigen Sohn in Dänische Dienste gebracht hatte, führte er seinen längst gehegten Wunsch aus, sein Leben in seinem eigentlichen Vaterlande zu beschliessen und verliess Preussen 1810, um sich in Wellingsbüttel, einem ihm vom König Friedrich VI. von Dänemark gegebenen Lehngut, bei Altona in Holstein, niederzulassen, nachdem ihn der König zum General-Lieutenant der Armee und Ritter vom Elephanten-Orden ernannt hatte.

Er lebte hier meistens der Landwirthschaft und gemeinnützigen Zwecken, bis er 1816 in Wellingbüttel sein Leben, 59 Jahr alt, beschloss.

Frau v. Friedland.

Helene Charlotte v. Lestwitz, geb. am 18. November 1754, war die einzige Tochter des Generals Hans Georg v. Lestwitz, der durch einen im entscheidenden Moment tapfer und glücklich ausgeführten Angriff die eigentlich schon verlorene Schlacht bei Torgau (1760) in einen Sieg verwandelt hatte. Er war es, der nachdem der Flügel des Königs geschlagen und beinahe aufgerieben war, mit einigen Tausend gesammelten Leuten wieder auf den Feind losrückte, und hier mit dem Zietenschen Flügel sich vereinigend, das Schicksal des Tages zu Gunsten der Preussen entschied. Der König hatte ihm dabei zugerufen: „Lestwitz, das werd' ich ihm nie vergessen." Und er hielt Wort. Denn als bald nach dem Frieden der Markgraf Carl von Brandenburg-Schwedt starb und dessen Domainen-Amt Friedland, das aus den Gütern Quilitz (später Neu-Hardenberg) und Friedland bestand, an die Krone zurückfiel, schenkte er dem General v. Prittwitz die eine Hälfte: Quilitz, dem General v. Lestwitz die andere Hälfte: Friedland. Beide Generale standen dem Herzen des Königs nah und er pflegte wohl im Hinblick auf die Tage von Kunersdorf und Torgau zu sagen: „Prittwitz hat den König, Lestwitz aber hat den Staat gerettet."

Lestwitz besass nun Friedland, aber er wusste nicht, ob er es als Lehn oder als Allodium erhalten habe und scheute sich doch bei dem Könige deshalb anzufragen. War es Lehn, so fiel das Gut nach seinem Tode an die Krone zurück. In dieser Verlegenheit — einerseits von dem lebhaften Wunsche erfüllt, seiner einzigen Tochter ein Gut als Erbe zu hinterlassen und andererseits von der berechtigten Vorstellung ausgehend, dass es misslich sei, ohne ausdrückliche Erklärung des Königs, Friedland als Allodium und freien Besitz anzusehen — entschied er sich dafür, das benachbarte, vormals v. Barfussche Gut Cunersdorf (nicht zu verwechseln mit dem Kunersdorf bei Frankfurt, wo die berühmte Schlacht stattfand) anzukaufen und sich dadurch in die Lage zu bringen, seiner Tochter, wie immer späterhin die Ansicht des Königs sich herausstellen möge, doch jedenfalls Ein Gut hinterlassen zu können.

Bald darauf begann Lestwitz ein Schloss zu bauen. Da ihm der dauernde Besitz Friedlands (dauernd über seine eigene Lebenszeit hinaus) zweifelhaft war, entschied er sich selbstverständlich dafür, das Schloss in dem neu erworbenen Cunersdorf aufführen zu lassen. Als der Bau halb fertig war, kam der König auf einer seiner Inspektionsreisen des Weges. „Lestwitz, warum baut Er denn in Cunersdorf und nicht in Friedland?" Jetzt war der Moment der Erklärung gekommen. Lestwitz antwortete: dass er keine Söhne und nur eine Tochter habe und davon ausgegangen sei, dass Friedland nach seinem (Lestwitz's) Tode an den König zurückfallen werde. „Ich weiss ja, dass Er keine Söhne hat", antwortete der König gnädig, — „es soll Alles seiner Tochter verbleiben."

So war denn Helene Charlotte v. Lestwitz (die letzte ihres Namens) die Erbtochter der beiden Nachbargüter Cunersdorf und Friedland, von denen das erstere käuflich erstanden, das andere als freier Besitz empfangen war.

Helene Charlotte vermählte sich 1771 mit Adrian Heinrich v. Borcke, Königlichen Gesandten in Dresden (später in Stockholm); da die Ehe jedoch, durch Schuld des Gemahls, keine glückliche war, so wurde dieselbe, bald nach Geburt einer Tochter (Henriette Charlotte, spätere Gräfin v. Itzenplitz) wieder getrennt. Da die Geschiedene so wenig wie möglich an eine Ehe erinnert sein wollte, die ihr eine Last und eine Kränkung gewesen war, so nahm sie unter Zustimmung des Königs den Namen einer Frau von Friedland an und führte das Lestwitzsche Wappen fort. Bei ihrer Trennung von Adrian Heinrich v. Borcke lebten die Eltern der Frau v. Friedland noch. Diese kehrte nunmehr in das väterliche Haus nach Schloss Cunersdorf zurück und lebte daselbst ausschliesslich der Erziehung ihrer Tochter und der Ausbildung ihres eigenen Geistes. Nach dem Tode des Generals, ihres Vaters, übernahm sie sofort die Verwaltung der beiden Güter und da es ihrem scharfen Auge nicht entging, dass die Bewirthschaftung, um zu grösseren Erfolgen zu gelangen, vor allem eines grösseren Betriebskapitals als bisher bedürfe, so verkaufte sie ihren Schmuck und ihre Juwelen, um sich in den Besitz eines solchen Kapitals zu bringen.

Dieser erste Schritt, mit dem sie die Verwaltung ihrer Güter begann, zeigt am besten, welch rascher und energischer Entschlüsse sie fähig war. Es war eine seltene und ganz eminente Frau; ein Charakter durch und durch. General v. d. Marwitz auf Friedersdorf, der ihr Gutsnachbar war, hat uns in seinen Memoiren eine Schilderung dieser ausgezeichneten Frau hinterlassen. Er schreibt: „Das Meiste in der Landwirthschaft (ungefähr alles, was ich nicht schon aus der Kindheit wusste und nachher aus der Erfahrung erwarb) habe ich von einer sehr merkwürdigen Frau in unserer Nachbarschaft gelernt, von einer Frau v. Friedland. Wie ich sie kennen lernte (1802) war sie ungefähr 12 Jahre im Besitz der Güter und führte Alles mit beispielloser Ausdauer und Geschick. Es waren sechs grosse Wirthschaften, die sie selbst leitete; Unterbeamte hatte sie keine anderen als Bauern, die sie selbst dazu gebildet hatte. Nicht nur war der Ackerbau im blühendsten Zustande, sondern sie hatte ihre Wälder aus sumpfigen Niederungen auf bisher öde Berge versetzt, diese Niederungen aber in Wiesen verwandelt, und so in allen Stücken. Ein solches Phänomen war natürlicher Weise weit und breit verschrieen. Man sagte, sie ritte auf den Feldern umher (das war wahr) und hätte beständig die Peitsche in der Hand, womit sie die Bauern zur Arbeit treibe — das war erlogen. Ich fand im Gegentheil eine wahre Mutter ihrer Unterthanen und Untergebenen in ihr. Wo sie sich sehen liess, und das war den ganzen Tag bald hier bald dort, redete sie freundlich mit ihnen und den Leuten leuchtete die Freude aus den Augen. Aber gehorchen musste Alles. Sie war aber nicht bloss eine Landwirthin, sondern eine höchst geistreiche und in allen Dingen unterrichtete Frau. Ich schulde ihr sehr viel; sie hatte mir, als ich Friedersdorf übernahm, die nöthigen Wirthschaftsbeamten verschafft und die Rechnungsbücher einrichten lassen."

So weit Marwitz. Sehr ähnlich, aber noch lebhafter, wärmer, begeisterter, schreibt Thaer über diese merkwürdige Frau, der sie im Sommer 1801 (nachdem er schon 1799 ihre erste Bekanntschaft gemacht hatte) bei seinem zweiten Besuch in der Mark näher kennen lernte. Er schreibt: „auf der Grenze ihrer Herrschaft kam uns Frau v. Friedland, eine der merkwürdigsten Frauen, die je existirt haben, im vollen Trabe entgegen, sprang vom Pferde, und setzte sich zu uns in den Wagen. Nun ging es in vollem Gallop über Dämme und Gräben weg. Wir fuhren vier volle Stunden von einem Orte zum andern. Fünf bis sechs Verwalter, Schreiber u. s. w. waren immer neben und hinter dem Wagen und mussten bald eine

Heerde Kühe, bald eine Heerde Schafe oder Schweine herbeiholen. Da indessen einige der Gesellschaft nicht länger verhehlen konnten, dass ihnen nach einem Imbiss verlang..., sagte die wunderbare Frau: „wir sind sehr bald zu Hause; wollen Sie aber im Freien essen, kann ich Ihnen sogleich etwas schaffen." Als wir letzteres versicherten, ging es sofort in einen prächtigen Wald hinein, einen steilen Berg hinauf, wo wir erst ein Feuer, und bald darauf eine gedeckte Tafel erblickten, auf einem Platze, wo wir im Vordergrunde dichte Waldung, zur Seite einen grossen See und in der Ferne eine weite Aussicht in das herrliche Oderbruch hatten. Eine Menge von Schüsseln, die schönsten Weine und ein Dessert von Ananas, Weintrauben u. s. w. ward aufgetragen. Aber sie liess uns zum Essen und zum Trinken nicht eben viel Zeit. Es ging bald wieder fort, von einer Feldflur zur andern, und so waren wir gewiss 15 Meilen die Kreuz und Quer gefahren, ehe wir auf ihrem gewöhnlichen Wohnsitze, auf Schloss Cunersdorf, ankamen. Sie hat ausserdem noch 7 bis 8 völlig eingerichtete Wohnungen, wo sie, wie es ihr einfällt, Mittags oder Nachts bleibt. Ihre Leute wissen es keine Stunde vorher, wo sie essen oder schlafen will." *)

Ein andres drittes Urtheil über diese seltene Frau, das namentlich ihre Bedeutung für die Bodenkultur der Oderbruchgegenden hervorhebt, geben wir in Folgendem:

Die meisten und besten Grundstücke der Herrschaft Cunersdorf-Friedland gehörten (und gehören noch) zu jenem Theil des Oderbruchs, der erst durch die von Friedrich dem Grossen, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgeführte Odermelioration, dem Wasser und Sumpf abgerungen wurde. Diese Grundstücke waren nicht sofort fruchtbar; mehrere Decennien vergingen, ehe (bei dem damaligen mangelhaften Zustande des Ackerbaues in unserer Provinz) diesem eroberten Grund und Boden sehr mässige Erndten abgerungen werden konnten. Hier treten uns die ganz besonderen Verdienste der Frau v. Friedland entgegen. Durch Umsicht, Sorgsamkeit und Anspannung aller Kräfte, über die sie Verfügung hatte, die Schätze dieses Bruchbodens gehoben und seine Naturkräfte lebendig gemacht zu haben, wird immer ein besonderes, nicht leicht zu überschätzendes Verdienst dieser ausgezeichneten Frau verbleiben. Was sie that, wurde Beispiel, weckte Nacheiferung und wurde, wie ihr zum Nutzen, so dem ganzen Landestheil zum Segen. Diese seltne Frau starb, noch nicht 49 Jahr alt, am 23. Februar 1803 in Folge einer heftigen Erkältung, die sie sich, zu rascher Hülfe herbeieilend, bei einem, auf einem ihrer Güter ausgebrochenen Feuer zugezogen hatte. Ihr Gedächtniss lebt segensreich in jenen Oderbruchsgegenden fort, die ihrem Vorbild, ihrem Rath und ihrer Hülfe so viel verdanken.

---

*) Im weitern Verlauf der Schilderung, die Thaer von ihr entwirft, heisst es an anderer Stelle:

„Heute von Morgens 6 Uhr an, bis jetzt, Abends 10 Uhr, hat sie uns nicht fünf Minuten Ruhe gelassen. Wir haben gewiss vier Spann Pferde müde gefahren. So etwas von Aktivität ist mir noch nie vorgekommen. Sie hat über ein Dutzend Verwalter, Schreiber und Meier und dennoch kennt sie jeden kleinen Gartenfleck, jeden Baum, jedes Pferd, jede Kuh und bemerkt jeden kleinen Fehler, der in der Bestellung vorgefallen ist, jede Lücke in einer Hecke, jeden falschgestellten Pflug. Sie hat nicht nur mehrere grosse Branntweinbrennereien und Brauereien, sondern betreibt auch ein starkes Mühlengewerbe, weshalb sie sich förmlich in das Müllergewerk hat einschreiben lassen, so dass sie das Meisterrecht hat und Lehrburschen ein- und losschreiben kann.

Peter Alexander v. Itzenplitz.

Peter Alexander v. Itzenplitz wurde am 24. August 1768 geboren. Er war der Enkel des Generals v. Itzenplitz, eines der tapfersten Soldaten Friedrichs II., der in der Schlacht bei Kunersdorf schwer verwundet wurde und in Folge dieser Wunden starb. — Peter Alexander v. Itzenplitz richtete von Jugend auf seine Aufmerksamkeit auf die Verwaltung seiner Güter, die in verschiedenen Theilen der Mark und Pommerns gelegen waren. Er besass neben dem alt-Itzenplitzschen Gute Jerchel in der Altmark, die Bähnitzschen Güter im Havellande, die er von seiner Grossmutter, einer Tochter des Staatsministers v. Viereck, geerbt hatte. Dazu kamen: Barskewitz in Pommern (in der Nähe von Stargard), das ihm aus der Familie seiner Mutter, einer gebornen v. Eickstädt, zugefallen war, und Gross-Rietz bei Beeskow, das der Staatsminister v. Wöllner, vom Vermögen seiner Frau (einer gebornen v. Itzenplitz, Tochter des Generals und Tante Peter Alexanders v. Itzenplitz), gekauft hatte und das desshalb, nach dem Tode des kinderlosen Wöllnerschen Ehepaars, an die Itzenplitzsche Familie zurückfiel.

Am 23. September 1792 vermählte sich der damals eben zum Kriegs- und Domainenrath ernannte Peter Alexander v. Itzenplitz mit Henriette Chartotte v. Borcke, genannt v. Friedland, einzigen Tochter der im vorigen Kapitel ausführlicher besprochenen Frau v. Friedland. Gleich nach seiner Vermählung trat das junge Paar eine vorzugsweise auch auf landwirthschaftliche Zwecke gerichtete Reise nach Holland und England an. Während dieses Aufenthaltes in England, schrieb v. Itzenplitz, auf ausdrücklichen Wunsch des damaligen Ministers v. Struensee, verschiedene Berichte über landwirthschaftliche und commercielle Fragen, worin er seine Beobachtungen und seine Ansichten über das, was sich seinem Auge dargeboten hatte, niederlegte. Auch in Thaers „Einleitung zur Kenntniss der englischen Landwirthschaft“ findet sich ein ziemlich umfassender mit I. unterzeichneter Aufsatz über die englischen Ackerbauverhältnisse, der von v. Itzenplitz herrührt und sehr wahrscheinlich in England selbst, oder doch bald nach der Rückkehr von dort geschrieben wurde. Diese landwirthschaftliche Reise durch die verschiedenen Länder West-Europas dehnte sich bis ins zweite Jahr hinein, aus. Das junge Paar würde gern auch Frankreich besucht und die Agrikultur-Verhältnisse dieses Landes kennen gelernt haben, wenn nicht die französische Revolution, die eben damals auf ihrer Schreckenshöhe stand, die Ausführung dieses Planes verhindert hätte. Uebrigens erwies sich diese Reise (auch ohne dass Frankreich berührt worden war), von den segensreichsten Folgen für die Bewirthschaftung der eigenen Güter. Besonders waren die englischen Landwirthschaften als mustergültig erkannt worden und ihnen wurde nun als Vorbild nachgestrebt. Darin wurde v. Itzenplitz von seiner Gemahlin unterstützt, die den Geist ihrer Mutter geerbt hatte und namentlich nach dem Tode dieser (der

Frau v. Friedland) die Verwaltung der Güter mit einer dort heimisch gewordenen Umsicht und Energie betrieb.

Von 1794 bis 1804 war v. Itzenplitz Landrath des Havelländischen Kreises. In dieser Zeit machte er auch die Bekanntschaft Thaers, der 1799 seine erste, 1801 seine zweite Reise in die Mark antrat. Thaer lernte das junge Itzenplitzsche Paar auf Schloss Cunersdorf im Hause der damals noch lebenden Frau v. Friedland kennen und die Beziehungen wurden so freundschaftlicher Natur, dass im Jahre 1803, als Hannover von den Franzosen besetzt wurde, Thaer seine Frau und Töchter, zu grösserer Sicherheit nach Cunersdorf schicken konnte, wo sie von dem Itzenplitzschen Ehepaar (Frau v. Friedland war im Februar desselben Jahres gestorben) auf das fürsorglichste aufgenommen wurden. An anderer Stelle (siehe die Biographie Thaers Seite 12 und 13), haben wir ausführlicher erzählt, wie es vorzugsweise die freundschaftliche Vermittelung Itzenplitz's war, die im Jahre darauf (1804) zur Uebersiedelung Thaers von Celle nach Möglin führte. Itzenplitz befürwortete jene günstigen Bedingungen, ohne welche Thaer seine alte sichere Stellung nicht hätte aufgeben können, um eine neue, immerhin unsichere, anzutreten.

1804 legte v. Itzenplitz sein Landrathsamt nieder, um sich ausschliesslicher der Verwaltung seiner Güter (zu denen eben jetzt die Herrschaft Friedland hinzugekommen war) widmen zu können.

1810 indess zum Geheimen Staatsrath und General-Intendanten der Domainen und Forsten ernannt, gab er sich ganz dieser schwierigen Verwaltungsthätigkeit hin, doppelt schwierig und verantwortungsvoll eben damals, wo die Kriegsdrangsale die Veräusserung der Königlichen Domänen nöthig machten. Er blieb in dieser ehrenvollen, das höchste Vertrauen bekundenden Stellung bis 1814, wo er ausschied, nachdem Herr v. Bülow zum Finanzminister ernannt worden war. Das Jahr darauf indess (1815) wurde er wegen seiner in den Kriegsjahren bethätigten, aufopfernden Vaterlandsliebe in den Grafenstand erhoben und auf seinen und seiner Gemahlin Wunsch, das Wappen des inzwischen ausgestorbenen Lestwitzschen Geschlechts mit dem Itzenplitzschen Wappen vereinigt.

Seit 1815 lebte Graf Itzenplitz auf seinen Gütern, namentlich auf Cunersdorf. Das Beispiel, das seine und seiner Gemahlin Art der Güterbewirthschaftung, sowohl in der Mark wie in Pommern gab, hat in beiden Provinzen höchst segensreich gewirkt und die Agrikultur weiter Distrikte auf eine höhere Stufe gehoben. Aber der im besten Sinne reformatorische Eifer des gräflichen Paares beschränkte sich nicht auf Ackerbestellung und Bodenkultur, auch die schwierigen Verhältnisse der Gutsherrschaft zu den Bauern, wurden auf den Itzenplitzschen Gütern durch freies Uebereinkommen geregelt und die Hofedienste in mässige Geld- und Korn-Abgaben umgewandelt, lange bevor an eine Gesetzgebung von 1811 gedacht wurde. Ebenso sind bei allen Gemeinheitstheilungen und Servitutsablösungen die Itzenplitzschen Güter immer Muster und Vorbild gewesen.

Graf Peter Alexander v. Itzenplitz starb am 14. September 1834 zu Gross-Behnitz im Havellande; seine Gemahlin zu Berlin am 13. April 1848.

Freiherr v. Eckardstein-Proetzel.

Arnold v. Eckardstein, ein vorzüglicher praktischer Landwirth und spezieller Freund Thaers (sie waren Gutsnachbarn), wurde am 20. März 1781 zu Hannoversch-Münden geboren. Seine erste Erziehung erhielt derselbe theils im elterlichen Hause, theils in England, bezog darauf die Universität Halle, wo er die Rechte studirte und übernahm später (1805) aus der väterlichen Erbschaft die Güter Proetzel, Pradikow, Reichenow, Beauregard, Sternebeck u. s. w. zu einem, für die damalige Zeit verhältnissmässig hohen Preise. Der bald darauf ausbrechende Krieg von 1806 und die französische Occupation, brachten A. v. Eckardstein in eine höchst kritische Lage und es bedurfte seiner rastlosen Thätigkeit und ungebrochenen Energie des Geistes, um der andringenden Noth und der jahrelang immer wachsenden Verlegenheiten dennoch Herr zu werden. Seine Uebernahme der Güter fiel fast in dieselbe Zeit, in der Thaer seine Uebersiedelung von Celle nach Möglin (1804) ins Werk setzte. Vieles Verwandte in ihrer Lage, wie auch die Verwandtschaft ihrer Ansichten, führte alsbald zu einem freundschaftlichen Verkehr zwischen beiden Männern. Freiherr v. Eckardstein war selbstverständlich mit unter den Ersten, die nach Thaerschen Prinzipien zu wirthschaften begannen. Sein auf allen seinen Gütern mehr oder minder befolgtes System beruhte hauptsächlich auf einem möglichst starken Kartoffelbau und Verwerthung dieser Frucht durch Anlage grossartiger Brennereien. Dazu gesellte er als leitendes Bewirthschaftungs-Prinzip: Verbesserung des Bodens durch Mergelungen und schonende Fruchtfolge. Durch consequente Anwendung seines den Acker nach Möglichkeit schonenden Systems (z. B. durch Braachen und Benutzung der Braachfelder zur Aufzucht von veredelten Schafen) gelang es ihm, den auf seinen Gütern vorherrschenden geringen Sandboden dauernd zu verbessern und ihn auf eine verhältnissmässig hohe Stufe der Kultur zu erheben, so dass er auf Aeckern, auf denen früher nur Bocksbart gewachsen und alle 3 Jahre eine dürftige Roggenernte erzielt worden war, in späteren Jahren eine gute Klee- und Gerstenernte ermöglichte. An allem, was einen Fortschritt der Landwirthschaft, eine Förderung der Wohlfahrt und des Wohlstandes des ganzen Landes versprach, nahm er den regsten Antheil und wirkte, in diesem Sinne selbst Hand mit anlegend, thatkräftig mit. Er starb 75 Jahr alt am 8. August 1856.

Carl v. Treskow.

Johann Carl Sigismund v. Treskow wurde am 6. Dezember 1787 zu Berlin geboren. Sein Vater war Sigismund Otto Joseph v. Treskow, Besitzer der grossen Herrschaft Owinsk in der Nähe von Posen. Carl v. Treskow, nachdem er seine erste Erziehung im elterlichen Hause (theils in Owinsk theils in Berlin) empfangen hatte, besuchte das Gymnasium zu Gotha, dann die Ritter-Akademie in Brandenburg. Schon in seinem 15. Jahre (1803) übernahm er die Verwaltung der väterlichen Güter und führte dieselbe bis 1811. Im nächstfolgenden Jahre (1812) verheirathete er sich mit Marie Julie Jouanne und brachte in demselben Jahre noch das Rittergut Cahde, in der Nähe von Genthin, käuflich an sich. Im Frühjahr 1816 acquirirte er das in der Nähe von Berlin gelegene Friedrichsfelde und verlegte seinen Wohnsitz dahin. Seine umsichtige Bewirthschaftung dieses Gutes, hob den Werth desselben alsbald um ein Bedeutendes und die glückliche Art, wie er die wissenschaftlichen Fortschritte innerhalb der Agrikultur, sich und seiner Bewirthschaftungsmethode beständig nutzbar zu machen verstand, verschaffte ihm alsbald einen Namen in der landwirthschaftlichen Welt. Er war mit unter den ersten, die die Thaerschen Prinzipien auch praktisch zur Geltung brachten und sehr bald schon nach Uebernahme von Friedrichsfelde, entspann sich ein freundschaftliches Verhältniss zwischen v. Treskow und dem Altmeister in Möglin. Richtige Fruchtfolge, gute Bearbeitung des Bodens, einträgliche Viehhaltung, Anbau neuer, brauchbarer Kulturpflanzen, Brennereien, Heranziehung Vortheil bringender Gewerbe, — das waren die Dinge, die das in einem Zustande halber Verwahrlosung übernommene Gut, alsbald prosperiren machten. 1826 übernahm er, aus der väterlichen Erbschaft die Herrschaft Strczlce, eine Besitzung, die sich bald dadurch einen Namen machte, dass auf ihr (im Jahre 1838) die erste grosse Rübenzuckerfabrik im Königreich Polen errichtet wurde.

Etwa um dieselbe Zeit kaufte er das Rittergut Neuhaus bei Landsberg a. d. W. und die Herrschaft Grocholin bei Nakel. Bald nach Gründung des Landesökonomie-Kollegiums (1842) wurde er als Mitglied in dasselbe berufen und war an dieser Stelle neben Koppe, v. Wulffen, Mentzel, Graf Itzenplitz (dem jetzigen Handels-Minister) u. s. w. besonders thätig.

Den Winter über pflegte er in Berlin, während des Sommerhalbjahrs aber in Friedrichsfelde zu leben. Auf diesem seinem Gute starb er auch am 4. Oktober 1846. Der hervorstechende Zug seines Charakters war Humanität. Von überlegenem Verstande, klarem Blick, ruhigem Urtheil und grosser Lebenserfahrung, trat doch vor Allem sein Gemüth, sein heiterer Sinn, sein schönes Wohlwollen im Verkehr mit seinen Mitmenschen hervor. Zu beglücken, jedem Einzelnen, nach seiner Kraft, eine gewisse Freudigkeit des Lebens zu geben, das empfand er als Pflicht und Beruf. Er hatte eine offene Hand für jeden und

ein gastlich offenes Haus für seine Freunde. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch Anlegung einer sogenannten „Landschule“, die er ganz selbstständig, nach seinen eigenen Ideen ins Leben rief. Verwaiste oder halbverwaiste Knaben (zunächst aus Friedrichsfelde, später aber auch aus weiteren Kreisen) wurden in diese „Landschule“ wie in eine Art „Waisenhaus“ aufgenommen und verblieben auf dieser Anstalt in der Regel vom 10ten bis zum 16ten Jahre. Oft hatte er 20 bis 30 beisammen. Diese „Landschule“ unterschied sich von einem gewöhnlichen Waisenhause vor Allem dadurch, dass die Aufgenommenen für ganz *bestimmte* Lebensthätigkeiten, für einzelne Handwerke, in der grossen Mehrheit aber für *Ackerbau* und *Gärtnerei* theoretisch und praktisch vorbereitet wurden. Es stand diese „Landschule“ zur Mögliner Akademie etwa in dem Verhältniss, wie eine Volksschule zu einem Gymnasium steht. C. v. Treskow hat durch dieselbe sehr segensreich gewirkt. Das benachbarte Berlin hat ihm vor Allem dafür dankbar zu sein, dass er der erste Gutsbesitzer in der Umgegend war, der *frische* Milch in die Stadt schickte. Vor ihm war der Milchverkauf lediglich Sache der sogenannten „Viehmäster“, die in der Stadt selber wohnten. Berlin verdankt diesem Umstande den Vorzug, *jetzt* unter allen grossen Städten so ziemlich die beste Milch zu haben.

Schäfer Grabert.

Der Schäfer Gottlieb Grabert, der Sohn eines Schäfers gleichen Namens, wurde um 1790 geboren und trat 1811 am 25. Mai (am Urbans-Tage, wo immer die Schäfer anziehen) in den Dienst Thaers. Die Mögliner Schäferei war damals eben erst gegründet worden. Grabert ist all' die Zeit über in Möglin, im Thaerschen Dienst geblieben, und lebt noch daselbst, seinem Amt mit alter Treue und Umsicht vorstehend. Im vorigen Jahre (1861) traf es sich, dass am Urbanstage (25. Mai) die „landwirthschaftliche Ausstellung des Provinzialvereins für die Mark Brandenburg“ stattfand, eine Ausstellung, zu der auch Grabert, der an diesem Tage sein funfzigjähriges Schäfer-Jubiläum feierte, mit einigen vorzüglichen Exemplaren der Mögliner Schäferei erschienen war. Es war hier dem treuen Diener eine freudige, wohlverdiente Ueberraschung vorbehalten. Se. Majestät der König, als Gottlieb Grabert ihm ein vorzüglich schönes Exemplar der Thaerschen Schäferei („Graf Seydlitz“ genannt) vorführte, richtete huldvoll anerkennende Worte an den rüstigen Jubelgreis und übergab ihm die Dekoration des Allgemeinen Ehrenzeichens, die der damalige landwirthschaftliche Minister, Graf Pückler, sofort auf des Schäfers schlichten Rock heftete. Alle Anwesenden bezeugten durch Jubel und Hurrahruf ihre Theilnahme. Grabert geniesst eines grossen Ansehens unter den Gutsherrn und Schäfern des Oberbarnimschen und Lebuser Kreises. Sein lebensvolles Bild befindet sich auf dem Basrelief, das den Vortrag haltenden Thaer, umgeben von Koppe, v. Wulffen, Herzog v. Holstein-Beck u. s. w. darstellt.

ALBRECHT THAER
DEM BEGRÜNDER
DES WISSENSCHAFTLICHEN
LANDBAUES
DAS DANKBARE VATERLAND.

Rechnung

über die Verwaltung des Fonds zur Errichtung eines Denkmals für Albrecht Thaer.

	Im Einzelnen Thlr.	Sgr.	Pf.	In Summa Thlr.	Sgr.	Pf.
I. Einnahme.						
A. An Beiträgen.						
1. Von dem Herrn v. Treskow auf Friedrichsfelde aus einer früheren Sammlung übergeben	36	18	—			
2. aus der Provinz Preussen	2681	18	9			
3. - - - Pommern	1674	23	9			
4. - - - Posen	1803	17	1			
5. - - - Schlesien	1754	12	2			
6. - - - Brandenburg	6885	16	4			
7. - - - Sachsen	2420	6	10			
8. - - - Westphalen	625	6	1			
9. - - - Rheinprovinz	402	18	3			
B. An Zinsen.				18284	17	3
1. Von dem vom Herrn v. Treskow eingelieferten Betrag	25	15	5			
2. von den Beiträgen aus der Provinz Preussen	576	19	8			
3. - - - - - - - Pommern	440	3	6			
4. - - - - - - - Posen	357	22	8			
5. - - - - - - - Schlesien	400	6	2			
6. - - - - - - - Brandenburg	1080	2	7			
7. - - - - - - - Sachsen	459	22	7			
8. - - - - - - - Westphalen	127	24	11			
9. - - - - - - - Rheinprovinz	60	10	7			
C. Verschiedene andere Einnahmen.				3528	8	1
1. Ueberschuss aus dem Fest-Diner am Tage der Enthüllung des Denkmals	8	25	9			
2. Ueberschuss aus dem Verkauf der Lithographien der Thaer-Statue, nach Abzug der Kosten	9	13	1			
3. Rückeinnahme für die dem Beuth-Comité überlassene Enthüllungs-Vorrichtung des Denkmals	69	19	2			
				87	28	—
Summa der Einnahme	—	—	—	21900	23	4
II. Ausgabe.						
1. Dem Professor Rauch für die Statue (Modell und Guss etc.)	9500	—	—			
2. dem Bildhauer Haagen für die Modellirung der Reliefs am Fussgestell	4500	—	—			
3. dem Erzgiesser Gladenbeck für den Guss der Reliefs	1200	—	—			
4. dem Ciseleur Grünenberg für die Ciselirung derselben	1600	—	—			
5. dem Steinmetzmeister Müller für das Granit-Fussgestell	2700	—	—			
6. für die Plinthe zur Statue a) dem Gladenbeck 70 Thlr., b) dem Grünenberg 50 Thlr.	120	—	—			
	19620	—	—			
7. Die Kosten der Fundirung des Denkmals	708	27	6			
				20328	27	6
8. Die Kosten der Aufricatung des Denkmals und der Enthüllungs-Feierlichkeit	438	23	9			
9. An Bureaukosten, Schreibmaterialien, Druckkosten, Stempel, Porto, Remunerationen für Arbeitshülfe und Kassen-Verwaltung etc. etc.	1133	2	1			
				1571	25	10
Summa der Ausgabe	—	—	—	21900	23	4
Balance.						
Die Einnahme beträgt wie oben	—	—	—	21900	23	4
Die Ausgabe	—	—	—	21900	23	4
				Balancirt.		

Berlin, den 23. December 1861.

Böttcher,
Secretair des Comités.

VERZEICHNISS

derjenigen

Behörden, Institute, Vereine und Personen etc.,

welche an der

am 5. Novbr. 1860 stattgehabten feierlichen Enthüllung

des

Denkmals Albrecht Thaer's in Berlin

durch

Vertreter resp. persönlich Theil genommen haben.*)

A. Vertreter und Theilnehmer aus Preussen.

I. Staats-Minister.

von Auerswald, Staatsminister. **von der Heydt**, Staats- und Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Dr. **Simons**, Staats- und Justiz-Minister. Frhr. v. **Patow**, Staats- und Finanz-Minister. Graf v. **Pückler**, Staats- und Minister für die landwirthschaftl. Angelegenheiten. Dr. v. **Bethmann-Hollweg**, Staats- und Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. Graf **von Schwerin**, Staats- und Minister des Innern.

II. Generalität und Admiralität.

Frhr. v. **Wrangel**, General-Feldmarschall und Gouverneur von Berlin. Prinz **August von Würtemberg**, General der Cavallerie, kommandirender General des Garde-Corps. **von Hahn**, General der Infanterie und General-Inspecteur der Artillerie. **von Peucker**, General der Infanterie und Gen.-Inspt. des Erziehungs- und Bildungswesens der Armee. Freiherr v. **Moltke**, General-Lieutenant und Chef des General-Stabes der Armee. v. **Willisen**, General-Lieutenant, General-Adjutant und Ober-Stallmeister. **von Alvensleben**, General-Lieutenant und Kommandant von Berlin. **Schröder**, Vice-Admiral.

III. Räthe und Beamte Königl. Preuss. Behörden.

1. Ministerium des Königl. Hauses u. dessen Ressort.

Ministerial-Räthe etc.

von Obstfelder, Ministerial-Director und Wirkl. Geh. Ober-Finanz-Rath. **von Kroeigh**, Geheimer Regierungsrath.

Königl. Hofkammer.

Schmidt, Hof-Kammerrath. **von Lentzke**, Hof-Kammer-Assessor.

2. Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten u. dessen Ressort.

Mac Lean, Wirklicher Geh. Ober-Reg.-Rath und Minist.-Director.

General-Postamt.

Schmückert, General-Post-Director.

Ministerial-Bau-Commission.

Fehlemann, Geh. Reg.-Rath und Vorsteher der Ministerial- u. Milit.-Bau-Commission. **Nietz**, Regierungs- und Baurath und Mit-Dirigent der Ministerial Bau-Commission. **Lens**, Strassen-Inspector.

Thiergarten-Verwaltung.

Hennig, Königl. Thiergarten-Inspector.

3. Justiz-Ministerium u. dessen Ressort.

Ober-Tribunal.

Uhden, 1ster Präsident des Ober-Tribunals u. Staats-Minister. **Blumenthal**, Ober-Tribun.-Rath.

Stadt-Gericht Berlin.

Voigt, Geh. Justiz-Rath. **Hübener**, Stadt-Gerichts-Director.

Kreis-Gericht in Berlin.

Dr. **Louis**, Kreisgerichts-Rath.

4. Finanz-Ministerium u. dessen Ressort.

Minist. Räthe etc.

von Strantz, Geh. Ober-Finanz-Rath. **Kühne**, desgl. **von Hagen**, Ober-Forstmeister.

General-Lotterie-Direction.

Leist, General-Lotterie-Director.

5. Ministerium für die landw. Angelegenheiten.

Ministerial-Räthe etc.

Kette, Geh. Ober-Reg.-Rath. **Wehrmann**, desgl. **Oppermann**, Geh. Reg.-Rath. **Schuhmann**, desgl. **Heyder**, desgl. **von Hagen**, Oberforstmeister, technischer Commissarius für Forstangelegenheiten. **von Salviati**, Landes-Oecon.-Rath, Gen.-Secret. des Landes-Oec.-Collegiums. **Wettich**, Gestüt-Inspector, Referent in Gestüt-Angelegenheiten.

Central-Bureau.

Nitsche, Rechn.-Rath und Vorsteher des Central-Bureaus.

Geh. Kalkulatur.

Czerlinski, Geh. Rechn.-Rath. **Marggraff**, Geh. Kalkulator. **Späthen**, desgl. **Hentschke**, desgl. **Alpert**, Geh. Kalkulat.-Assistent.

Geh. Registratur.

Breymann, Kanzlei-Rath. **Grossmann**, Geh. Registrat. **Böttcher**, desgl. v. **Röte**, Geh. Regist.-Assist. **Niedlich**, desgl. **Wankelmuth**, desgl. (Gehülfe.)

Geh. Kanzlei.

Ruppell, Geh. Kanzl.-Inspect. **Liss**, Geh. Kanzl.-Secret. **Heyne**, desgl. **Smiegielski**, desgl. **Puttlitz**, desgl. **Schulz**, Geh. Kanzl.-Diätar. **Weiche**, desgl. **Schröder**, desgl. **Schmidt**, desgl. **Walloch**, desgl.

Landes-Oeconomie-Collegium.

Kette, Geh. Ober-Reg.-Rath. (Vorsitzender des Collegiums.) v. **Salviati**, Landes-Oeconomie-Rath u. Gen.-Secretair. **Homeyer**, Rittergutsbes. auf Ranzin bei Greifswald. **Lenné**, General-Director der Königl. Gärten in Sanssouci. Dr. **Lüdersdorff**, Land.-Oecon.-Rath, Rittergutsbesitzer auf Weissensee bei Berlin. **Mentzel**, Wirkl. Geh. Kriegs-Rath, (Schüler Thaers.) **Rimpau**, Königl. Amtsrath zu Schlanstedt bei Oschersleben. v. **Strantz**, Geh. Ober-Finanz-Rath.

*) Soweit die Theilnahme schriftlich zugesagt oder durch Eintragung in die Anmeldeliste nachgewiesen ist.

Revisions-Collegium für Landes-Culturaachen in Berlin.

Dr. **Lette**, Präsident des Revisions-Collegiums für Landes-Cultur-Sachen. **Wendland**, Geh. Ober-Reg.-Rath. **Hiltrop**, Geh. Revisions-Rath. Dr. **Mollard**, desgl. **Gabler**, Regierungs-Rath. **Reinhard**, desgl.

General-Commission in Berlin.

v. Schmeling, Präsid. der General-Commission in Berlin. **Schweder**, Geh. Reg.-Rath. **v. Sack**, Reg.-Rath.

General-Commission zu Stargard i. P.

Bauer, Präsident der General-Commission für Pommern zu Stargard.

General-Commiss.-Kasse in Berlin.

Rouness, Rechn.-Rath und Rendant. **Gerber**, Kassirer. **Hoffmann**, Buchhalter.

Stammschäferei zu Frankenfelde.

Oebel, Oec.-Rath und Administ. zu Frankenfelde bei Wrietzen a. O.

6. Ministerium für die geistlichen-, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten u. dessen Ressort.

Provinzial-Schul-Collegium zu Berlin.

Reichenau, Geh. Reg.-Rath und Director.

7. Ministerium des Innern u. dessen Ressort.

Polizei-Präsidium zu Berlin.

Frhr. **v. Zedlitz-Neukirch**, Polizei-Präsident.

Landrathsamt des Niederbarnimer Kreises in Berlin.

Scharnweber, Königlicher Landrath in Berlin.

Kur- und Neumärk. Haupt-Ritterschafts-Direction.

Graf **von Hässler**, Königlicher Schloss-Hauptmann, Kammerherr etc. und Haupt-Ritterschafts-Director in Berlin. **von Klützow**, Geh. Ober-Regierungs-Rath und Haupt-Ritterschafts-Director in Berlin. **von Tettenborn**, Ritterschafts-Rath auf Reichenberg bei Wrietzen a. O.

Pommersches landschaftliches Credit-Institut zu Stettin.

von Hagen, Landschafts-Director auf Premslaff bei Labes.

8. Kriegs-Ministerium.

Abtheilung für das Remontewesen der Armee.

Mentzel, Wirklicher Geheimer Kriegs-Rath und Remonte-Depot-Director.

IV. Kommunal-Behörden der Haupt- und Residenzstadt Berlin.

Magistrat.

Krausnick, Oberbürgermeister. **Schulze**, Stadt-Schulrath. **Meewes**, Stadtrath. **Fehle**, Stadtrath. Dr. **Wöniger**, Stadtrath.

Stadt-Verordnete.

Lüttig, Mechanikus, Stadtverordneten-Vorsteher. **Seidel**, Amtmann, Stadtverordneter. **Gilka**, Kaufmann, do. **Fuhrmann**, Gutsbesitzer, do. **Reimer**, Buchhändler, do. **Le Grange**, Kaufmann, do. **Becker**, Rentier, do.

Bezirks-Vorsteher.

Wette, Vorsteher des Gensd'armen-Markts-Bezirks.

V. Wissenschaftliche und Lehr-Institute und Körperschaften.

Königliche Universität Berlin.

Dr. **Bessler**, Geh. Justiz-Rath und Professor. Dr. **Braun**, Professor.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Dr. **Trendelenburg**, Professor. **Encke**, Professor. Dr. **Ehrenberg**, Geh. Medizinal-Rath und Professor. **E. Mitscherlich**, Geh. Medizinal-Rath. **G. Magnus**, Professor.

Königliche Akademie der Künste zu Berlin.

Herbig, Professor und Vice-Director der Akademie. **Stüler**, Geh. Ober-Baurath. **Grell**, Professor. **A. Fischer**, Professor und Bildhauer. **Schirmer**, Professor und Landschaftsmaler.

Königliche Bau-Akademie zu Berlin.

Busse, Geh. Ober-Baurath. **Stüler**, desgl. **Lentze**, desgl. **Wiebe**, Professor. **Stier**, Baurath und Professor. **Schwarz**, Professor.

Königliches Gewerbe-Institut zu Berlin.

Lohde, Professor. **Wiebe**, Professor. **Fink**, desgl. Dr. **Weber**, Lehrer.

Königl. medicinisch-chirurgisches Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin.

Dr. **Eicholz**, General-Arzt. Dr. **Henriet**, Stabs-Arzt. Dr. **Fischer**, desgl. **Mulzier**, Rendant. **Gebel**, Eleve der militairärztlichen Bildungs-Anstalten. **Peltzer**, desgl.

Königl. Thierarznei-Schule zu Berlin.

Dr. **Spinola**, Professor. Dr. **Hertwig**, desgl. Dr. **Erdmann** desgl. **W. Köhne**, Departements-Thierarzt u. Lehrer an der Königl. Thierarzneischule zu Berlin. **W. Hoffmeister**, Lehrer an der Königl. Thierarzneischule zu Berlin.

Königl. landwirthschaftliche Akademie Proskau bei Oppeln.

Dr. **Heinzel**, Prof. u. Lehrer der Naturwissenschaften an der Akademie Proskau.

Königl. Landwirthschaftliche Akademie zu Waldau bei Königsberg i. Pr.

Petruski, Administrator und Lehrer der Landwirthschaft zu Waldau. **Victor Hermann**, Akademiker daselbst.

Akademie des Landbaues zu Möglin bei Wriethen a. O.

Reinhard, Docent an der Akademie zu Möglin.

VI. Comités für das Beuth- und für das Schinkel-Denkmal in Berlin.

Comité für das Beuth-Denkmal.

Stüler, Geh. Ober-Baurath zu Berlin. **Carl**, Geh. Commerzienrath in Berlin. **Lenné**, General-Director der Königl. Gärten in Sanssouci.

Comité für das Schinkel-Denkmal.

Stüler, Geh. Ober-Baurath. **Salzenberg**, Geh. Baurath in Berlin. **Moritz Geiss**, Fabrikant in Berlin. **Strack**, Hofbaurath in Berlin.

VII. Landwirthschaftliche Vereine.

1. Provinz Preussen.

Landw. Central-Verein für Litthauen.

Kuntze, Landschafts-Rath u. General-Secretair des Vereins, auf Heinrichsdorf bei Gumbinnen.

Oberländischer Verein praktischer Landwirthe zu Pr. Holland.

v. Below, Rittergutsbes. u. Director des Vereins, auf Hohendorf bei Reichenbach in Ostpr. **v. Feyda**, Rentier und Director-Stellvertreter zu Hohendorf bei Reichenbach in Ostpreussen.

Landw. Central-Verein für den Reg.-Bez. Danzig.

Hagen, Rittergutsbesitzer auf Sobbowitz bei Danzig. **Heine**, Rittergutsbes. auf Stangenberg bei Dirschau. **Fehl**, Rittergutsbes. auf Senslau bei Danzig. **Fehl**, jun., Gutsbesitzer zu Schweizerhof bei Danzig. **Otto Wannow**, Hofbesitzer zu Trutenau bei Danzig. **Eduard Wannow**, desgl. zu Guettland bei Dirschau.

Landw. Verein zu Gemlitz (Kreis Danzig).

O. Wannow, Hofbesitzer zu Trutenau bei Danzig. **E. Wannow**, desgl. zu Guettland bei Dirschau.

Verein Westpreuss. Landwirthe zu Marienwerder.

Wendland, Geh. Ober-Reg.-Rath. **Streckfuss**, Landschaftsrath auf Powiatek bei Jablonowo.

2. Provinz Pommern.

Pommersche ökonom. Gesellschaft

v. Hagen, Landschafts-Director u. Präsident der pommersch. ökonom. Gesellschaft auf Premslaff bei Labes.

Landw. Zweig-Verein zu Bütow.

E. Gribel, Rittergutsbes. u. Kreis-Deputirter auf Adl. Bütow.

Landw. Zweig-Verein zu Wangerin.

v. Mellenthin, Rittergutsbesitzer auf Linchen bei Nortenberg.

Baltischer Central-Verein zur Beförderung der Landwirthschaft.

Baron **le Fort**, Rittergutsbes. auf Papendorf bei Lassan. **Homeyer**, Rittergutsbesitzer auf Ranzin bei Greifswald.

Landw. Verein zu Anclam.

v. Heggenhagen, Rittergutsbes. auf Vorwerk bei Lassan. **Lüsewitz**, Rittergutsbes. auf Lentschow bei Lassan.

Landw. Verein zu Greifswald.

Balz, Gutspächter zu Lüssow bei Greifswald.

3. Provinz Brandenburg.

a) Centralisirte Vereine im Regierungs-Bezirk Potsdam.

Landw. Central-Verein für den Reg.-Bez. Potsdam.

Fleck, Oeconomie-Rath u. Vorstands-Mitglied des Central-Vereins zu Beerbaum bei Biesenthal. Dr. **Lüdersdorff**, Landes-Oec.-Rath u. Vorstands-Mitglied auf Weissensee bei Berlin. **Rogge**, Rittergutsbes. u. Vorstands-Mitglied auf Döberitz bei Rathenow. **v. Schlicht**, Oec.-Rath u. General-Secretair des Central-Vereins zu Potsdam. **v. Stülpnagel-Dargitz**, Geh. Reg.- u. Landrath, Vorstands-Mitglied des Central-Vereins, auf Lübbenow bei Prenzlau. **v. Wedell-Kanzenburg**, Oberst-Lieutenant und Gutsbesitzer zu Potsdam.

Deputation der märkischen ökonomischen Gesellschaft.

Kentzel, Wirkl. Geh. Kriegsrath in Berlin, Director der Gesellschaft. **Bötzow**, Rittergutsbesitzer zu Berlin. **Julius Rade**, Rittergutsbesitzer zu Berlin. **v. Roebeck**, General-Lieutenant a. D. zu Potsdam. **Fehlow**, Bauergutsbesitzer zu Fahrland bei Potsdam. **Grosse**, Königl. Administrator zu Bornstädt bei Potsdam. **Kühne**, Rittergutsbesitzer auf Falhorst bei Potsdam. **Schmidt**, Oberförster zu Forsthaus Blumberg bei Passow. **Schmidt**, Amtmann zu Fahrland bei Potsdam. **v. Trautwein**, Gutsbesitzer zu Gatow bei Spandau.

Landw. Verein zu Angermünde.

Guthke, Oeconomie-Rath u. Director des Vereins auf Flemsdorf bei Angermünde. **v. Arnim**, Rittergutsbesitzer auf Mürow. **Bosselmann**, Gutspächter zu Willmersdorf. **Bosselmann**, Gutspächter zu Schöneberg. **v. Buch**, Königl. Landrath u. Kammerherr auf Stolpe. **Eisleben**, Gutsbesitzer zu Neukünkendorf. **Falkenthal**, Gutspächter zu Gellmersdorf. **Fiebelkorn**, Gutspächter zu Golm. **Gombert**, Gutspächter zu Greifenberg. **Knust**, Gutspächter zu Stendell. **Otto**, Gutsbesitzer zu Louisenfelde. **Rogge**, Administrator zu Crussow. **Siemssen**, Gutsbesitzer zu Neukünkendorf. **Stolzenburg**, Bauergutsbesitzer zu Neukünkendorf. **v. Valentini**, Gutsbesitzer zu Augustenhof, Secret. des Vereins. Baron **v. Warburg**, Rittergutsbesitzer auf Hohen-Landin.

Landw. Verein zu Beeskow.

(siehe unter „centralisirte Vereine im Reg.-Bez. Frankfurt.")

Landw. Verein zu Freienwalde a. d. O.

Nitze, Ober-Inspector zu Sonnenburg bei Freienwalde a. d. O. (Vorsteher des Vereins). **Naumann**, Kreisthierarzt zu Freienwalde a. d. O. **Müller**, Administrat. der Dampfmühle zu Brahlitz bei Freienwalde a. d. O. **Stolze**, Mühlenmeister zu Falkenberg bei Freienwalde a. d. O. **Wuppermann**, Inspector zu Alt-Ranft bei Freienwalde a. d. O.

Landw. Verein zu Alt-Landsberg.

Lüdtke, Amtsrath zu Alt-Landsberg (Vorsteher des Vereins). **Behne**, Posthalter u. Gasthofsbes. zu Alt-Landsberg. **Brüstlein**, Rittergutsbesitzer auf Tasdorf bei Berlin. **Eichholz**, Gutsbesitzer zu Dahlwitz bei Berlin. **Guthke**, Gutspächter zu Weesendahl bei Alt-Landsberg. **Hache**, Inspector zu Alt-Landsberg. **Heise**, Rittergutsbesitzer auf Möhrow bei Alt-Landsberg. **Herschner**, Oberamtmann zu Buchholz bei Alt-Landsberg. **Hildebrandt**, Amtmann zu Alt-Landsberg. **Hesemann**, Rittergutsbesitzer auf Boernicke bei Bernau. **Jungk**, Gutspächter zu Falkenberg. **Kolch**, Rittergutsbes. zu Bollensdorf bei Alt-Landsberg. **Krause**, Inspector zu Neuenhagen bei Alt-Landsberg. **Lau**, Gutsbesitzer zu Werneuchen. **Lehmann**, Inspector zu Blumberg bei Alt-Landsberg. **Muhr**, Inspector zu Hellersdorf bei Alt-Landsberg. **Oelgarth**, Inspector zu Fredersdorf. Dr. **Pfeffer**, prakt. Arzt zu Alt-Landsberg. **Richter I.**, Gutsbesitzer zu Mahlsdorf. (Frankfurter Chaussee.) **Richter II.**, desgl. **v. Treskow**, Rittergutsbes. auf Dahlwitz bei Berlin. **Voigt**, Gutsbesitzer zu Mahlsdorf. **Weisse**, Rittergutsbesitzer auf Garzau bei Strausberg.

Landw. Verein zu Liebenwalde.

Grawert, Inspector zu Liebenberg.

Landw. Verein zu Nauen.

v. Bredow, Rittergutsbesitzer auf Markee bei Nauen. **Friese**, Amtsrath zu Berge bei Nauen.

Landw. Verein zu Oranienburg.

Nauck, Gutsbesitzer zu Feldheim (Director des Vereins). **Abramowski**, Inspector zu Barenklau bei Oranienburg. **Berr**, Gutsbesitzer zu Löwenberg in der Mark. **Bütow**, Oberamtmann zu Barenklau bei Oranienburg. **Foss**, Gutsbesitzer zu Havelhausen. **Friebesleier**, Gutsbesitzer zu Schulzendorf bei Berlin. **Kaiser**, Kaufmann zu Oranienburg. **Nitze**, Rittergutsbesitzer auf Zehlendorf bei Oranienburg. **Peisker**, Gutsbesitzer zu Freienhagen bei Oranienburg. **Segnitz**, Inspector zu Blankenfelde.

Landw. Verein zu Perleberg.

Gans Edler Herr zu Puttlitz, Rittergutsbes. u. Königl. Kammerherr auf Wolfshagen bei Perleberg. **Gochius**, Oeconom zu Mankmuss. **Rehde**, Bürgermeister zu Perleberg.

Seidenbau-Verein zu Potsdam.

v. Schlicht, Oeconomie-Rath zu Potsdam, Secretair des Vereins.

Bienenzucht-Verein zu Potsdam.

v. Wedell-Kannenberg, Oberst-Lieut. und Gutsbesitzer zu Potsdam, Vorsitzender des Vereins.

Uckermärkischer Verein für Thierschau etc. u. für Landeskultur zu Prenzlau.

v. Stülpnagel-Dargitz, Geh. Regierungs- u. Landrath auf Lübbenow bei Prenzlau, Präsident des Vereins. **Gründler**, Amtsrath zu Seehausen bei Gramzow. **Gysae**, Oeconomie-Rath zu Strelow bei Prenzlau. Graf **v. Schlippenbach**, Königl. Kammerherr auf Arendsee bei Boytzenburg. **Schulz**, Amtmann zu Boysterfelde bei Templin.

Landw. Verein zu Rathenow.

Zimmermann, Amtmann zu Liepe bei Rathenow.

Landw. Verein des Ruppiner und Templiner Kreises zu Alt-Ruppin.

Fischer, Domainenpächter zu Radingen.

Landw. Verein zu Storkow.

Busch, Gutsbesitzer zu Streganz bei Storkow, Vorsitzender des Vereins. **Döllen**, Gutsbesitzer zu Alt-Stahnsdorf bei Storkow. Dr. **L. Fintelmann**, Gutsbesitzer zu Klein-Eichholz bei Storkow. **König**, Administrator zu Königs-Wusterhausen. **Riemeyer**, Amtmann zu Blossin bei Storkow. **Steinhausen**, Rittergutsbesitzer auf Münchehofe bei Wend. Buchholz.

Landw. Verein zu Tasdorf bei Berlin.

Hübner, Gutsbesitzer zu Klein-Schönebeck bei Dahlwitz, Director des Vereins. **Brüstlein**, Rittergutsbesitzer auf Tasdorf. **Bully**, Gutsbesitzer zu Holländer bei Dahlwitz. **Christian**, Besitzer einer Mahl- und Gypsmühle daselbst. **Finger**, Gasthofbesitzer zu Tasdorf. **Freitag**, Inspector daselbst. **Kolch**, Rittergutsbesitzer auf Bollensdorf. **Taddel**, Inspector zu Berlin.

Landw. Verein zu Templin.

v. Arnim, Kreis-Deputirter u. Rittergutsbesitzer auf Millmersdorf bei Templin, Direct. des Vereins. **Friese**, Gutspächter zu Gr.-Kölpin. **Kayser**, Gutsbes. zu Ahlimbsmühle. **Kolbe**, Gutspächter zu Herrenstein. **Schulz**, Amtmann zu Boysterfelde bei Templin.

Landw. Verein zu Werneuchen.

C. F. Beringshausen, Gutspächter zu Werftphul bei Werneuchen, Vorsteher des Vereins. **F. Beringshausen**, Gutspächter zu Tiefensee. **C. Bertram**, Ackerbürger zu Werneuchen. **Fitting**, desgl. **Götling**, Posthalter zu Werneuchen. **Köppen**, Kaufmann zu Berlin. **v. Ricaud**, Verwalter zu Loehme.

Landw. Verein der Oderbrücher zu Wriezen a. O.

Christiani, Rittergutsbes. auf Kerstenbruch bei Wriezen a. O., Vorsitzender d. Vereins. **Eberstein**, Gutsbes. zu Heinrichsdorf bei Wriezen a. O. **W. Kulicke**, desgl. zu Alt-Wriezen bei Wriezen a. O. **Strache**, desgl. zu Alt-Kietz bei Wriezen a. O.

Landw. Verein des Oberbarnimschen Kreises zu Wriezen a. O.

Bretsch, Thierarzt, Lehrer an der landwirthschaftl. Akademie Möglin, zu Wriezen a. O., Secret. des Vereins. **Christiani**, Rittergutsbesitzer auf Kerstenbruch bei Wriezen a. O. Baron **v. Eckardstein**, Rittergutsbesitzer auf Prötzel bei Wriezen a. O. **Elsner**, Rittergutspächter zu Reichenow bei Wriezen a. O. Graf **v. Haeke**, Rittergutsbesitzer auf Alt-Ranft bei Freienwalde a. O. Graf **Haeseler**, Königl. Landrath auf Harnekop bei Freienwalde a. O. **v. Jena**, Rittergutsbes. auf Cöthen bei Freienwalde a. O. **Kuntze**, Rittergutsbesitzer auf Eichwerder bei Wriezen a. d. O. **Nitze**, Ober-Inspector zu Sonnenburg bei Freienwalde a. O. **Oekel**, Oec.-Rath zu Frankenfelde. **Paetsch**, Gutsbesitzer u. Fabrikant zu Kietz bei Wriezen a. O. **Reinhardt**, Docent an der Akademie zu Möglin. **v. Stosch**, Rittergutsbesitzer auf Gieshof bei Wriezen a. O. **v. Tettenborn**, Ritterschaftsrath auf Reichenberg. **Weisse**, Rittergutsbesitzer auf Garzau bei Strausberg. **Wuppermann**, Inspector zu Alt-Ranft.

Landw. Verein zu Zossen.

Magnus, Rittergutsbesitzer auf Haus Zossen bei Zossen, Vorsteher des Vereins. **Seidel**, Gutsbesitzer zu Dabendorf bei Zossen.

b) Nicht centralisirte Vereine im Reg.-Bez. Potsdam.

Landw. Verein für den Teltower Kreis zu Berlin.

Berend, Rittergutsbesitzer zu Berlin. **Damköhler**, Rittergutsbesitzer zu Wassmannsdorf bei Berlin. **Görlitz**, Gutsbesitzer zu Marienfelde bei Berlin. **Kiepert**, desgl. **Karl Koch**, Prof. u. Gen.-Secret. des Gartenbau-Vereins zu Berlin. **Lüdersdorff**, Land.-Oec.-Rath auf Weissensee. **Schulz**, Geh. Justiz-Rath zu Berlin.

Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den Königl. Preuss. Staaten zu Berlin.

Gumprecht, Amtsrath zu Berlin. **Hoffmann**, Kunst- u. Handelsgärtner zu Berlin. **Karl Koch**, Prof. u. Gen.-Secret. des Vereins. **Spaeth**, jun., Kunst- u. Handelsgärtner zu Berlin.

Gesellschaft der Gartenfreunde zu Berlin.

Schultz-Schultzenstein, Prof. zu Berlin (Vorsitzender des Vereins). **Christoph**, Kunstgärtner zu Berlin. **J. George**, desgl. **Gorgonne**, desgl. **Hoffmann**, Kunst- und Handelsgärtner zu Berlin. **Kletschke**, Geh. Registrator zu Berlin. **A. Mewes**, Kunstgärtner zu Berlin. **C. Müller**, Dr. phil. zu Berlin (Secretair der Gesellschaft). **Ritter**, Kunstgärtner zu Berlin. **Rönnekamp**, desgl. **L. Schultze**, desgl.

Verein für Pferdezucht und Pferdedressur zu Berlin.

von Waldow, Landrath a. D., Rittergutsbes. auf Steinhöfel bei Freienwalde in Pommern.

Verein jüngerer Landwirthe zu Berlin.

Arendt, Rittergutsbesitzer auf Wolitz bei Barzyn. **Banke**, Amtmann zu Berlin. **Banke**, desgl. **Dierbach**, Landwirth, Stud. phil. zu Berlin. **Galli**, desgl. **Kadoch**, Chemiker zu Berlin. **Kecht**, Landwirth, Stud. phil. zu Moabit. **Kerberg**, desgl. zu Berlin. **Kleeberg**, Amtmann zu Berlin.

Kuhlewein, desgl. **Loewenstein**, Landwirth, Stud. phil. zu Berlin. **Prokess**, desgl. **Rathenau**, Landwirth zu Berlin. **Reimer**, desgl. **Ritwagen**, Amtmann zu Berlin. **Russewski**, Landwirth, Stud. phil. in Berlin. **Schünemann**, desgl. v. **Versen**, desgl. **Westphal**, Landwirth zu Berlin.

Landw. Bauern-Verein zu Neustadt-Eberswalde.

Aue, Samuel, Gutsbesitzer zu Lüdersdorf bei Oderberg. **Behring**, Schulze zu Leuenberg bei Freienwalde a. d. O. **Ewald**, Kreisschulze zu Gersdorf bei Neustadt-Ebersw. **Prahl**, Bauerngutsbesitzer zu Trampe bei Neustadt-Ebersw. **Rouwel**, Gutsbesitzer zu Gr.-Ziethen bei Chorin. **Werwach**, Landwirth zu Trampe bei Neustadt-Eberswalde.

c) Centralisirte Vereine im Reg.-Bez. Frankfurt.

Landw. Central-Verein für den Reg.-Bez. Frankfurt.

von Gerlach, Regierungs-Präsident a. D. zu Frankfurt a. d. O. (Präsident des landw. Central-Vereins.) **von Herford**, Rittergutsbesitzer auf Tauchel bei Sommerfeld. **H. Koppe**, Domainenpächter zu Wollup bei Zechin. Freiherr v. **Patow**, Rittmeister u. Kreis-Deputirter auf Mallenchen bei Calau. **Riedel**, Oeconomie-Rath u. Rittergutsbesitzer auf Briesnitz bei Crossen. **Schütz**, Amtsrath zu Grünthal bei Biesenthal. **Schulze**, Oec.-Rath u. Rittergutsbesitzer auf Schulzendorf bei Arnswalde.

Landw. Kreis-Verein zu Arnswalde.

Schulze, Oec.-Rath auf Schulzendorf (Vorsteher des Vereins). **Kreich**, Rittergutsbes. auf Liebenow bei Reetz. **Körte, Christian**, Gutsbesitzer zu Sellnow bei Augustwalde. **Riendorf**, Rittergutsbesitzer auf Pammin bei Arnswalde.

Landw. Verein zu Beeskow (Regierungs-Bezirk Potsdam).

Kunert, Gutsbesitzer auf Wulfersdorf bei Beeskow. **Müller**, Inspector zu Lindenberg bei Beeskow. **Schmidt**, Gutsbesitzer auf Buckow bei Beeskow. **Stübing**, Auktions-Kommissarius zu Beeskow (Secret. des Vereins).

Landw. Kreis-Verein zu Calau.

Freiherr v. **Patow**, Rittmeister a. D. etc. auf Malenchen, Director des Vereins.

Landw. Kreis-Verein zu Cottbus.

Hubert, Amtsrath u. Rittergutsbesitzer auf Brunschwig bei Cottbus. v. **Treskow**, Rittergutsbesitzer auf Weissagk bei Forste.

Landw. Kreis-Verein zu Crossen.

Riedel, Oec.-Rath, Rittergutsbes. auf Briesnitz bei Crossen, Director des Vereins. **Hildebrandt**, Domainen-Rentmeister zu Crossen.

Landw. Verein zu Fürstenwalde.

Bancke, Gutsbesitzer zu Hetschendorf bei Fürstenwalde. **Wobring**, Gutsbesitzer auf Rauen bei Fürstenwalde (Secret. des Vereins). **Wobring**, Brauereibesitzer zu Fürstenwalde. **Würst**, Apotheker daselbst.

Landw. Verein zu Königsberg in der Neumark.

v. **Humbert**, Königl. Landrath zu Königsberg i. N., Vorsitzender des Vereins.

Landw. Verein zu Lübben.

Baron v. **Benedorf**, Rittergutsbesitzer auf Mitweida bei Trebatsch.

Landw. Local-Verein zu Müncheberg.

Kielmann, Rittergutsbes. u. Director der Ackerbauschule zu Hasenfelde bei Müncheberg, Director des Vereins. **Baeuerlein**, Gutsbesitzer zu Müncheberg. **Schaeffer**, desgl. **Schiele**, Bürgermeister daselbst, Secretair des Vereins. **Schwarz**, Major a. D. auf Hasenfelde bei Müncheberg.

Landw. Local-Verein zu Neudamm.

Beldt, Gutsbesitzer zu Batzlow bei Neudamm (Vorsteher d. Vereins). **Bartsch**, Domainenpächter zu Quatschen bei Cüstrin. **Koch**, Gutsbesitzer auf Babbin bei Schönflies. **Reuscher**, Prediger zu Blumberg bei Cüstrin. **Schönn**, Königl. Oberamtmann zu Wittstock bei Neudamm.

Landw. Kreis-Verein zu Sorau.

v. **Herford**, Rittergutsbesitzer auf Tauchel bei Sommerfeld.

4. Provinz Sachsen.

Landw. Central-Verein für die Provinz Sachsen.

Boltze, Commerzienrath u. Gutsbesitzer zu Salzmünde bei Halle a. d. S. **Eisner**, Amtsrath zu Rosenburg bei Barby. Dr. **Stadelmann**, Oeconomie-Rath zu Halle a. d. S., General-Secretair des Central-Vereins. **Rimpau**, Amtsrath zu Schlanstedt.

5. Provinz Westfalen.

Paderbornscher landwirthschaftl. Haupt-Verein.

Forcht, Rittergutspächter zu Schönthal bei Peckelsheim. **Hauptmann**, Dr. med. zu Peckelsheim. **Jerns**, Gutsbesitzer auf Uebelgönne bei Warburg.

6. Rheinprovinz.

Landwirthschaftl. Verein für Rheinpreussen.

Aldenhoven, Gutsbesitzer und Director der Cölnischen Hagel-Versicherungs-Gesellschaft zu Cöln.

VIII. Besitzer landwirthschaftlicher Maschinen- und Ackergeräthe-Fabriken.

Beermann, Inhaber einer landwirthschaftl. Maschinen-Fabrik zu Berlin. **H. F. Eckert**, desgl. **Pintus**, desgl. (Fabrik in Brandenburg a. d. H.) **Schneitler & Andre**, Inhaber einer landwirthschaftl. Maschinen-Fabrik zu Berlin. — Die in Berlin befindlichen Fabriken der Herren Beermann, Eckert u. Schneitler & Andre hatten eine Deputation ihrer Arbeiter mit Musik, Fahnen und Emblemen zum Festschmuck gestellt.

IX. Privat-Theilnehmer aus Berlin und anderen Orten des Preussischen Staates.

(Alphabetisch geordnet.)

Frau Professor **d'Alton**, geb. Rauch, zu Berlin. **Ascher**, Regierungs-Rath a. D. zu Berlin. **Bandow**, Bürgermeister a. D. zu Berlin. **Beer**, Rittergutsbesitzer auf Osdorf bei Berlin. **Beier**, Rentier u. Landwirth zu Berlin. v. **Benningsen-Förder**, Major a. D. zu Berlin. **Berend**, Rittergutsbesitzer auf Heinersdorf bei Berlin. Graf **Blanckensee-Firchs**, Rittergutsbesitzer auf Zemlin in Pommern. **Bleich**, Geh. Kanzlei-Rath zu Berlin. **Bock**, Amtsrath zu Berlin. **Bötticher**, Oberhof-Postmeister zu Potsdam. **Bosselmann, Gustav**, Verlagsbuchhändler zu Berlin. v. **Bredow**, Rittergutsbesitzer auf Schwanebeck bei Nauen. Frau v. **Bredow**, Ritterschafts-Directorin zu Berlin. **Broest**, Rittergutsbes. auf Schöningen, Kr. Randow in Pommern. **Bremer**, Rittergutsbesitzer zu Berlin. **Budke**, Oberamtmann zu Berlin. Frau v. **Bülow**, Oberforstmeisterin zu Berlin. **Cohn**, Banquier zu Berlin. **Dierke**, Rittergutsbes. zu Berlin. Frau Baronin v. **Eckardstein-Prostzel**, geb. v. Bredow zu Berlin. **Fent**, Gutspächter zu Heinersdorf bei Schwedt a. O. **Freytag**, Superintendent zu Berlin. **Friedmann**, Kaufmann zu Tuchorszen i. d. Prov. Posen. **Fritzel**, Ziegeleibesitzer zu Glindow bei Potsdam. **Gebauer**, Hofrath zu Berlin. **Goldschmidt**, Oec. Volontair zu Berlin. **Grasshoff**, Premier-Lieut. a. D. zu Berlin. **Graupn**[illegible] Kaufmann zu Berlin. **Günther**, desgl. **Habel**, Oeconom zu Gollwitz [illegible] Brandenburg. **Hagemann**, Oberamtmann zu Lietzow bei Nauen. v. **Hag**[illegible] Oeconom zu Gollwitz bei Brandenburg. v. **Henning**, Landwirth zu Weh[illegible] Reg.-Bez. Erfurt. **Himly**, Stud. jur. zu Berlin. **Hoeftke**, Oberamtmann zu Berlin. **Hofrichter**, Landwirth, Student, in Berlin. **Jacob**, Ober-Inspector zu Kummernick in Schlesien. **Jacobson**, Gutsbesitzer zu Seehof bei Teltow. **Jacoby**, Kaufmann in Berlin. **A. Jahn**, desgl. **Jahn**, Oeconom zu Berlin. **Knoblauch**, Königl. Baurath zu Berlin. **Koch**, Gutsbesitzer zu Zehlendorf bei Berlin. **Köhler**, Stadtgerichts-Rath a. D. zu Berlin. **Köhne**, Oberamtmann zu Hohen-Schönhausen bei Berlin. **Krüger**, Hôtel-Besitzer in Berlin. **R. Kühn**, Buchhändler in Berlin. v. **Langen**, Baumeister in Berlin. **Lewinsohn**, Disponent der Handlung von J. Markus u. Söhne in Berlin. **Mannkopf**, Oberst a. D. zu Berlin. **Mannkopf**, Kammer-Gerichts-Rath zu Berlin nebst Angehörigen. **Meier**, Literat, Referent der Stuttgarter Zeitung zu Berlin. **Mewes**, Assessor zu Berlin. **Meyer**, Administrator zu Kl. Beeren bei Berlin. **Meyer**, Volontair beim 2. Garde-Ulanen-Regiment in Berlin. **Mitzlaff**, Referendarius zu Berlin. **Möhring**, Oberamtmann zu Berlin. **Müller**, Oeconom zu Berlin. **Mulser**, Dr. phil. in Berlin. **Neuhauss**, Gutsbesitzer zu Blankenfelde bei Berlin. **Obster**, Landwirth zu Berlin. **Oldendorp**, Baumeister zu Berlin. **Orgo**, Gutsbesitzer. (Wohnort nicht angegeben.) **Palm**, Inspector zu Gollwitz bei Brandenburg. **Pasewaldt**, Rentier zu Zehlendorf bei Berlin. **Pasewaldt**, Gutsbesitzer zu Mariendorf bei Berlin. **Petersson**, Administrator zu Blankenburg bei Berlin. **Pietzcker**, Rittergutsbes. zu Dulzig, Kr. Schwetz. **Praetorius**, Landwirth zu Heinersdorf bei Schwedt a. O. **Raso**, Architekt zu Berlin. Fräulein **Rauch** zu Berlin. v. **Reimann**, Oberst-Lieutenant zu Berlin. **Reineck**, Pastor zu Berlin. **Richter**, Regierungs-Rath zu Berlin. **Ritter**, Hauptmann zu Berlin. **Ritter**, Lieutenant zu Berlin. **Rittwagen**, Amtmann zu Kl. Gandern, Prov. Brandenburg. **Röder**, Rittergutsbesitzer auf Lichtenberg bei Berlin. **Röllig**, Kaufmann zu Berlin. Baron v. **Romberg**, Rittergutsbesitzer in Berlin. **Rupprecht**, Landwirth zu Peylau bei Reichenbach in Schlesien. **Sänger**, Oberamtmann zu Berlin. v. **Salpius**, General-Major a. D. zu Berlin. **Schäfer**, Rentier zu Berlin. **Schayer**, Landwirth zu Berlin. **Scheidtmann**, Geh. Seehandlungs-Rath zu Berlin. **Schiffmann**, Rentier zu Berlin. **Schmidt**, Rechnungs-Rath zu Berlin. v. **Schmidt-Hirschfelde**, Lieut. a. D. zu Stargardt in Pommern. **Schotte**, Verlagsbuchhändler zu Berlin. **Seidel**, Geh. Ober-Reg.-Rath a. D. zu Berlin. **Siegfried**, Lieutenant zu Jaeglack, Kr. Rastenburg. **Simon**, Rittergutsbesitzer auf Malchow bei Berlin. **Spinola**, Gutsbesitzer zu Berlin. **Steffen**, Landwirth zu Berlin. **Steffens**, Architekt zu Berlin. **Tanninger**, Marine-Stabs-Arzt zu Berlin. **Trauenhardt**, Techniker zu Berlin. v. **Treskow**, Rittergutsbes. auf Friedrichsfelde bei Berlin. v. **Uebel**, Pächter zu Falkenrehde bei Potsdam. **Ulrici**, Administrat. zu Berlin. **G. Vogel**, Rittergutsbes. auf Nielub, Prov. Preussen. **Wedding**, Techn. zu Berlin. **Wegener**, Gutsbes. zu Berlin. **Weidner**, Oberamtmann zu Pudagla bei Swinemünde. **Wendt**, Gutsbesitzer zu Freienwalde a. d. O. **Wiese**, Kammergerichts-Referendarius zu Berlin. Dr. **Wilde**, Literat zu Berlin. Frau v. **Willisen**, Generalin zu Berlin. v. **Wiesmann**, Rittergutsbesitzer auf Schaikenberg in Pommern. **Wolf**, Buchhändl. zu Berlin. Dr. **Wolf**, Literat zu Berlin. **Yxem**, Prof. am Friedr.-Wilh.-Gymnasium zu Berlin. **Zander**, Landwirth zu Biesdorf b. Berlin.

X. Familienglieder des Staatsraths Albrecht Thaer.

Fräulein Willy Thaer (älteste Tochter A. Thaer's), Chanoinesse des Klosters Winhusen zu Wriezen a. O. **Johanna Thaer**, geb. Grasshof, Wittwe des Amts-Rath George Thaer zu Panten. **Ernst Thaer** (einziger Sohn der Vorigen), Rittergutsbesitzer auf Kummernick. **Ferdinande Thaer**, geb. Fröhlich, Wittwe des Dr. med. Ernst Thaer in Berlin. **Friedrich Körte**, Dr. med. in Berlin. **Marie Körte**, geb. Thaer, dessen Frau, in Berlin. **Albrecht Thaer** (Sohn des Staatsr. Albr. Thaer), Königl. Landes-Oec.-Rath auf Möglin bei Wrietzen a. O. **Albrecht Thaer** (Sohn des Vorigen), Dr. Phil., Privatdocent an der Universität Berlin, in Möglin. **Ida Thaer**, geb. Mannkopf, dessen Frau, in Möglin. **Albrecht Thaer**, deren Sohn, in Möglin. **Maria Nogenborn**, geb. Thaer (Tochter des Land.-Oec.-R. Thaer) zu Rüdersdorf. **Georg Nogenborn** (deren Mann), Lieutenant a. D. zu Rüdersdorf. **Wilhelm Thaer** (Sohn des Land.-Oec.-R. Thaer), Gymnasiast, in Möglin. **Eduard Thaer**, desgl. **Magdalene Thaer** (Tochter des Land.-Oec.-R. Thaer) in Möglin. **Christian Körte** (Sohn des Prof. Körte † u. der Caroline Körte, geb. Thaer †), Gutsbes. zu Selnow. **Carl Körte** (Bruder des Vorigen), Oeconom in Selnow. **Wilhelm Körte** (desgl.) in Beesdau. **Elise Körte** (Schwester des Vorigen) in Wrietzen a. O. **Wilhelmine Körte**, geb. Wolff, verwittwete Dr. Wilh. Körte. **Marie Schede**, geb. Körte (Tochter der Vorigen).

XI. Künstler des Denkmals.*)

Hugo Hagen, Bildhauer zu Berlin. **Gladenbeck**, Kunstgiesser zu Berlin. **Grünenberg**, Ciseleur zu Berlin. **Müller**, Steinmetzmstr. zu Berlin.

XII. Das Comité des Denkmals für Albrecht Thaer.

Mitglieder des Comités.

v. Meding, Wirkl. Geh. Rath u. Ober-Präsident a. D. auf Barskewitz bei Stargardt in Pommern. **v. Olfers**, General-Director der Königl. Museen in Berlin. **Graf v. Itzenplitz**, Regierungs-Präsident a. D., Königl. Kammerherr etc. auf Kunersdorf bei Wriezen a. O. **Koppe**, Königl. Landes-Oec. Rath auf Beesdau bei Luckau.

Secretair des Comités.

Böttcher, Geheimer Registrator in Berlin.

B. Vertreter und Theilnehmer aus nicht Preuss. Ländern.

I. Gesandte fremder Staaten am Preussischen Hofe.

Graf v. Linden, Königl. Würtemberg'scher ausserdentl. Gesandter und bevollmächtigter Minister. **v. Reitzenstein**, Königl. Hannoverscher Geschäftsträger. **v. Biegeleben**, Grossherzogl. Hessischer Minister-Resident. **v. Hopfgarten**, Geh. Rath und Grossherzogl. Mecklenburgischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister. **Jos. A. Wright**, ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der vereinigten Staaten Nord-Amerikas. — Der Kaiserl. österreichische Gesandte war geschäftlich, und die Gesandten der Königreiche Bayern und Sachsen, des Grossherzogthums Sachsen-Weimar und des Kurfürstenthums Hessen waren durch Unwohlsein verhindert, der Feierlichkeit persönlich beizuwohnen.

II. Vertreter von Vereinen, Instituten etc. und Privattheilnehmer.

Oesterreichischer Kaiserstaat.

K. K. patriotische ökonomische Gesellschaft zu Prag.

Dr. **Josef Lumbe**, Director des böhm. ständischen polytechnischen Instituts, 2ter Vice-Präsident der Gesellschaft, in Prag.

K. K. mährisch-schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn.

Böttcher, Geh. Registrator in Berlin, als Repräsentant der Gesellschaft.

Königreich Bayern.

Landw. Central-Verein für Bayern zu München und die höhere landw. Centralschule zu Weyhenstephan.

Helferich, Director der höheren landwirthschaftl. Centralschule zu Weyhenstephan bei Freysing. (Im Auftrage des Königl. Bayerschen Handels-Ministeriums.)

Königreich Sachsen.

Im Auftrage des Königl. Sächsischen Ministeriums des Innern.

Dr. **Reuning**, Geh. Regierungs-Rath und General-Secretair der landw. Vereine im Königreiche Sachsen.

Landw. Kreis-Verein zu Dresden.

v. Schönberg, Rittergutsbesitzer in Dresden.

Oeconomische Gesellschaft im Königreich Sachsen zu Dresden.

E. G. Siegel, Königl. Ober-Commissar u. Kreis-Secretair in Dresden.

Landw. Verein des Dresdner Elbthals.

Moritz Hänichen, Gutsbesitzer zu Prohlis.

Landw. Kreis-Verein im Erzgebirge zu Chemnitz.

Mehnert, Kommissar und Rittergutsbesitzer auf Klösterlein.

Landw. Akademie zu Tharandt bei Dresden.

Schober, Director der Akademie für Land- u. Forstwirthe zu Tharandt. (Im Auftrage des Königl. Sächsischen Finanz-Ministeriums.)

Landw. Lehranstalt zu Lützschena bei Leipzig.

Vogeley, Director der landwirthschaftl. Lehranstalt zu Lützschena

Privattheilnehmer.

Theodor Schröder, Rittergutsbesitzer in Dresden.

Königreich Hannover.

Königl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle.

Andreae, Königl. Finanzrath in Hannover. (Mitglied des Central-Ausschusses der Gesellschaft.)

Landw. Provinzial-Verein für den Landdrostei-Bezirk Hannover zu Hannover.

Dr. **Wolf**, Jagdrath in Hannover, I. Secretair des Provinzial-Vereins.

Landw. Provinzial-Verein für den Landdrostei-Bezirk Lüneburg zu Uelzen.

v. Plato, Amtmann zu Oldenstadt (Vice-Präsident d. Vereins). **Fischer**, Domainenpächter u. Director der landw. Lehranstatt zu Ebstorf bei Uelzen.

Herzogthum Braunschweig.

Privattheilnehmer.

v. Unger, Geh. Hof-Kammerrath zu Wolfenbüttel bei Braunschweig.

Herzogthum Nassau.

Verein Nassauischer Land- und Forstwirthe zu Wiesbaden.

Lindpaintner, Hauptmann in Wiesbaden, Mitgl. d. Vereins-Directoriums.

Herzogthum Holstein.

Holsteinscher landwirthschaftl. General-Verein.

F. A. Esch, Landwirth in Kiel, Präsident des General-Vereins.

Privattheilnehmer.

Hirschfeld, Rittergutsbes. auf Gr. Nordsee bei Kiel (ein Schüler Thaer's.) **E. G. Hirschfeld**, Rittergutsbes. auf Gr. Nordsee. **E. A. Hirschfeld**, Oecon. in Altona.

Herzogthum Lauenburg.

Landw. Verein des Herzogthums Lauenburg zu Ratzeburg.

E. Ph. Berkemeyer, Landrath, zu Gr. Thurow bei Mölln. **v. Holler**, Hofjägermeister zu Tüschenbeck bei Lauenburg.

Grossherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach.

Landw. Kreis-Verein zu Eisenach.

Deubach, Land-Kammerrath zu Unterrohn.

Privattheilnehmer.

Schulze, Student der Oeconomie, zu Jena.

Herzogthum Sachsen-Meiningen.

Landw. Verein zu Kamburg.

Vogt-Tümpling, Land-Kammerrath zu Tümpling (Grafschaft Kamburg).

Herzogthum Anhalt-Bernburg.

Privattheilnehmer.

Coqui, Oberamtmann zu Plötzkau.

Herzogthum Anhalt-Cöthen.

Landw. Gesellschaft zu Cöthen.

Nette, Amtmann auf Wörbzig.

Landw. Gesellschaft zu Rosslau.

Büchting, Domainenpächter zu Poetnitz.

Kurfürstenthum Hessen-Cassel.

Privattheilnehmer.

Oen, Rentner in Cassel (ein Schüler Thaer's).

Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen.

Privattheilnehmer.

Klemm, Landwirth zu Greussen.

Freie Stadt Hamburg.

Landw. Verein der Hamburger Marschlande und Umgegend.

C. Möffelmann, Lehrer in Reitbrook bei Bergedorf (Secretair des Vereins). **H. Schaumann**, Landmann zu Allemöhe bei Hamburg. **B. Elster**, Kaufmann in Hamburg. **A. F. Riemann**, Apothekenbesitzer zu Moorfleeth bei Hamburg.

Russland.

Privattheilnehmer.

Spach, Oeconom zu Gollingen in Kurland.

Schweden.

Privattheilnehmer.

Alex Johanssen Rusch, Agronom zu Carlskrona.

*) Professor Rauch, welcher die Statue modellirt hat, war bereits gestorben.